P. O. Hem. 1588 x - 2

Wette

Theodor

oder

des Zweiflers Weihe.

Bildungsgeschichte

eines

evangelischen Geistlichen.

Zweiter und letzter Theil.

Berlin,
bei G. Reimer.
1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Buch.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erstes Kapitel.

Man hatte Theodoren über die Lage der Dinge täuschen müssen. Als der Wundarzt noch an demselben Tage mit Johannes herbei eilte, um den Zustand des Verwundeten zu untersuchen, war schon eine bedeutende Stellung in der Fronte an den Feind verloren gegangen, und die Kriegskundigen gaben die Hoffnung auf, die Schlacht zu gewinnen. Johannes hatte dieß von einem höhern Befehlshaber vernommen, und theilte es dem Wundarzt mit, indem er ihn fragte: ob man seinen Freund, ohne Lebensgefahr, um ihn vor der Gefangenschaft zu sichern, rückwärts bringen könne. Der Wundarzt glaubte, daß man es wagen dürfe, und Johannes traf sogleich dazu Anstalt. Zugleich gab er dem Edelmann den Rath, daß er das Schloß verlassen, wenigstens seine Familie in Sicherheit bringen möchte,

was dieser auch noch an demselben Tage that. Als unser Freund wieder zu sich kam, war die Schlacht schon verloren, und der Rückzug angetreten, welcher weiter ging, als man erwartet hatte. Eben wollte Johannes Anstalten zum weiteren Fortbringen des Verwundeten treffen, als die Nachricht vom geschlossenen Waffenstillstande einging. Nun konnte die Heilung Theodors an diesem Orte vollendet werden. Johannes vermied es in den ersten Tagen, ihn zu sehen, um ihm nicht durch seine Ankunft den Verlust der Schlacht zu verrathen, und dadurch einen der Genesung nachtheiligen Eindruck auf ihn zu machen. Unterdessen schrieb er an Friederiken, und lud sie ein, hieher zu reisen und die Pflege ihres verwundeten Bruders zu übernehmen, indem er zugleich seine Gattin zu ihrer Begleitung auffoderte.

Theodors Einbildungskraft war fortwährend mit dem Bilde der schönen frommen Unbekannten beschäftigt, die er auf dem Schlosse des Edelmanns gesehen hatte, und er überwand endlich seine Schüchternheit, und fragte seinen Diener nach ihr.

Sie meinen, antwortete dieser, Fräulein Hildegard? So nannte man sie. Sie nahm sehr viel Theil an Ihnen, und hätte gern

Ihre

Ihre Pflege übernommen; aber sie mußte an demselben Abend abreisen, wo wir auch Sie fortbrachten.

„Ist sie denn die Tochter des Edelmanns?"

„„Ich glaube wohl.""

„Aber sie ist katholischer Religion, denn ich fand sie vor dem Marienbilde knieend; und ich glaube nicht, daß es in dieser Gegend katholische Einwohner gibt."

„„Der Pfarrer des Dorfes wenigstens, den ich sah, hatte nicht das Ansehn eines katholischen Geistlichen.""

Weiter war von dem Diener nichts zu erfahren.

Die schöne fromme Hildegard hatte auf Theodors Herz einen tiefen Eindruck gemacht, wodurch das Bild Theresens, an die er noch oft mit schmerzlicher Sehnsucht gedacht hatte, sehr verdunkelt war. Schon mit der äußern Gestalt überstrahlte Hildegard Theresen; jene war von höherem Wuchse, als diese; und wenn man dieser den Reiz und die Anmuth nicht absprechen konnte, so kam jener der Preis einer edlen, großartigen Schönheit zu. Aber das Tiefe und Seelenvolle ihres Blickes, und die fromme Einfalt und Selbstvergessenheit ihres Ausdrucks gab ihrer Schönheit ein höheres

über=

überirdisches Gepräge, und zwang Allen das Gefühl reiner Huldigung ab. Therese in ihrer anmuthigen Leichtfertigkeit und selbstgefälligen Zierlichkeit, erschien gegen sie wie ein Wesen untergeordneter Art.

Als Friederike und Anna angekommen waren, wagte es Johannes, sich seinem Freunde zu zeigen, und ihn mit der Kunde des schlechten Erfolgs des Feldzugs zu betrüben; denn die Freude, die geliebte Schwester wieder zu sehen, erheiterte den Kranken so sehr, daß er das Niederschlagende dieser Nachricht ertragen konnte. Aber trotz der liebevollen und erheiternden Pflege fand er sich beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten noch nicht so weit hergestellt, daß er wieder in seine Stelle bei dem Heere hätte eintreten können. Die Heilung seiner Wunde war anfangs zu sehr gestört worden, so daß das Wundfieber länger als gewöhnlich gedauert hatte; und darum litt er noch an einer bedenklichen Nervenschwäche, als die Wunde längst zugeheilt war. Es schmerzte ihn sehr, daß er zurückbleiben mußte; indessen wurde er bald durch die Nachricht eines großen Sieges erfreut, wodurch seine Genesung sichtbar befördert wurde.

Johannes war schon längst dem Heere gefolgt,

folgt, und Friederike hatte ihre Freundin Anna, welche nicht länger vom Hause wegbleiben konnte, auf Theodors Zureden zurückbegleitet. Endlich kam auch die Zeit, wo der Arzt unsern Freund entlassen zu können glaubte.

Er trat die Reise zu dem indessen weit vorgerückten Heere an, und nahm seinen Weg über das Dorf, wo er Hildegard gesehen hatte, in der Hoffnung, sie dort wieder zu finden. Aber der Edelmann war mit seiner Familie gerade in der nächsten Hauptstadt abwesend, und von Hildegard wußte der Verwalter, der Theodoren empfing, nichts weiter zu sagen: als daß sie die Tochter eines Freundes seines Herrn, und auf der Reise nach Rußland, welche ihr Vater vor dem Ausbruch des Krieges unternommen, hier krank zurückgeblieben, jetzt aber wieder in ihr Vaterland am Rhein zurückgekehrt sey. Ihren Familiennamen und den Ort ihres Aufenthaltes wußte der Mensch nicht zu nennen. Theodor konnte sich nicht länger aufhalten, und schied traurig von dem Orte, der, überall die Spuren der Verwüstung des Krieges zeigend, ihm noch öder erschien, weil die Herrliche ihn nicht mehr verschönte.

Zwei-

Zweites Kapitel.

In der nächsten Stadt traf Theodor mit mehreren Offizieren zusammen, welche, wie er, von ihren Wunden hergestellt waren, und dem Heere nachreisen wollten. Der Zufall fügte es, daß er mit dem einen, der sich Otto von Schönfels nannte, in einem Wagen zusammenreisen mußte. Der junge Mann hatte etwas in seinen Gesichtszügen, was Theodoren gleich anfangs anzog, und beide befanden sich wohl mit einander, obschon ihre Meinungen zum Theil sehr verschieden waren, und sie fast immer mit einander in Streit geriethen. Otto war Katholik, und hing mit Wärme und Eifer an seiner Kirche; er war Edelmann, und für die alte Reichsverfassung und das Lehenswesen schwärmerisch eingenommen. Wie sehr er aber auch mit Vorurtheilen erfüllt war, und wie lebhaft er dafür stritt, so hörte er doch gern

Ande=

Anderer Meinungen an, und ließ sich sogar, wiewohl langsam, eines Besseren überzeugen. Theodor war übrigens sehr behutsam in Bestreitung seiner Meinungen, zumal wenn sie sich auf die Lehren und Gebräuche seiner Kirche bezogen. Indeß, je länger sie zusammen reisten, und je vertrauter sie wurden, desto freier wagte sich der Protestant auszusprechen.

Als sie die Ufer des Rheins erreichten, war Otto sehr erfreut, sein Vaterland wieder zu begrüßen, das nun frei vom fremden Joch war. Du königlicher Strom, rief er, darfst deine stolzen Wellen nur zwischen freien Völkern hinwälzen, du darfst die verwandten Stämme nicht trennen, sondern mußt sie verbinden! Theodor war von dem schönen Anblick des großen Stromes und seiner blühenden Ufer sehr entzückt, und dachte dabei an Hildegard, welche in diesem schönen Lande heimisch war. Ach! wenn nur erst wieder, fuhr Otto fort, an diesen herrlichen Ufern die Säulen der deutschen Kirche, die drei geistlichen Kurfürstenthümer, aufgerichtet wären. Welche glückliche Zeiten, als diese erzbischöflichen Stühle noch standen, und unter dem Krummstabe die Völker fromm und ruhig lebten! Theodor war über diese Aeußerungen betroffen: so weit hatte er nicht geglaubt, daß

die

die Verblendung seines Freundes für den Katholicismus und die Hierarchie ginge. Er mußte ihm widersprechen, that es aber mit der größten Schonung.

Man behauptet allgemein, sagte er, daß die geistlichen Regierungen sehr mild gewesen seyen. Indeß scheint mir doch das Lob vorzüglich darauf gegründet zu seyn, daß sie die Unterthanen wenig bezahlen ließen. Daß diese Regierungen einen festen kräftigen politischen Charakter behauptet haben, läßt sich nicht erweisen.

Sie waren immer die treuesten Unterthanen des Kaisers, antwortete Otto, und noch finden Sie unter ihren Unterthanen die meiste Anhänglichkeit an das Reich.

„Doch fehlt es nicht an Beispielen, daß die geistlichen Fürsten sich mit dem Ausland gegen Kaiser und Reich verbunden haben; und ihnen ist in früheren Zeiten vorzüglich die Schwächung des kaiserlichen Ansehens zuzuschreiben, indem sie die Parthei der Päbste gegen die Kaiser ergriffen, und diesen eine Besitzung nach der andern abdrangen.“

Otto stutzte und wurde nachdenklich.

„Es ist überhaupt die Frage, ob die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht

für

für das geistliche und weltliche Wohl der Völker vortheilhaft sey. Wir wollen zuerst bei dem weltlichen Wohl stehen bleiben.“

„„Ist nicht die hierarchische Regierungsform die vollkommenste? Wenn die Frommen und Weisen das Scepter führen, dann sind die Völker gewiß am besten regiert. Die Mosaische Verfassung war hierarchisch, und im ganzen Alterthum hatten die Priester und Orakel einen großen Einfluß.“

„Die Mosaische Verfassung zerfiel bald, und machte der Anarchie Platz, bis das Volk das Bedürfniß fühlte, sich einen König zu wählen. Dieses Beispiel zeugt gar nicht günstig für die Hierarchie. Priester und Propheten leben in der geistlichen Beschauung, und taugen selten zur Handhabung der weltlichen Geschäfte; und wenn sie dazu taugen, so ist ihnen gewiß das Geistliche fremd. Christus wollte nichts mit Welthändeln zu thun haben; nur der Lügenprophet Muhammed war zugleich Krieger und Herrscher. Die weltlichen Regenten sollen ein offenes Ohr und Herz für die Lehren der Geistlichen haben, und dem Antriebe des Geistes folgen; dann ist die Regierung zwar nicht hierarchisch, aber theokratisch, d. h. Gott herrscht

durch

durch seine Werkzeuge unter den Menschen: und dieß war eigentlich das Ideal, welches Moses verwirklichen wollte.“

„„Aber wenn die Geistlichen keine Macht haben, so wird ihre Stimme nicht gehört: es muß ihnen verfassungsmäßig ein Theil an der Regierung zukommen, wie es eben im deutschen Reiche der Fall war, wo die Erzbischöfe im Kollegium der Kurfürsten saßen.““

„Dieß führt uns auf die geistliche Wohlfahrt der Völker, und die Frage, ob sie durch die Hierarchie befördert werde. Glauben Sie wirklich, daß der Einfluß der Geistlichkeit durch die Bekleidung mit weltlicher Macht gehoben werde?“

„„Allerdings! sie werden dadurch in Stand gesetzt, ihre Ueberzeugungen geltend zu machen, und ihnen mehr Gewicht zu geben.““

„Aber die Wahrheit ist ja nur dadurch Wahrheit, daß sie durch ihre innere geistige Kraft siegt. Wozu soll ihr die äußere fremde Stütze? Eine erzwungene Ueberzeugung ist keine Ueberzeugung; eine nicht freiwillige Tugend keine Tugend. Dazu kommt, daß wenn die geistlichen Würden mit Macht und Reichsthum ausgestattet sind, sie das Ziel des Ehrgeizes

geizes für die Kinder der Welt sind. Ich frage Sie aufrichtig, wie kommt es doch, daß die Kapitel und bischöflichen Stühle in Deutschland nur mit Edelleuten besetzt sind? werden Sie behaupten, daß die Edelleute immer die frömmsten und erleuchtetsten Geistlichen sind?"

„„Das ist freilich ein Mißbrauch.""

„Aber ein fast unvermeidlicher; und reißen auch nicht immer die Söhne der höheren Familien die geistlichen Würden an sich, so werden sie doch meistens an solche fallen, die sich auf weltlichem Wege dazu drängen; die wahrhaft würdigsten, weil sie demüthig und anspruchslos sind, werden sie in der Regel nicht erlangen. Die Geschichte zeigt, daß, so lange die christliche Geistlichkeit arm war, die Kirche sich geistig am besten befand; als sie mächtig und reich wurde, erlosch die Begeisterung, und die Sitten verschlimmerten sich."

„„Aber der Zustand der armen, meistens gedrückten protestantischen Geistlichkeit zeigt nicht zu Gunsten Ihrer Ansicht. Ich habe gefunden, daß sie wenig Achtung genießt.""

„Ich will zugeben, daß wir Protestanten in dem andern Aeußersten fehlen, indem bei uns die Geistlichen selten ihre Nothdurft haben und in Stand gesetzt sind, ihres Standes wür-

dig zu leben. Aber selbst in ihrer jetzigen Lage genießt die protestantische Geistlichkeit weit mehr wahre Achtung als die Katholische. Es ist selten eine Stadt, die nicht wenigstens Einen würdigen, gelehrten, frommen und erbaulichen Geistlichen besäße, und dieser erhält die Achtung der ganzen Gemeinde als freie Huldigung. Bei uns gelten nur die wahrhaft geistlichen Eigenschaften, der Stand an sich gilt wenig. Eine solche Gesinnung aber ist ächt christlich; denn Christus wollte die Menschheit von der Knechtschaft des Aeußerlichen erlösen, und innerlich im Geiste frei machen; nicht das Gesetz, nicht die Furcht und die dumpfe Scheu, nicht der Schein und Glanz, sondern die freie eigne Kraft des Geistes sollte fortan die Menschen beherrschen.“

„„Sie scheinen sonach gar keinen geistlichen Stand in seiner Unterscheidung und Auszeichnung vor den Laien zu wollen?““

„Einen geistlichen Beruf erkenne ich an, nicht einen geistlichen Stand. Wem Gott die Gaben ertheilt hat, welche ihn zum geistlichen Lehrer und Führer geschickt machen, der trete an die Spitze der Gemeinde, von ihr frei berufen; und da diejenigen, welche das Evangelium verkündigen, auch vom Evangelium leben sollen, so müssen die Geistlichen für ihre Arbeit

besol-

besoldet werden; am liebsten aber sehe ich es, wenn die Gemeinden freiwillig das zusammen legen, was die Nothdurft der Geistlichen erheischt.“

„„Sie haben einen gänzlich verschiedenen Begriff von der Kirche; sie scheint Ihnen bloße Privatsache zu seyn.““

„Die Kirche ist eine geistige Verbindung, welche auf der gleichen Ueberzeugung und Gefühlsstimmung beruht, und insofern sollte sie ganz frei seyn: aber darum ist sie nicht Privatsache, sondern die allgemeinste Verbindung, welche unter den Menschen Statt findet. Sie reicht über die ganze Erde, und durch alle Zeiten. Die wahren Christen sind überall verbunden; wer heut zu Tage wahrhaft an Christum glaubt, ist Bruder der ersten Christen, welche vor achtzehn Jahrhunderten dem Herrn anhingen, und derer, die, wer weiß in welcher späten Zukunft, seinen Glauben noch bekennen werden!“

„„Wie kann aber die Einheit der Lehre und der Gebräuche bestehen, wenn nicht ein Priesterstand, unter einem Oberhaupt vereint, darüber wacht? Die protestantische Kirche ist in mancherlei Bekenntnisse zersplittert, und

durch

durch eine ungezügelte Lehrfreiheit zerrüttet; nur bei uns ist ruhiger sicherer Bestand.“““

„Als die christliche Kirche am schönsten blühte, brachte sie eine Menge Ketzereien hervor, und der Apostel sagt mit Recht, daß dergleichen nothwendig sind. Eine Ruhe ohne Streit und Bewegung ist geistiger Tod. Selbst noch im Mittelalter, als der Katholicismus in seiner Blüthe stand, fehlte es nicht an Ketzereien und auffallenden Lehrmeinungen. Jetzt, wo es in der katholischen Kirche wenig Streit und Meinungsverschiedenheit gibt, liegt die Gottesgelahrtheit im Schlafe. Um diesen Frieden beneiden wir Ihre Kirche nicht.“

„„Aber Ihre Kirche wird sich bei der zügellosen Lehrfreiheit gewiß bald auflösen.““

„Das fürchte ich nicht. Unsere Theologie hat manche Irrwege durchlaufen, aber sie kehrt schon wieder zurück. Die Wahrheit macht sich immer wieder geltend. Sie sind auch im Irrthum, wenn Sie glauben, daß wir gar keinen Zügel haben. Die heil. Schrift und die Geschichte, deren Zeugniß wir mit freier Ueberzeugung anerkennen, lassen uns nicht ganz von der rechten Bahn abirren.“

„„Ich weiß nicht, worin der Hauptpunkt

der

der Verschiedenheit unserer Ansicht von der Kirche liegen mag. Sie scheinen mir die Religion zu innerlich und geistig zu nehmen; ich aber verlange auch eine äußere Darstellung derselben. Sehen Sie diesen Dom, der sich mit seinen Thürmen stolz und kühn emporhebt (sie standen gerade auf einer Anhöhe, von welcher sie eine große Stadt übersehen konnten). Er verkündigt schon allein durch seine Erscheinung, daß hier der Dienst des Herrn seinen Sitz hat. Die rohen todten Massen der Steine, vom frommen Künstlergeist geordnet und gestaltet, müssen dem Glauben dienstbar seyn; die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, die Gebete, welche die Frommen zu ihm senden, haben eine körperliche Hülle um sich gelegt, und erscheinen im sichtbaren Bilde zur Mahnung für die sinnlichen Menschen: daß sie nie vergessen, was sie dem Herrn schuldig sind. Es ist der Geist, der in diesem Bauwerke uns entgegen tritt, aber in körperlicher Gestalt. Hören Sie das majestätische Geläute vom Dom her? Es verkündet die Stunde der Andacht, und ruft die Frommen zum Gebet. Es ist der Geist der Frömmigkeit, der zu uns spricht, aber mit körperlicher Zunge. So muß überall der Geist sich herrschend des

Stoffs bemächtigen, ihm seine Form aufdrücken, ihn als Werkzeug gebrauchen. Gerade so muß es auch einen mächtigen herrschenden Priesterstand geben, damit die Herrschaft des Geistes sich auch äußerlich bewähre und geltend mache. Wo der Geist nicht schafft und bildet, wo er innerlich bleibt ohne Einwirkung nach außen, da ist er kraftlos und matt, und die Gottlosen spotten seiner.""

„Sie haben hier Schein und Wahrheit gemischt. Allerdings soll die Religion herrschend ins Leben treten, die Menschen zu großen Thaten und Werken begeistern; und auch die Ausübung der Andacht soll anschaulich und erwecklich in Kunst- und Bildwerken sich offenbaren. Wenn das Gefühl der Andacht sich in feierlichen Gesangweisen, in begeisterter Rede ausspricht: warum soll nicht auch der Geist der Frömmigkeit sich in Stein und Farben schöpferisch offenbaren? Der Ort, wo die Gesänge ertönen, sey durch die Erhabenheit seiner Bauart, durch die bedeutsamen Zierden, die ihn schmücken, selbst ein Sinnbild der Andacht. Eine Gemeinde, in welcher ein lebendiger Geist der Andacht lebt, wird sich solche Erweckungsmittel schaffen, und die Ehre Gottes durch Denk-

Denkmäler ihrer schöpferischen Begeisterung verherrlichen. Aber das, was rein innerlich und geistig ist, werde nicht äußerlich und körperlich gemacht. Die Gabe des Geistes, das Amt der Seelsorge werde nicht als Handwerk und Monopol behandelt, nicht an äußerliche Bedingnisse geknüpft. So wie es ein Verbrechen ist, die Gabe des Geistes und das geistliche Amt mit Geld zu erkaufen: so ist es nicht weniger eine Entweihung des Heiligen, wenn man ihm einen Glanz leiht, dessen es nicht bedarf, und es in das Irdische herabzieht. Es soll eben so wenig mit weltlichem Gut belohnt und geehrt, als damit erkauft werden."

„„Aber wenn Sie den Dienst der Kunst für die Kirche nicht verschmähen, so müssen Sie der Kirche auch irdische Mittel geben, die Kunst sich dienstbar zu machen. Wo die Geistlichkeit nicht reich ist, da werden die Künste nicht viel für die Kirche zu thun haben. Klöster, Stifter, Bischöfe und Päbste haben die Künstler am meisten beschäftigt.""

„Darin haben Sie Recht; aber wenn die Verherrlichung der Kirche durch die Künste, nicht durch gemeinsame begeisterte Bemühung

und Aufopferung zu Stande kommt, so hat sie bei weitem nicht den rechten Werth. Bis eine solche Begeisterung wieder erwacht, wollen wir lieber die Kirche schmucklos dastehen sehen; wenn sie nur frei ist, und sich aus sich selbst entwickeln kann.""

Drit-

Drittes Kapitel.

In der Stadt, in welche unsere Reisenden nun einzogen, hielten sie Rasttag, und Otto führte unserm Freunde einen ihm von sonst her bekannten katholischen Geistlichen zu, in der nicht verhehlten Absicht, daß er statt seiner den Streit für die katholische Kirche führen sollte. Der Geistliche machte Theodoren bald den Vorwurf: daß die protestantische Kirche auf dem Wege sey, von Christo abtrünnig zu werden, während die katholische treu an dem Glauben festhalte. Die Katholiken nämlich können sich so wenig in die freie Beweglichkeit des Protestantismus finden, und einige vorlaute Stimmen unter den protestantischen Schriftstellern haben sie so sehr erschreckt: daß keine Ansicht von unserer Kirche unter ihnen mehr verbreitet ist, als diese, welche vorher schon

Otto

Otto und jetzt wieder der Geistliche gegen Theodor aufstellte.

Was gilts, sagte dieser, ich beweise Ihnen, daß Ihre Kirche die abtrünnige, und die unsrige die allein treue ist!

Das wäre in der That ein Meisterstreich der Dialektik, antwortete der Geistliche.

„Es bedarf keiner Kunst, nur der schlichten Darstellung der Wahrheit. Nur müssen wir uns erst über einen Grundsatz vereinigen, über eine Regel, nach welcher wir den Zustand und die Richtung beider Kirchen messen. Sie werden mir gewiß zugeben, daß diejenige die treueste sey, welche der ursprünglichen göttlichen Offenbarung am meisten entspricht, und am eifrigsten bemüht ist, derselben zu entsprechen.“

„„Allerdings; es kommt nur darauf an, was Sie unter Offenbarung verstehen, und welche Quelle Sie für dieselbe annehmen.““

„Auch darüber müssen wir uns vereinigen. Offenbarung ist dasjenige, was als Gottes freie Gabe den Menschen gegeben, was nicht durch menschliche Weisheit erfunden ist, vielmehr als Richtschnur und Leitstern für diese gelten soll.“

„„Sie stellen sie also doch über die Vernunft, während Viele Ihrer Schriftsteller sie mit der Vernunft für einerlei halten.““

„Das

„Das Verhältniß der Offenbarung zur Vernunft wollen wir jetzt nicht genauer bestimmen. Genug, jene soll nicht von der klügelnden Vernunft, von der anmaßlichen Willkühr verändert und umgebildet werden. Christi Zweck war es vielmehr, die Menschen von der Tyrannei der menschlichen Willkühr zu befreien, und sie unter die befreiende Herrschaft der ewigen Wahrheit zu stellen. Vor ihm hatten verschiedene menschliche Religionssysteme neben und nach einander die Völker beherrscht, keines konnte ganz beglükken, keines hatte einen festen Bestand. Mit Christo sollte diesem unglückseligen Wechsel ein Ende gemacht werden, die reine Sonne der Wahrheit sollte alle jene trüben Lichter auslöschen und alle Nebel vertreiben, welche den Gesichtskreis der Menschen verhüllten.“

„„Ich sehe noch nicht, wo Sie hinaus wollen.““

„Ich bin bald am Ziele. — Alles kommt nur auf die treue reine Auffassung der göttlichen Offenbarung an, welche allein durch den, beim Anschaun der Herrlichkeit Christi oder bei dem von ihr vernommenen Zeugniß, erweckten Glauben geschieht. Der Glaube ist die demüthige zutrauensvolle unbedingte Anerkennung

der

der ewigen Wahrheit ohne Klügelei und Willkühr. Dieser Glaube war am reinsten und lebendigsten bei denen, welche Christum selbst gesehen und gehört, oder die Kunde von ihm aus dem Munde seiner begeisterten Jünger vernommen hatten. Wie aber soll der Glaube weiter fortgepflanzt werden?"

„„Durch Tradition und Schrift.""

„Lassen Sie uns bei der Tradition stehen bleiben, auf welche Ihre Kirche ein solches Gewicht legt. Fassen wir den Begriff der Ueberlieferung im katholischen Sinne erschöpfend auf, so gehört sie nicht bloß dem Gedächtniß, sondern auch dem Gefühl an, und enthält außer der geschichtlichen Kunde von Christo auch das Gesammtgefühl der Kirche von seiner alles übertreffenden geistigen Würde und Hohheit, und der von ihm mitgetheilten Wahrheit. Was nun zunächst die Seite des Gedächtnisses betrifft, so frage ich Sie: halten Sie ein menschliches Gedächtniß für untrüglich?"

„„Ein einzelnes keinesweges, aber wohl das der ganzen Kirche.""

„Wenn das einzelne irrt, so können und müssen auch alle in der Gesammtheit irren."

„„Das ist kein richtiger Schluß, zumal wenn man dabei erwägt, daß die Kirche immer

über

über die Reinheit der Ueberlieferung gewacht hat.""

„Mein Schluß ist richtig: wie die Theile, so das Ganze; und was die Wachsamkeit der Kirche betrifft, so konnte sie nur von Nutzen seyn, wenn eine Regel da war, nach welcher die Richtigkeit der Ueberlieferung beurtheilt werden konnte."

„„Diese Regel ist das Alterthum, die Allgemeinheit und Uebereinstimmung. Das, was von jeher und überall einstimmig von Allen gelehrt worden ist, gilt uns als katholische oder allgemeine Wahrheit.""

„Welche schwankende Regel, und wie wenig ist sie treu befolgt worden! Sind nicht gewisse Lehren und Gebräuche anerkannterweise erst später aufgekommen und von der Kirche sanctionirt worden, wie die Lehre vom Fegfeuer und die Entziehung des Kelches?"

„„Allein es finden sich bei den ältesten Schriftstellern der Kirche Andeutungen jener Lehre; und diesen Gebrauch hält die Kirche dem Sinn und Geist der apostolischen Kirche angemessen.""

„Allerdings gilt Ihrer Kirche die Uebereinstimmung der Kirchenlehrer schon als eine Quelle oder als Richtmaß der Ueberlieferung; aber eine

solche

solche Beweisführung ist keinesweges rein geschichtlich, da es nicht nur möglich, sondern sogar erwiesen ist, daß gewisse Zeitmeinungen auf die Kirchenlehrer Einfluß geübt haben, mithin die Lehren der Kirchenväter nicht frei von dem Verdachte sind, bloße menschliche Lehrmeinungen zu seyn. Auch deuten Sie selbst auf eine Art der Ueberlieferung hin, welche dem geschichtlichen Boden ganz entwandt ist, nämlich die Befugniß der Kirche, spätere Institutionen im Geiste des Christenthums und apostolischen Alterthums geltend zu machen, was man die gesetzgebende Ueberlieferung (traditio constitutiva) nennt."

„„Diese Befugniß beruht darauf, daß der Geist, den Christus seinen Aposteln mitgetheilt, in welchem er selbst gelehrt und gewirkt hat, in der Kirche lebendig fortdauert; so daß alles, was durch die Uebereinstimmung der Lehrer und die allgemeinen Kirchenversammlungen ausgesagt wird, aus der Quelle der Offenbarung selbst fließt.""

„Das ist die Annahme; und wir kommen also auf den zweiten Bestandtheil der Ueberlieferung nach unserer Zerlegung, ich meine das sich darin aussprechende Gesammtgefühl der

Kirche.

Kirche. Ein solches Gefühl lebt allerdings in ihr, und es ist ihr wahrer Lebensgeist. Aber glauben Sie, daß es immer rein geblieben ist? Ein reines Gefühl von der göttlichen Würde Jesu und der durch ihn geoffenbarten Wahrheit kann nur ein reines Herz empfangen; und glauben Sie, daß in der Kirche die Unlauterkeit des menschlichen Herzens ihr Spiel nicht getrieben hat? Schwächer mußte jenes Gefühl ohnehin werden, je weiter es sich fortpflanzte. Am stärksten lebte es unter den Aposteln, weniger stark schon unter deren Schülern.“

„„Sie vergessen, daß Christus seinen Geist in der Kirche zurückgelassen hat, der sie in alle Wahrheit leitet.““

„Ich spreche eben von diesem Geist, indem ich von dem Gefühl spreche, welches durch den von Christo empfangenen geistigen Eindruck in den Gemüthern seiner Gläubigen lebt. Wie denken Sie sich die Mittheilung des Geistes? Glauben Sie, daß Christus ihn wie eine Art feiner Materie über die Seinen ausgegossen hat? Geist ist Leben, Lebenskraft. Durch Christi höhere reinere Kraft hat das geistige Leben der Menschen, das von Gott rein geschaffen, aber von der Sünde getrübt worden ist, eine Anregung und Richtung zum Höheren bekommen,

das

das Unreine ist daraus vertilgt worden: und dieß verstehe ich unter dem Geist, den er uns hinterlassen hat.“

„„Also denken Sie sich diesen Geist nicht gegenwärtig wirksam, sondern Sie nehmen nur eine ein Mal geschehene Anregung an, an der wir bisher als an einer dürftigen Aussteuer zehren? So glauben Sie wohl auch nicht an eine unmittelbare Gegenwart Christi in seiner Gemeinde?“„

„Ich glaube, was Sie glauben, ich denke nur etwas anders. Christi Geist ist unmittelbar wirksam in seiner Gemeinde, seine Wirkungen erscheinen aber mittelbar und in verschiedenen Abstufungen. Oder glauben Sie, daß er in allen Herzen gleich wirksam ist? Und wenn Sie das nicht glauben, so haben Sie dieselbe Vorstellung, die ich habe: nämlich daß, wenn alles auf die Fortpflanzung des Urbildes der Offenbarung durch Ueberlieferung ankommt, die Reinheit desselben im Fortgange der Zeit getrübt werden muß.“

„„Dafür haben wir aber noch die heilige Schrift, als die zweite Quelle der Wahrheit.““

„Die Sie aber nicht gehörig schätzen und gebrauchen.“

„„Wir

„„Wir überschätzen sie nur nicht, wie Sie Protestanten.““

„Allerdings wird sie bei uns nach dem angenommenen System überschätzt, indem sie mit der Offenbarung selbst verwechselt wird. Sie enthält nicht diese selbst, sondern das älteste und treueste Zeugniß von ihr. Die Offenbarung selbst geschah durch die Menschwerdung Christi, und das, was er auf Erden that und litt. Ich gebe Ihnen auch zu, daß die Kirche höher steht als die Schrift, weil die Stiftung derselben durch das lebendige Bekenntniß, daß Jesus Gottes Sohn sey, nicht aber durch die Anerkennung der Schrift geschah.“

„„Hiermit haben Sie die Existenz Ihrer Kirche ganz aufgegeben.““

„Mit nichten! Sie ruht als Kirche ebenfalls nicht auf der Anerkennung der Schrift, sondern als solche schließt sie sich an die katholische, d. h. allgemeine Kirche Christi auf Erden an. Als Confession aber, im Gegensatz gegen Ihre Kirche, ist sie auf die Anerkennung der Schrift als der höchsten Norm der Glaubenswahrheit gegründet, und in dieser Anerkennung hat sie Recht, wovon ich Sie zu überzeugen hoffe, wenn Sie mich geduldig anhören wollen.“

Da

„Da das Gedächtniß der Menschen trüglich, da ihr Gefühl unrein und falscher Eindrücke fähig ist: so mußte sich das Bild der Offenbarung, welches ewig das Urbild, nach welchem die Kirche zu gestalten ist, bleiben soll, nach und nach trüben und entstellen; wenn es nicht in einem getreuen und reinen Spiegel aufbewahrt wurde, in welchen die Christen schauen konnten, um dasselbe sich immer wieder ins Gedächtniß zu rufen und dem Herzen einzuprägen. Wurde das ursprüngliche Bild der Offenbarung entstellt und getrübt, so war der Zweck derselben verfehlt, daß nämlich die Menschen von der Herrschaft ihres eigenen Wahnes befreit würden; die Wahrheit Christi wurde nach und nach von Menschenlehren verunreinigt. Ein solcher Spiegel ist uns in der heil. Schrift gegeben, welche das Zeugniß der Apostel von Christo enthält; an ihr sollen wir unsern Glauben, dasjenige, was wir durch Ueberlieferung der Kirche empfangen, und was uns schon früh durch das Leben eingepflanzt wird, erfrischen und berichtigen. So betrachtet und benutzt aber die katholische Kirche die heilige Schrift nicht: sie stellt nicht die Ueberlieferung unter dieselbe als ihre Regel, sondern sieht jene als eine von ihr unabhängige, nach ihr

nicht

nicht zu berichtigende Quelle an; und was das Schlimmste ist, sie läßt die Auslegung der Schrift nicht frei, sondern macht sie zum Eigenthum der Geistlichkeit, welche ihren Wahn in den Sinn der heil. Schriftsteller einzuschieben das Recht hat. Am bestimmtesten hat sich über die Verachtung der Schrift die Synode von Trient ausgesprochen, welche den lateinischen Text für authentisch erklärt, und somit die ächte Auslegung aus der Kirche verwiesen hat. Wie konnte sie dieß thun, wenn es ihr um die Wiederherstellung der reinen urchristlichen Wahrheit zu thun war? Eine Uebersetzung, wäre sie auch die richtigste, ist nie der Urschrift gleich zu setzen.“

„„Der Gebrauch des Urtextes ist doch nicht verboten, und die katholischen Gelehrten haben sich denselben auch nicht rauben lassen.““

„Im öffentlichen Kirchengebrauch, in Disputationen, Predigten und Auslegungen soll die lateinische Version für authentisch gelten, und niemand es sich herausnehmen, sie zu verwerfen. Ist damit nicht der wahren geschichtlichen Auslegung der Eingang in die Kirche versagt? Bedarf es übrigens, nach so viel Proben von willkührlichen Festsetzungen in Lehre

und

und Gebräuchen, des Beweises, daß die kathos lische Kirche unbekümmert ist um die Reiners haltung und Wiederherstellung der ursprünglis chen Offenbarung? Ja, gilt nicht schon allein die Anerkennung der Concilien und des Pabs stes, als der untrüglichen Glaubensrichter, als Beweis: daß sich Ihre Kirche von dem Hins blick auf den — der, über alle Herrschaft und Gewalt erhaben, mit der Herrlichkeit bekleidet ist, die er bei dem Vater hatte, ehe die Welt war — abgekehrt, und nach einer weltlichen Herrlichkeit hingewandt hat, vor der sie götzens dienerisch die Kniee beugt? Christus wird über den Pabst und den Concilien vergessen, jenes Stimme wird nicht gehört vor den willkührlis chen Aussprüchen dieser. Wir Protestanten dagegen, ohne uns von der Gemeinschaft mit der großen Kirche losreißen zu wollen, sind unablässig bemüht, die Idee der Offenbarung in ihrer ursprünglichen Reinheit aufzufassen, indem wir mit freiem Blick die heil. Schrift durchforschen."

„„Und mischt sich in Ihre Auslegungen nicht auch menschlicher Wahn? Bei Ihnen drängt ja eine neue auffallende Lehrmeinung die andere; ja behauptet nicht ein großer Theil

Ihrer

Ihrer Gottesgelehrten, daß die Vernunft die einzige Quelle aller Wahrheit sey?""

„Ich leugne dieß nicht; aber da sich der menschliche Wahn bei uns mit keiner weltlichen Gewalt waffnen kann, so wird er bald wieder verdrängt, und die Wahrheit siegt zuletzt in allem Streite. Der Geist der Freiheit belebt uns, und wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit." *)

Der Geistliche schüttelte den Kopf und schwieg. Otto gestand, daß er sich das Verhältniß beider Kirchen niemals so gedacht habe, und daß er jetzt vortheilhafter von der protestantischen urtheile.

Die Unbeweglichkeit der katholischen Kirche, fuhr Theodor fort, ist das Werk der Hierarchie. Der Vortheil derselben verträgt sich nicht mit freier Forschung, welche gemeinsames Eigenthum seyn würde; sie will im Reiche des Geistes herrschen, wo doch Keiner Knecht seyn soll: und so drückt sie alle Geistesfreiheit mit eisernem Scepter darnieder.

Sie

*) Vergl. zu diesem Gespräch „de Wette über Katholicismus und Protestantismus im Verhältniß zur christlichen Offenbarung" in dessen Zur christl. Belehrung und Ermahnung. 1. Heft 1819.

Sie machen uns einen schweren Vorwurf, antwortete der Geistliche.

Die Sache erscheint erst in ihrem wahren Lichte, versetzte Theodor, wenn man den Katholicismus der neuern Zeit von dem des Mittelalters unterscheidet. Das Volk bedurfte in seinem damaligen Zustande der Rohheit einer Vormundschaft, welche die Geistlichen übernahmen. Damals waren sie die einzigen Gebildeten, und hatten das Recht und die Pflicht, für das Volk zu denken. Jetzt aber sollten sie die Zügel der Geistesherrschaft nicht mehr allein behaupten wollen, da das Volk mündig geworden ist, und wenigstens ihm nicht Ueberzeugungen aufdrängen, welche seinem jetzigen Geisteszustand nicht mehr zusagen. Sie hätten sollen dem Geiste nachgeben, der sich in der Reformation kund gab. Aber das zu thun wehrte ihnen die Herrschsucht. Das Concilium von Trient hat diese Verstocktheit der Geistlichkeit ausgesprochen und geheiligt, und von daher schreibt sich erst derjenige Katholicismus, der mir als der verderbliche Feind der Wahrheit erscheint. Derjenige, den Luther bekämpfte, war ein Irrender und Sünder, der bewußtlos auf dem falschen Wege fortging; nachdem ihm aber das Licht der Wahrheit vorgehalten wor-

den

den war, hätte er sich bessern, und nicht eigensinnig in seinen Sünden verharren sollen. Mit gutmüthiger und träger Leichtgläubigkeit hängt ihm noch ein großer Theil der Welt an, denn die Macht der Gewohnheit ist groß; aber sein wahres Leben ist vorüber, er ist als eine sich nach und nach auflösende Leiche zu betrachten.

Wohl mögen wir uns, erwiederte der billige Geistliche, auf dem einen Aeußersten, der zu steifen Anhänglichkeit an das Alte, befinden: aber gestehen Sie nur, Ihre Kirche befindet sich auf dem andern Aeußersten, dem des Uebermaßes der Freiheit.

Theodor bat um Erlaubniß, seine Ansicht von der geschichtlichen Bedeutung der Reformation vortragen zu dürfen, welche ihm gern gewährt wurde.

Viertes Kapitel.

Theodor hub an. Die Geschichte der Bildung der Menschheit stellt das Schauspiel einer langsamen, ruckweise fortschreitenden Entwickelung des Geistes dar. Der Mensch ist ein sinnlich geistiges Wesen, und hat immer zu kämpfen, daß der Geist die Oberhand behalte, und, wenn er sich einmal emporgearbeitet hat, nicht von neuem unterdrückt werde. Gefährlicher als die Sinnlichkeit ist dem Geiste die Gewohnheit, welche auch das Geistige wieder zum Sinnlichen macht, und das, was ewig beweglich ist, in feste dauernde Form schlägt. So sehen wir vor Christo in den verschiedenen Religionen den Geist eine Stufe der Freiheit nach der andern ersteigen, und auf jeder, die er erstiegen, eine Zeit lang wieder träge ausruhen. In Christi Person erscheint die volle Freiheit der Kinder Gottes; denn er war Gottes Sohn.

Die

Die Gewalt seines Geistes riß diejenigen, welche den nächsten Eindruck von ihm empfingen, von den alten Fesseln los; aber die Befreiung der ganzen Christenheit kann nur nach und nach gelingen.

Als Christus die Erde verlassen hatte, als auch die Apostel nicht mehr waren, machte der alte Geist der Gewohnheit und Knechtschaft sich wieder geltend; und es bildete sich aus jüdischen und heidnischen Bestandtheilen eine Gestalt des religiösen Lebens, welche allerdings freier und geistiger war, als irgend eine schon dagewesene, die aber doch dem Urbild Christi nicht entsprach, und noch vieles von der alten Knechtschaft an sich trug. Sie dauerte und wuchs bis zur Reformation. Unterdessen war die Menschheit geistiger und freier geworden, und des bisherigen Joches müde. Nun hätte sollen die der Zeit nicht mehr angemessene Gestalt des Kirchenlebens sanft umgebildet werden; aber eine solche Umbildung scheint für die Menschen kaum möglich zu seyn. Es giebt nämlich immer bei jedem eintretenden Bedürfniß der Umbildung eine Menge Menschen, in denen der Geist der Gewohnheit noch mächtig ist, und welche sich der heilsamen Operation widersetzen.

Es

Es kommt zum Kampfe zwischen den Freien und Unfreien, und es geschehen Risse und Trennungen. Dieß war der Fall bei Luthers Reformation, welche eigentlich nicht diesen Namen verdient, sondern eine wirkliche Revolution war. Es entspringt aus solchen Kämpfen und Zerstörungen der Vortheil, daß sich die Menschheit der Freiheit klarer bewußt wird, und sie gleichsam in ihrer nackten Gestalt schaut. Aber zum Gegensatz gegen den Katholicismus getrieben, suchten die Protestanten den Riß so groß als möglich zu machen, und sind in der Zerstörung unstreitig zu weit gegangen. An Wiedergestaltung, an Schöpfung eines neuen Zustandes ist bei ihnen wenig gedacht worden; Auflösung ist bis jetzt das Werk der Zeit gewesen.

Daß die Sache diese Wendung nahm, war durch eine höhere Nothwendigkeit bestimmt, und die Protestanten tragen die Schuld nicht, sondern eher die katholischen Hierarchen, welche sich der sanften Umbildung widersetzten; will man recht billig seyn, so tragen beide Theile die Schuld. Zum Wiederaufbau des Zerstörten wird es nicht eher wieder kommen, als bis der Gegensatz und Streit versöhnt ist, und eine neue Anregung kommt, durch welche eine dritte Gestalt des kirchlichen Lebens, die weder Pro-

testantismus noch Katholicismus ist, ins Leben tritt. Wie sie kommen soll, weiß ich nicht, aber nach ihr sehne ich mich mit Allen, welche wissen, was uns noth thut.

Zwei Mängel oder Gebrechen sind es, welche die protestantische Kirche drücken. Einmal die einseitige Richtung auf den Begriff, das Uebergewicht des Denkens über das Gefühl, der Mangel der Poesie im religiösen Leben. Die katholische Kirche hat allerdings viel Bildliches und Anschauliches, und verstattet der Kunst und Dichtung weit mehr Einfluß, als die protestantische Kirche; aber dagegen hat der Aberglaube und die grobe Sinnlichkeit in ihr noch zu viel Spielraum. Wenn einst die reine Geistigkeit des Protestantismus sich mit einer anschaulichen glänzenden Hülle umgibt: dann wird etwas viel Höheres zu Stande kommen, als die katholische Kirche jetzt aufweisen kann.

Der zweite Mangel der protestantischen Kirche ist die Gemeinschaft. Man kann sagen, daß es nicht Eine protestantische Kirche, sondern viele gibt, welche nicht nur durch verschiedene Lehrbegriffe und Gebräuche, sondern auch durch politische Unterschiede getrennt sind. Die Litteratur ist fast das einzige Band, welches sie mit einander

ander verknüpft; und auch diese vermittelt mehr den gegenseitigen Streit, als eine brüderliche begeisterte Eintracht. Die Ursache dieser Trennung liegt vorzüglich im Geiste der Freiheit und in der Richtung auf den Begriff, indem man sich in eigenthümlichen Meinungen gefällt, und keine Aufsicht da ist, noch da seyn darf, durch welche der Streit geschlichtet würde. In der katholischen Kirche ist mehr Gemeinschaft, die aber durch die strenge Geistesherrschaft der Bischöfe und des Pabstes erhalten wird. Wenn einst die Freiheit die Eintracht sucht, wenn die Protestanten sich freiwillig in friedliche Gemeinschaft fügen, und von der Einseitigkeit des Verstandes zur Fülle des Gefühls zurückkehren: dann wird auch von dieser Seite das Höhere erscheinen.

Die beiden Katholiken waren mit dieser Ansicht des Verhältnisses beider Kirchen nicht ganz unzufrieden; nur erinnerte der Geistliche Folgendes dagegen. Ob es gleich löblich sey, nach dem Vollkommneren zu streben, so müsse man doch auch die Schwachheit der Menschen berücksichtigen, und nicht das Ziel zu weit stecken. Der Protestantismus scheine in diesen Fehler zu verfallen, indem sein Streben zu geistig sey. Der Katholicismus sey mehr

für

für den großen Haufen berechnet, der auch davon mehr angezogen und festgehalten werde.

Sie haben nicht Unrecht, antwortete Theodor; und die Weltleute, die Staatsmänner, welche die Religion bloß als äußere Anstalt, als Zügel für das Volk betrachten, sind auch in der Regel für den Katholicismus eingenommen. Indessen glaube ich doch, daß der Protestantismus seines Zieles nicht ganz verfehlt; denn wenn die Sittlichkeit des Volks den Maßstab abgibt für die Wirksamkeit der Religion, so glaube ich, daß der Protestantismus den Preis davon tragen wird.

Die Vergleichung, versetzte der Geistliche, ist nur sehr unsicher.

Da wo Protestanten und Katholiken beisammen wohnen, erwiederte Theodor, ist das herrschende Vorurtheil für die größere Sittlichkeit der Protestanten. Und kann es auch anders seyn? Alles, Jugendunterricht, Predigt und Gottesdienst ist mehr, als in Ihrer Kirche, auf die Erleuchtung des Verstandes und die Besserung des Herzens gerichtet. Und, wenn ich so aufrichtig seyn darf, dieses noch hinzuzusetzen: vorzüglich wirkt auch das sittliche Beispiel unserer Geistlichen vortheilhaft,

die

die zwar oft gemein und unbedeutend seyn mögen, niemals aber lasterhaft und sittenlos; während bei Ihnen Mönche und Geistliche diesen Ruhm nicht behaupten, und in den ältern Zeiten für die Meister in allen Lastern galten.

Ich wünschte Ihnen widersprechen zu können, sagte der Geistliche. Die Quelle alles Uebels ist die Ehelosigkeit der Geistlichen. Die verletzte Natur rächt sich, und es wäre ein Wunder, wenn meine Standesgenossen alle dasjenige wären, was sie seyn sollten, Muster der Keuschheit und Enthaltsamkeit.

Ist aber der Schade zu berechnen, fuhr Theodor fort, den diese Unsittlichkeit der Geistlichen stiftet? Sie spottet der Religion, und würdigt sie zu bloßem Schein herab; sie vergiftet die Gewissen, indem diejenigen, welche die Sünde zu vergeben haben, sich als die frechsten Sünder offenbaren.

Der Geistliche äußerte die Hoffnung, die Aufhebung des Cölibats noch zu erleben.

Eitle Hoffnung! versetzte Theodor. Die Hierarchen verstehen ihren Vortheil viel zu gut, als daß sie eine Satzung aufheben sollten, mit welcher das ganze Kastenwesen des Priesterstandes fallen würde.

Otto

Otto verstand nicht, wie dieses zusamnienhange.

Weniger um dem Priesterstand den Schein der Heiligkeit zu geben, sagte Theodor, als um ihn dem bürgerlichen Leben zu entwenden und an die Kirche zu knüpfen, haben die Päbste den Cölibat erzwungen. Ein Geistlicher, der Familienvater ist, wird sich zwar vielleicht mehr als billig in weltliche Händel mischen, und mit weltlichen Sorgen beladen; er wird aber auch mehr am Leben, an seinen Mitbürgern, am Vaterlande Theil nehmen, und nicht so geneigt seyn, blindlings seinen Obern zu gehorchen. Glauben Sie nicht auch, sagte er zu dem Geistlichen, daß ein Geistlicher, der Familienvater ist, menschlicher, milder, theilnehmender und fähiger ist, der geistliche Freund seiner Gemeinde zu seyn?

O gewiß, antwortete dieser; indeß werden Sie es nicht verwerfen, wenn die Geistlichen, die doch vorzüglich in der Beschauung leben sollen, sich freiwillig die Lust des Lebens versagen, sich allein dem Studium und den geistlichen Geschäften widmen, und als Vorbilder einer wahrhaft geistlichen Lebensweise vor dem Volke dastehen?

Theodor leugnete dieß nicht, und sprach den Wunsch aus, daß es auch bei den Protestanten solche erweckliche Erscheinungen geben möge. Aber, setzte er hinzu, darin, daß Ihre Kirche erzwingt, was nur freiwillig seyn darf, und davon, was einer hohen Stufe der Vollkommenheit angehört, bei der herrschenden Unvollkommenheit den äußern Schein behauptet, zeigt sich eine Haupteigenthümlichkeit derselben. Es liegt ihr nichts daran, ob die Geistlichen wahrhaft keusch leben, wenn sie nur den Schein davon an sich tragen. Aehnlich verfährt sie in Ansehung der Ehe. Die Unauflöslichkeit derselben hat Christus als höchstes Urbild für ein vollkommenes sittliches Leben hingestellt; Ihre Kirche kümmert es nicht, ob die Eheleute gut mit einander leben, aber niemals gibt sie eine Scheidung zu; sie trennt sie sogar von einander, erlaubt ihnen aber nicht, wieder zu heirathen, unbekümmert, ob sie in Unzucht leben. Sie macht den Glauben an die Fortdauer des heil. Geistes in der Kirche, d. h. in der Geistlichkeit, geltend, gleichgültig, ob diese auch wirklich mit den Gaben des Geistes geschmückt ist. Die Priesterweihe ist ihr ein sacramentlicher zauberischer Act, und doch drückt sie die Augen zu den Mißbräuchen zu, durch

welche

welche die höchsten geistlichen Würden erlangt werden, zu denen in der Regel Geburt und Fürstengunst den Weg bahnen. Sie rühmt sich im Besitz der Macht zu seyn, Sünden zu vergeben, und erst durch die Reformation ist dem Mißbrauch des schändlichen Gelderwerbes, der mit dem Ablaß getrieben wurde, ein Ende gemacht worden. Und so macht sie in jeder Hinsicht Anspruch an ein ihr angehörendes Uebernatürliches, Wunderbares; und doch geht bei ihr alles auf natürliche und gemeine Art zu. Sie zieht überall den Himmel zur Erde herab, und leiht dem Unheiligen den Heiligen-Schein.

Der Geistliche gestand, daß seine Kirche an großen Gebrechen leide, was er Theodoren um so weniger verhehlen wollte, als er ihn für unpartheiisch und über beiden Kirchen stehend erkannte, und schied von ihm mit dem ungeheuchelten Ausdruck der Freundschaft und Achtung.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Theodor und Otto setzten am folgenden Tage, als sie weiter reisten, diese Gespräche fort. Theodor behauptete unter andern: der Katholicismus sey unvolksthümlich, und begünstige weder die Vaterlandsliebe, noch die eigenthümliche Ausbildung eines Volkes. Das war die empfindlichste Seite, bei welcher er den sein Vaterland mit Begeisterung liebenden Otto faßte. Dieser foderte Erklärung und Beweis, und Theodor sagte Folgendes.

Das was wir Katholicismus nennen, sollte nie ohne den Beisatz römisch genannt, passender aber mit dem Namen Papismus bezeichnet werden. Es gibt hauptsächlich zwei Arten des Katholicismus, wenn man mit diesem Worte eine satzungs- und überlieferungsmäßige Form der christlichen Religion versteht: den griechischen und römischen Katholicismus. Letzterer

terer ist die Gestalt der christlichen Kirche, wie sie im römischen Occident, hauptsächlich in Afrika und Italien entstanden ist. Er bedient sich der lateinischen Sprache im Gottesdienst, und ist ganz der römischen Eigenthümlichkeit angemessen; ja es lassen sich Bestandtheile des römisch-heidnischen Gottesdienstes darin nachweisen. Das Christenthum ist an keine Zeit und an kein Volk geknüpft, vielmehr verstattet und begünstigt es jede Volkseigenthümlichkeit in seiner besondern Auffassung. Ganz natürlich ist die Foderung: daß jeder Mensch in seiner Muttersprache zu Gott bete, und sich über die innersten heiligsten Angelegenheiten in der Sprache, worin er denkt, verständige. Die herrschsüchtigen Italiener aber haben ihre Form auch den übrigen Völkern aufgedrungen. Zwar ist es theils ganz natürlich so gekommen, daß die andern Völker das römische Christenthum annahmen, weil sie früher selbst römisch waren und ihre Sprache und Volksthümlichkeit sich erst später gebildet hat; theils haben die Päbste das Verdienst, das Christenthum durch Missionen verbreitet zu haben; aber Herrschsucht war es doch, daß sie auf die Beibehaltung der lateinischen Sprache und der römischen Form des Gottesdienstes drangen. Nachdem

den

den Römern die weltliche Herrschaft über die Völker entrissen war, ergriffen sie die geistlichen Zügel, die sie aber mit weltlicher Herrschsucht führten. Warum sollen wir Deutschen das römische Joch tragen? Warum sollen wir von Rom aus Gesetze empfangen? Ist doch diese Stadt nie der Sitz der Frömmigkeit und der Gottesgelahrtheit gewesen. Diese römische Dienstbarkeit in geistlichen Dingen muß der Vaterlandsliebe Eintrag thun, und hat es gethan. Römische Argliſt hat das deutsche Reich nicht zur Eintracht und Festigkeit kommen lassen. Und hätten die deutschen Bischöfe wahre Vaterlandsliebe gehabt, so wäre durch die Reformation nicht die Spaltung Deutschlands in zwei Hälften herbeigeführt worden.

Otto war begierig zu hören, inwiefern der Katholicismus die eigenthümliche Volksbildung verhindere. Er führte dagegen das Beispiel der Franzosen, Italiener und Spanier an, welche sich unstreitig einer sehr eigenthümlichen Bildung erfreuten.

Theodor erwiederte: Diese Völker sind lateinischen Ursprungs, und ihre Sprachen Töchter der lateinischen, und darum war ihnen das lateinische Gepräge des Christenthums eher förderlich

derlich als hinderlich. Anders war es mit uns Deutschen. Es ist eine auffallende und gewiß nicht zufällige Erscheinung, daß die Dichtung und Litteratur vorzüglich im protestantischen Deutschland blüht.

Und alles dieses, warf Otto ein, soll der Gebrauch der lateinischen oder deutschen Sprache beim Gottesdienst gewirkt haben?

Und was damit zusammenhängt, erwiederte Theodor, der Mangel einer eigenthümlichen Gestalt des religiösen Lebens auf der einen Seite, und die frei ursprüngliche Wiedergestaltung des Christenthums auf der andern Seite. Der Deutsche ist inniger und gemüthlicher, als die lateinisch germanischen Völker, er bedarf der Herzensreligion; und wo diese ihm versagt ist, da verfällt er in größere Rohheit als jene, die sich schon ohne dieselbe behelfen können. Er ist im Besitz einer ursprünglichen Sprache, und bedarf daher eigenthümlicher Ansichten und Begriffe: er war daher von seiner Natur getrieben, das Christenthum auf seine Weise aufzufassen; und diejenigen Deutschen, welche die fremden Fesseln nicht abwarfen, mußten auch in der übrigen Bildung zurückbleiben.

Otto erinnerte, um den Katholicismus zu vertheidigen, an die alte deutsche Dichtkunst,

welche im Schooße der katholischen Kirche geblüht habe.

Theodor bemerkte dagegen: Im Mittelalter war unstreitig der Katholicismus dem Zustande auch des deutschen Volkes angemessener als jetzt, und daher für dessen Bildung weniger hinderlich. Auch glaube ich nicht, daß jene alten Dichtungen so eigenthümlich deutsch sind, wie die Gedichte von Göthe, Klopstock, Schiller; wenigstens sprechen sie die deutsche Gemüthlichkeit und Geistigkeit nicht in dieser Fülle aus.

Um auf Ihren frühern Einwurf zurückzukommen, fuhr Theodor fort, so ist die deutsche Nation jetzt unstreitig die gebildetste von allen europäischen und den aus Europa stammenden. Die andern alle stehen mehr oder weniger still in Wissenschaft und Dichtung, die deutsche geht unaufhaltsam fort. Die andern alle haben weltliche Bestrebungen, die einen dienen dem Götzen des Reichthums und Handels, die andern sind in einseitiger politischer Richtung begriffen; die deutsche allein hat sich als Hauptbestrebung die geistige Bildung erwählt. Unser Herz glüht für die Erforschung der Wahrheit, für die Erziehung des Volkes, für dichterische und künstlerische Schönheit. Nirgends als in Deutsch-

land

land ist so viel geistige Regsamkeit bis in die untersten Stände herab verbreitet; und wie man auch sonst über unsere reiche Litteratur denken mag, das viele Schreiben und Lesen ist immer ein Zeichen, daß wir in der lebendigsten Thätigkeit begriffen sind.

Lassen Sie mich, setzte er hinzu, noch eines Vorzugs erwähnen, welcher dem Protestantismus eigen ist: daß er nämlich die Bildung der untern Volksklasse begünstigt. Deutschland allein hat einen wohlhabenden selbstständigen Bauernstand, wovon der Grund in der bürgerlichen Verfassung liegt; es hat auch allein ein unterrichtetes und wohlerzogenes Volk, was wir dem Protestantismus verdanken. Wenn wir so fortfahren in der Volkserziehung, wie wir angefangen haben, und die dabei begangenen Fehler vermeiden: so ist der künftige Erfolg nicht zu berechnen. Aber wie in der Welt alles sich in Gegensätzen bewegt, so müssen auch gerade in Deutschland, wo das Volk so gebildet ist, die Edeln und Vornehmen (ich sage es dem Edelmann ins Gesicht!) die roheren seyn. Der deutsche Adel (mit vielen rühmlichen Ausnahmen) gefällt sich im Hof- und Kriegsdienst, oder in einem eiteln verschwenderischen Leben, anstatt daß er seine Reichthümer

zur Beförderung der Wissenschaften und Künste anwenden sollte. Bei den andern Völkern hingegen sind die Kunstfreunde und die selbstthätigen Beförderer der Wissenschaften in den höheren Ständen sehr häufig.

Otto gab dieß eher von der vergangenen als von der gegenwärtigen Zeit zu, und nannte viele rühmliche Beispiele vom Gegentheil; und auch Theodor gestand, daß der Adel jetzt mehr als sonst seine Bestimmung, Vorbild in allen Tugenden und Vollkommenheiten zu seyn, erkenne.

Sechs-

Sechstes Kapitel.

Im Ardennerwald hatten unsere Reisenden ein schlimmes Abentheuer zu bestehen. Die Landleute waren sehr erbittert gegen die ausländischen Sieger, und hatten schon mehrere Einzelne, welche dem Heere nachzogen, meuchlings umgebracht. Als unsere Freunde durch ein enges wildes Thal kamen, wurde ihr Wagen von mehreren Schüssen durchlöchert, und Theodors Diener, der auf dem Bocke saß, wankte, schwer verwundet. Die Mörder wollten ihre Beute nicht fahren lassen, und da sie die Offiziere für verwundet hielten, so stürzten sie, um ihnen den letzten Rest zu geben, mit dem Säbel in der Hand, auf den Wagen zu. Beide aber sprangen sogleich heraus, und griffen sie muthig an. Es waren drei gegen zwei. Den einen setzte Theodor sogleich aus dem Kampfe, indem er ihn mit einem Pistolenschuß verwundete; ge-

gen

gen die beiden andern mußte der Säbel entscheiden. Die Feinde waren keine üblen Fechter, und schienen ehemals Soldaten gewesen zu seyn. Theodor hatte vollauf mit dem einen zu thun; jedoch wurde er gewahr, daß Otto eine Blöße gab, und schnell bei Seite springend unterlief er den, einen gefährlichen Hieb führenden Gegner, und streckte ihn mit einem Stich zu Boden. Der andere aber lief ihm nach, und hätte ihn von hinten durchbohrt, wenn Otto nicht den Stoß abgewehrt hätte. Das Gefecht war zu Ende, und die beiden Freunde umarmten sich gerührt auf dem Kampfplatze.

Du hast mir das Leben gerettet, sagte Otto, als sie wieder im Wagen sitzend die Reise fortsetzten.

Du mir auch, antwortete Theodor.

„Aber Du hattest Dich erst meinetwegen in Gefahr begeben.“

„„War ich nicht verloren, wenn Du unterlagst? Ich hatte dann zwei gegen mich.““

„Aber daß Du Dich eher vergaßest, als mich —“

„„Glaube mir Freund, man vergißt sich nie, wenn man des Freundes gedenkt. Ich will nicht auf den besondern Beistand des Himmels rechnen, der jedoch dem uneigennützigen Muthe selten

zu fehlen scheint; wäre auch der Erfolg unglücklich, dennoch fehlt der Lohn nicht. Kein süßerer Tod, als für den Geliebten zu sterben; ein höheres geistiges Lebensgefühl überwindet die Bitterkeit des Todes. Ich möchte einen solchen Tod vergleichen mit der Vereinigung zweier Flüsse, von denen der eine seinen Namen verliert und nur in dem andern fortlebt. Aber indem er sich in der größeren Masse fühlt, und sich im gewaltigeren Strome fortwälzt, hat er nur ein höheres Leben gewonnen, und ist nicht untergegangen. Der sterbende Freund lebt in dem Geretteten fort, denn dieser, erhaben durch die Liebe des Aufgeopferten, lebt fortan ein erhöhtes Daseyn, und trägt gleichsam in seiner Brust zwei Herzen.""

„O des glücklichen Tages, rief Otto begeistert aus, wo ich einen solchen Freund gewonnen habe! Bisher stand ich einsam, nur von liebenden Verwandten umgeben. Am nächsten stand mir eine Schwester, die ich wie mich selbst liebe: nun habe ich auch das Glück der Freundschaft gefunden."

„„Ich war längst so glücklich, einen mir von Jugend an eng verbundenen Freund zu besitzen; aber an dem Gut der Freundschaft kann

man

man nicht reich genug seyn. Und je mehr man liebt, desto fähiger wird man der Liebe, und desto mehr kann man davon den Freunden zuwenden. Ich nehme Dich beim Worte: laß uns Freunde seyn! In unserer Zeit ist das Glück der Freundschaft selten. Sie will bei uns nicht so gedeihen, wie im Alterthum, wo alle Tugenden einen höhern Schwung genommen haben.""

„Was mag die Ursache seyn?"

„„Diese liegt, glaube ich, in der Beengtheit und Dumpfheit unseres Lebens. Unsere Erziehung entbehrt der Oeffentlichkeit, und die jungen Leute, die nicht der Zufall in dieselbe Schule und zwar in dieselbe Abtheilung derselben zusammenführt, lernen sich nicht kennen; nur auf der Universität hat man mehr Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen, wiewohl auch hier wieder die Unterschiede der Burschenverbindungen trennend eintreten, und das gesellige Leben dort bisher einen zu frivolen Charakter hatte. Aber werden auch da Freundschaften geschlossen, so dauern sie selten durch das Leben, und üben noch seltener einen bedeutenden Einfluß auf dasselbe aus. Nach den Universitätsjahren treten die bürgerlichen Verhältnisse, besonders die drückenden des Staatsdienstes, ein; der Freund wird dem Freunde über- und untergeordnet, und der

eine

eine ist zu stolz, um sich ferner die Rechte des Freundes anzumaßen; der andere ist vielleicht so schwach, die Freundschaft seiner Eitelkeit oder seinem Eigennutz aufzuopfern.""

„Wie sollte und könnte es aber besser werden?"

„„Durch einen gemeinschaftlichen öffentlichen Vereinigungspunkt der Erziehung für alle Stände, wie die Alten einen solchen in ihren Gymnasien hatten, und durch eine öffentliche Gemeinschaft im Leben überhaupt. Die jüngste Zeit mit ihrer alle Stände gleich ergreifenden politischen Begeisterung ist der Freundschaft viel günstiger, als je eine in Deutschland gewesen ist; und wie sich von nun an eine lebendigere öffentliche Gesinnung bilden wird, so werden auch die Bande der Freundschaft, welche jetzt geknüpft werden, wohlthätig vereinigend sich durch alle Stände der Gesellschaft schlingen. Der absondernde Standesgeist ist eine der schlimmsten Krankheiten unseres Volkslebens.""

„Ich muß mir's gefallen lassen, wenn Du meinen Stand deßwegen besonders anklagst."

„„Ich kann dieß nicht vermeiden. Es ist mir immer unbegreiflich gewesen, wie diejenigen, welche durch Geburt und Verfassung die ersten

Stellen

Stellen im Staate einnehmen, es verschmähen können, sich die Liebe und das Vertrauen der untern Stände zu erwerben: dadurch würden sie ja eine doppelt bedeutende Stelle einnehmen und ihre Macht nur vermehren.""

„Ja, wenn alle das Wesentliche wollten, wenn nicht so viele dem eitlen Schein anhingen. Auch schreckt Viele das Gefühl der innern Leere und Unbedeutendheit von dem Umgange mit den oft weit mehr gebildeten Bürgerlichen ab, und gern ziehen sie sich in den Glanz der Standesverhältnisse zurück. Der Vorzug, den sie genießen, scheint ihnen nicht dazu gegeben zu seyn, daß sie ihn zum Besten des gemeinen Wesens benutzen, sondern daß ihr vornehmes Ich dadurch verherrlicht werde."

„„Aber dieser unglückselige Standesgeist geht bis tief herab, und macht besonders die Beamten häufig zu den steifsten ungenießbarsten und eigennützigsten Gesellen. Die höhern blicken stolz herab auf die niederen, und alle zusammen sind gegen den Bürger zurückhaltend.""

„Der schlimmste Stolz dieser Art ist der Geldstolz der Kaufleute, der sich gewöhnlich mit der entsetzlichsten Geistesleere verbindet. Ich kenne eine Handelsstadt, in welcher die Abson-

sonderung selbst unter den Kaufleuten so weit geht, daß der Eintritt in gewisse Cirkel von der Größe des Vermögens abhängt.“

„„Entsetzlich! und so ist es fast überall. Selten wird in Deutschland eine gemischte Gesellschaft sich frei und fröhlich in gemeinsamer Unterhaltung bewegen. Ich finde die Ursache davon auch in dem Mangel eines öffentlichen Geistes und öffentlicher Gegenstände freier allgemeiner Theilnahme.““

Unsern Freunden stand die Trennung ganz nahe bevor, da beide zu verschiedenen Heerhaufen gehörten, und nunmehr verschiedene Wege einzuschlagen hatten. Sie schwuren sich ewige Freundschaft.

Nie, sagte Otto, werde ich vergessen, was Du, theuerster Freund, für mich gethan hast.

Nein, versetzte Theodor, das Band unserer Herzen sey die Liebe zum Vaterlande: in dieser höheren wurzele unsre Liebe.

„So sey es! und willst Du mir versprechen, daß kein Mißverständniß, das zwischen uns treten kann, keine Meinungsverschiedenheit, kein noch so großer Abstand in den Lebensverhältnissen Dich je von mir scheiden soll?“

„„Ich verspreche es Dir; ich habe Dich als den treuen Sohn des Vaterlandes erkannt,

und

und als solchen werde ich Dich immer anspre-
chen, und wenn ich Dich im höchsten Schim-
mer der Weltverhältnisse wiederfände. Und
wäre diese Brust einst mit Kreuzen und Ster-
nen bedeckt, ich werde sie brüderlich an die
meine drücken.""

„Du hast mich voll Vorurtheile gefunden,
manche hast Du schon verdrängt, von andern
hoffe ich mich noch mit Gottes Hülfe loszuma-
chen; aber sollte ich dennoch auf falsche Wege
gerathen, solltest Du mich einst als den Knecht
des Irrwahns, als das Werkzeug unedlen
Partheigeistes wieder finden: dann warne mich,
und laß Dich durch nichts abhalten, in Dei-
nen Warnungen fortzufahren. Thu es, bei
dem Andenken an diese heilige Stunde!"

Theodor versprach es, und erbat sich das
Gleiche. Noch mußte er Otto'n versprechen,
ihn, wenn er nach dem Kriege in seines Va-
ters Haus zurückgekehrt seyn würde, was er
ihm melden wolle, zu besuchen, und mit ihm
das schöne Land am Rhein zu durchwandern.
Theodor gab dieß Versprechen gern, und so
schieden die Freunde von einander in der fro-
hen Hoffnung des Wiedersehens.

Sie-

Siebentes Kapitel.

Theodor langte nach einigen Tagereisen im Hauptquartier seines Heerhaufens an, und hatte bald die Freude, seinen Johannes zu umarmen. Wie viel hatten sich beide Freunde zu sagen und zu erzählen! Johannes hatte seitdem mehreren Schlachten beigewohnt, und den siegreichen Zug der verbündeten Heere aus der Mitte Deutschlands bis in das Herz des feindlichen Landes mitgemacht. Theodor war voll der schönsten Hoffnungen für den Ausgang des Krieges und die Früchte desselben. Johannes zweifelte auch nicht an dem Siege; denn, sagte er, wir haben endlich gelernt ausschlagen. Doch gestehe ich Dir, daß ich nicht den ganz zufriedenen Beobachter bei dem Heere mache. Uns kann nicht bloß daran liegen, den Sieg zu erlangen; es kommt darauf an, wie wir ihn erlangen. Man hat diesen Krieg einen heiligen genannt,

und

und er ist es, weil er für die Ehre und Gerechtigkeit geführt wird, und weil ein heiliges Gefühl, die Begeisterung der Vaterlandsliebe, so viele zu den Waffen getrieben hat. Ein solches Gefühl aber gebietet ein großmüthiges, über Rachsucht erhabenes Betragen gegen die Feinde, und verträgt sich am wenigsten mit Wollust und Ueppigkeit. Wir haben die Ausschweifungen der feindlichen Krieger in unserm Lande mit Kränkung ertragen, und sollten es ihnen in ihrem Lande nicht nachthun.

Theodor war betroffen, und fragte nach näherer Erklärung.

Ich will nur anführen, antwortete Johannes, was ich selbst bezeugen kann. Ich habe es erleben müssen, daß bei unserer Ankunft in den Städten Offiziere sich ungescheut in schlechte Häuser führen ließen. Wie können Edle, die in der Erfüllung einer heiligen Pflicht von dem ernstesten Gefühl erfüllt seyn sollen, sich so erniedrigen? Wir sollten unsere Feinde nicht bloß mit dem Schwerte strafen, sondern auch durch ein edles Betragen, das sie fühlen ließe, wie wenig werth wir ihrer Mißhandlung gewesen seyen.

Räudige Schaafe, versetzte Theodor, gibt es wohl in einer großen Heerde; der unglückselige

selige Kriegerstand, der in Friedenszeiten den Müßiggang und die Geistesleerheit mit sich führt, verderbt viele Jünglinge, und leider herrschen ja Wollust und Ueppigkeit so häufig in den höheren Ständen. Der gute Geist wird doch durchdringen, und die Schlechtigkeit überwinden. Gott hat uns bisher den Sieg über die äußern Feinde geschenkt, er wird uns auch über den innern siegen lassen.

Als Theodor zu seiner Schaar kam, wurde er mit Jauchzen empfangen; aber er fand nicht zwei Drittheile mehr seiner alten Krieger, Schlachten und Krankheit hatten Viele weggerafft. Er fragte nach allen Vermißten namentlich, und konnte sich der Thränen nicht enthalten. Ach! sagte er bei sich selbst, welch ein fressendes Ungeheuer ist der Krieg! So viele wackere Jünglinge, die ich hinweggeführt, sehen die Heimath und die Ihrigen nicht wieder. Wie gewissenhaft sollten die Gewalthaber seyn in Unternehmung des Kriegs, und welch eine heilige Pflicht sollte es für sie seyn, den einmal unternommenen Krieg zur Ehre und wahren Wohlfahrt des Volks zu endigen. Ach! wenn alle diese Opfer sollten vergebens gefallen seyn, wenn die Früchte des Kriegs nicht den gerechs

gerechten Erwartungen der Freunde des Vaterlandes entsprächen! Ihnen ist wohl, die der Krieg dahingerafft hat; sie starben im Hochgefühl der Pflicht und des Sieges: aber uns wird ihr Andenken mit Wehmuth erfüllen, wenn ihr Blut vergeblich geflossen ist, anstatt daß es uns im Genuß der schönen Früchte, die sie errangen, freudig die Brust schwellen sollte.

Theodor sehnte sich sehr nach dem Kampfe, und der Erneuerung des erhebenden Gefühls, das er früher darin gefunden hatte. Er wünschte sein Herz noch mehr durch ein dauerndes Bestehen der Todesgefahr zu stählen, und sich noch mehr Kaltblütigkeit zu erwerben. Die Erfahrungen, die er schon in dieser Art gemacht hatte, hätte er um keinen Preiß weggegeben, und er wünschte es jedem, dem es um sittliche Bildung zu thun ist, diese Schule durchgehen zu können; doch glaubte er, daß das fortgesetzte Handwerk des Kriegs den guten Einfluß auf den Charakter wieder aufheben könne: weil dann die Verachtung der Todesfurcht nicht mehr das Werk der Freiheit bleibe, sondern zur Sache der Gewohnheit werde.

Sein Wunsch wurde ihm gewährt, er kämpfte noch in zwei Schlachten mit, und half

den Frieden erringen. Das Heer wurde in Cantonierungen gelegt, bis der Friede unterzeichnet war, und unser Freund genoß jetzt einer langen Muße, die ihm bei dem Mangel an Hülfsmitteln, sich zu beschäftigen, unerträglich gewesen seyn würde, hätte ihn nicht der Umgang mit Johannes erheitert. Auch erhielt er einen angenehmen Brief von Friederiken, worin sie ihm meldete, daß der treue Neuhof seine Bewerbungen um ihre Hand wieder erneuert habe, und daß sie wohl fühle, daß sie ihn lieben könne, nachdem die Verblendung einer unglücklichen Neigung vorübergegangen sey. Theodor antwortete ihr sogleich, und redete ihr zu, eine so treue Liebe zu belohnen, indem er sie an seine Verheißung erinnerte, daß sie noch glücklich seyn werde. Ihn erheiterte die Hoffnung sehr, seine Schwester an der Hand eines würdigen Gatten zu sehen; er seufzte aber dabei in der Sehnsucht seines liebebedürftigen Herzens. Ein Brief von Walter aus *** meldete ihm, daß Therese dem in der ersten Schlacht verwundeten und dadurch zum Dienst unbrauchbar gewordenen Narciß ihre Hand gegeben habe. Ein scharfer Schmerz durchschnitt ihm das Herz, als er diese Nachricht las; doch war es der letzte, und es folgte

bald das wohlthätige Gefühl der Freiheit, und eine süße Ahnung künftigen Glücks. Er verlor sich in schwärmender Sehnsucht, und zuletzt blieb ihm das Bild der frommen Hildegard vor der Seele stehen, wie sie damals ihre thränenfeuchten seelenvollen Augen nach ihm, dem Verwundeten, richtete. Wie damals gossen auch jetzt ihre Blicke Balsam in seine Wunde. Er war nunmehr entschlossen, nicht nach *** zurückzukehren, und schrieb auf der Stelle dahin, daß man ihn seines Dienstes entlassen möchte. Und so war er von allem geschieden, was ihn an diesen für ihn so unglücklichen Ort geknüpft hatte.

Ehe noch der Friede unterzeichnet war, unternahm Theodor eine Reise in die feindliche Hauptstadt, und fand daselbst zu seiner nicht geringen Freude seinen alten Freund Härtling. Aber wie sehr verstimmt fand er ihn! In seinen vielleicht etwas überspannten Hoffnungen hatte ihn schon die Art, wie der Krieg geführt worden war, getäuscht, und noch mehr der Friede, dessen Bedingungen ruchtbar zu werden anfingen.

Den Feind haben wir aus dem Lande gejagt, sagte er; aber der alten Verderbnisse, der

Zwietracht, der Mängel, die unsere Verfassungen und unsern bürgerlichen Zustand drücken, werden wir nicht los. Schon triumphiren die Freunde der alten Ordnung, des Lehenswesens, der willkührlichen Regierung, in der Hoffnung, daß sie alles wieder auf den alten Fuß herstellen werden.

In der That zeigte die Erfahrung, daß Härtling in diesen Befürchtungen klarer gesehen hatte, als in seinen früheren Hoffnungen. Als der Friede unterzeichnet und verkündet war, verbreitete sich eine allgemeine Unzufriedenheit im Heere selbst und im deutschen Volke. Nicht ganz frei von Rachsucht mochten diejenigen seyn, welche die Bedingungen zu mild für die Feinde fanden; indeß war eine gewisse Entschädigung, dergleichen sie foderten, gerecht, und wenigstens hätte man das deutsche Vaterland gegen die alten Feinde mehr sichern sollen. In der Unzufriedenheit mit den Anordnungen, welche durch diesen Frieden und in Folge desselben in Deutschland getroffen wurden, vereinigten sich die meisten ächten Freunde des Vaterlandes. Viele waren so unbillig, die deutschen Regierungen des Mangels an gutem Willen anzuklagen; Theodor sah darin die Folgen der unglückseligen politischen Stellung von Deutschland überhaupt,

welche nur durch außerordentliche Kräfte unter günstigen Umständen verändert werden könne.

Die Zeit nahete heran, wo das Heer den Rückzug antreten sollte, und Johannes, dessen Amt als Feldprediger nunmehr aufhörte, rüstete sich schon jetzt zur Rückreise. Er foderte Theodor auf, ihn zu begleiten, und dieser that es. Aber am Rhein trennte er sich von ihm. Er konnte sich noch nicht entschließen, nach Hause zu gehen. Zwar zog ihn die bevorstehende Verbindung Friederikens mit Neuhof dahin zurück; allein er hoffte, später ein nicht weniger froher Zeuge ihres Glücks zu werden, und jetzt sehnte er sich nach einer Erholung, die er nur auf Reisen zu finden hoffte.

Theodor hatte seit kurzer Zeit Vieles erlebt und vollbracht, was ihn hatte erschüttern und anstrengen müssen. Zuerst die gewaltsame Trennung von Theresen, dann das ungewohnte Geschäft des Kriegers und die Gefahren der Schlacht, denen er auch erlegen war, seine Verwundung und Krankheit, und die neuen Anstrengungen des zweiten Feldzugs; und dabei welche heftige, den ganzen Menschen erschütternde Gemüthsbewegungen! Der Kampf der Liebe zu Theresen mit der Vaterlandsliebe, die Entschlüsse und

Hoffnungen, welche aus dieser entsprangen, die Eindrücke der ungewohnten verhängnißvollen Lagen des kriegerischen Lebens, der Kampf mit der Ungeduld der Begeisterung, das Ertragen so mancher vereitelten Hoffnungen, die Freude über die Siege der gerechten Waffen und dann wieder die größte aller Vereitelungen durch einen seinen Erwartungen so wenig entsprechenden Frieden.

Was aber am meisten eine Krankhaftigkeit des Gemüthszustandes unseres Freundes herbeiführte, war seine Unbestimmtheit über seinen künftigen Lebensberuf. Die Laufbahn in *** hatte er verlassen, und Lust und Liebe dazu schon früher verloren. Wir erinnern uns, daß er bald eingesehen hatte, daß der Beamte nichts als ein Glied in einer Maschine sey, deren Getriebe nach seinen Ideen zu lenken nicht in seiner Macht stehe; wenigstens schien ihm eine unmittelbare Wirksamkeit des Geistes von dieser Laufbahn ausgeschlossen zu seyn. Daß überhaupt im Kreise der politischen Thätigkeit der Geist mehr als irgendwo von den Umständen und der Gewohnheit abhängig sey, hatte ihn die Theilnahme an einem Kriege gelehrt, in welchem die edelsten Kräfte des Geistes thätig gewesen, ohne den erwarteten Erfolg ganz her-

beizuführen. In seiner Seele keimte allerdings der Entschluß, sich wieder dem Lehramt zu widmen. Die Zweifel, welche ihn früher davon abgeführt, waren größtentheils gehoben, und seine ganze Stimmung hatte wieder den Ton der Frömmigkeit und Andacht angenommen. Johannes hatte mehrmals darauf hingedeutet, daß er zu dem ihm von der Mutter angewiesenen Beruf zurückkehren möchte, und Theodor zeigte auch viel Bereitwilligkeit dazu; aber der Entschluß zum letzten Schritt war noch nicht da. Er war in einem Zustand der Leidenheit und Empfänglichkeit; er bedurfte es noch, Kräfte zu sammeln, Anregungen aufzunehmen, sich innerlich zu bestimmen und zu gestalten, ehe er wieder thätig ins Leben eingreifen konnte. Er pries sich glücklich, daß er dem innern Triebe folgen, und sich noch eine Zeit lang frei hingehen lassen konnte; und in der That war er deßwegen zu beneiden. Diejenigen, die nicht unabhängig sind und dem Treiben der Umstände folgen müssen, ohne den Ruf der innern Stimme vernehmen, und über sich selbst klar werden zu können, gelangen selten zu der sichern Lebensansicht und Richtung, welche das Gepräge der wahren Bildung ausmacht.

Die sehnsüchtige Herzensstimmung Theodors

trug

trug unstreitig auch dazu bei, ihn vor der Hand noch von einer bestimmten und entscheidenden Wahl abzuhalten. Die Hoffnung, daß die schöne fromme Hildegard ihm einst als die Gefährtin des Lebens begegnen werde, gestand er sich selbst nicht; indeß kehrte seine Einbildungskraft immer wieder auf ihr Bild zurück, das ihm in einem wunderbaren, gewissermaßen heiligen und doch farbig heiterem Lichte erschien. Gewöhnlich verband sich in seiner Seele, durch einen ihm selbst unerklärlichen Zusammenhang, mit dieser Erinnerung die an seinen Freund Otto, und die Wiederzusammenkunft mit diesem und die verabredete gemeinschaftliche Reise stand ihm als ein vielversprechendes Ziel vor den Augen. Im ersten Jahre nach dem Feldzuge konnte die Ausführung dieses Planes nicht Statt finden: und so entschloß er sich, einstweilen allein zu reisen.

Er fühlte sich durch mehrere Rücksichten veranlaßt, einen Durchflug durch England und Holland zu machen. Am meisten bestimmte ihn dazu der Wunsch, den Zustand der Kirche in diesen Ländern kennen zu lernen, von dem er so viel Rühmliches gehört hatte. Johannes bestärkte ihn in diesem Vorsatz, und nahm mit

Herzlichkeit von ihm Abschied. Theodor sagte zu ihm: Ich fühle, daß ich unzertrennlich an Dich geknüpft bin; das Schicksal hat mich auch wieder mit Dir zusammengeführt auf einem von uns nicht geahneten Wege: wir werden gewiß in der Zukunft einander näher stehen. An Friederiken gab er ihm einen Brief voll der heißesten Segenswünsche für ihr Glück mit. Und so schieden die Freunde von einander.

Achtes

Achtes Kapitel.

Wir unterlassen es billig, Theodor auf seiner Reise zu begleiten, da ihm zumal auf derselben kein besonderes Abenteuer begegnete. Zwar sammelte er manche Erfahrungen, und berichtigte über Vieles, besonders auch über religiöse Gegenstände, sein Urtheil; aber es würde uns doch zu weit führen, wenn wir alles dieses mittheilen wollten. Wir begnügen uns, den Eindruck im Allgemeinen anzugeben, den die Betrachtung des kirchlichen Zustandes in den durchreisten Ländern in ihm zurück ließ.

Er fand sowohl in England als in Holland eine Strenge und Unbeweglichkeit der herrschenden Kirche, welche ihm, der an Freiheit gewöhnt war, und den Gebrauch derselben vielleicht zu weit getrieben hatte, nichts weniger als anlockend war. Ganz stieß ihn die hierarchische förmliche Aeußerlichkeit der bischöflichen

Kirche

Kirche ab, neben welcher die im Geist des Widerspruchs gegen sie entstandenen anderen Kirchen und Sekten, als die Ankläger ihrer Kälte und ihrer lieblosen Sorglosigkeit für den religiösen Zustand des Volkes, stehen. In seiner Abneigung gegen alle Hierarchie und in der Ueberzeugung, daß es schädlich sey, den geistlichen Stand mit Reichthum und politischem Einfluß auszustatten, bestärkte ihn die gemachte Bemerkung: daß die höheren Geistlichen in England, und selbst die Pfarrer auf dem Lande, wenig für die Kirche arbeiten und ihr Amt meistens durch Miethlinge verwalten lassen.

Dagegen erschien ihm die holländische Kirche viel innerlicher und geistiget. Die calvinische Strenge, welche dort noch Alles gefangen hält, hat wenigstens den Vortheil, das Volk in ehrerbietiger Scheu zu erhalten, und die Steifheit der Geistlichen, die mitunter wohl auch in geistlichen Stolz und Herrschsucht ausartet, schien ihm dadurch entschuldigt zu werden, daß sie einen sehr vortheilhaften Einfluß auf die Sittlichkeit des Volks ausüben. Er fand, daß eine Ehrfurcht vor der Geistlichkeit, wenn sie auch nicht auf die frei anerkannte geistige Ueberlegenheit derselben gegründet ist, als ein wohlthäti-

thätiger Zaum für die Rohheit der Menge zu betrachten sey. Diese Art von Hierarchie, die doch wenigstens den ungetrübten Schein der Heiligkeit um sich erhält, wenn sie auch nicht in der rein geistigen Klarheit strahlt, hielt er noch am ersten für erträglich. Aber an das Urbild der Freiheit der Kinder Gottes, wie er dieß in den heiligen Schriften vorgezeichnet fand, schien ihm dieser Zustand keinesweges, auch nur entfernt, zu reichen. Er mußte es für eine Art feiner geistiger Knechtschaft halten, für eine Gesetzeszucht, milder und geistiger, als die mosaische, aber doch des Evangeliums eigentlich unwürdig. Besonders betrübte ihn der Mangel des freien wissenschaftlichen Geistes in der Theologie dieser Kirchen.

Ist denn, dachte er, der Lehrbegriff Calvins, ein so würdiges Denkmal seines Geistes und Glaubens er seyn mag, der Inbegriff aller christlichen Erkenntniß? Ist durch ihn die heilige Schrift ausgeschöpft, daß es nunmehr überflüssig geworden wäre, in derselben mit freiem Blick, ohne vorgefaßte Meinung, zu forschen? Trägt er nicht das Gepräge der Zeit, in welcher er entstanden ist, und soll dieses auch der unsrigen aufgedrückt werden, die doch in mancher Beziehung so viel anders geworden ist?

ist? Hängt ihm gar keine Einseitigkeit an, ist ihm nicht eine Schärfe eigen, welche viele fromme Gemüther verwunden muß? Dieß hat sich in dem Widerspruch gezeigt, der dagegen erhoben, in den Spaltungen, die dadurch herbeigeführt worden sind. Und soll nicht endlich einmal die unglückselige Scheidewand aufgehoben werden, welche die reformirte von unserer Kirche trennt? Dieß kann aber nur durch freie, über die symbolischen Festsetzungen hinausstrebende Forschung geschehen.

Den Unwillen unseres Freundes erregte besonders die dem Gedächtniß und dem niederen Verstand vorzugsweise angehörende, und fast allen Ideen entwandte Gelehrsamkeit der holländischen Theologen. Ist das, dachte er, das Ziel der Theologie: die heiligen Sprachen grammatisch zu erforschen, den Wortsinn der heiligen Schriften aufzuklären, Bemerkungen zu liefern und zu sammeln über die geschichtlichen Umstände, Meinungen und Gebräuche — und über dieser kleinlichen Beschäftigung den Sinn und Geist des Ganzen zu vergessen?

Wenn er dagegen den kirchlichen Zustand in Deutschland betrachtete, so mußte er gestehen, daß die daselbst herrschende Freiheit des

Dens

Denkens und Lebens dem Ansehen der Kirche Schaden gethan haben. Der geringere Einfluß der Geistlichen auf die Gemeinden, der noch durch das freiere, oft unwürdige Betragen vieler Prediger vermindert worden, das freie Besprechen und Bestreiten religiöser Lehrmeinungen im Angesicht des ganzen Volks, das Rüchtbarwerden vieler Zweifel an alten ehrwürdigen Wahrheiten, und die dadurch begünstigte Leichtfertigkeit und Gleichgültigkeit der Schlechteren, die Einseitigkeit der neueren Theologie und die falsche Bildung, welche dadurch die jungen Gottesgelehrten erhalten: alles dieses zusammen hat die deutsche Kirche in einen nichts weniger als erfreulichen Zustand versetzt, gegen welchen die auswärtige wie im schönsten Frieden ruhend erscheint. Dagegen ging unserm Freunde das Herz auf, wenn er an die Regsamkeit und Mannichfaltigkeit des geistigen Lebens in Deutschland dachte. Ist viel Irrthum da, so dient doch die Wahrheitsliebe, aus welcher er hervorgegangen, zur Entschuldigung; und werden Abwege eingeschlagen, so lenkt man doch wieder auf den rechten Weg ein, und hat dann die Freude, ihn mit Freiheit gesucht und gefunden zu haben. Bei allen Verderbnissen, welche in das deutsche Volk eingedrun-

gen,

gen, und deren Ursachen nicht ein Mal alle in der kirchlichen Ungebundenheit liegen, glaubte unser Freund doch auch eine Gemüthlichkeit, Offenheit und Empfänglichkeit in demselben zu finden, welche man anderwärts vergeblich suche; ja die ächt protestantische Richtung auf das Geistige und Innerliche, auf den reinen innern Werth des Lebens schien ihm selbst in der untersten Volksklasse mehr als in den höheren Ständen anderer Völker herrschend zu seyn.

O, rief er aus, kann denn das edelste Gut, die Freiheit, nicht anders als mit dem Lösegeld des Irrthums und der Sünde erkauft werden? Müssen, damit vielleicht eine einzige vollkommene Erscheinung der Menschlichkeit möglich werde, ganze Geschlechter der Verirrung und Verderbniß überliefert werden? So bewährt sich das große Wort des Apostels: Wo die Sünde mächtig geworden, da ist die Gnade viel mächtiger geworden (Röm. 5, 20.). Aber wie? sollen wir in der Sünde beharren, auf daß die Gnade desto mächtiger werde (Röm. 6, 1.)? das sey ferne! doch die edle Freiheit, das Geschenk Christi, das er uns mit seinem Blute erkauft hat, wollen wir uns nicht rauben lassen, weil ihr Mißbrauch möglich ist. Vor dem

Miß-

Mißbrauch wollen wir uns hüten; die Freiheit sey uns die Kraft, mit der wir zur Vollkommenheit, zur Nachahmung des Vorbildes Christi, streben, nicht eine Entschuldigung des Bösen!

Der Gedanke, den Theodor so eben über die Freiheit und deren Mißbrauch aussprach, verdient noch mehr Erwägung. Es gibt zwei Erziehungsmittel der Menschheit, Gesetz und Evangelium, Zwang und Freiheit, und zwei Lebensansichten, von denen die eine mehr jenem, die andere mehr dieser günstig ist. Auch der Staat und die Kirche sind einander so entgegengesetzt, daß jener durch das Gesetz, diese durch die Freiheit wirkt; ohne daß doch aus dem Staat ganz das Princip der Freiheit, und aus der Kirche ganz der Gebrauch des Gesetzes ausgeschlossen ist. Das Gesetz mit seiner Nothwendigkeit nähert sich dem blinden Wirken der Natur; das Evangelium und die Freiheit gehört dem bewußten Seyn des Geistes an: dort ist Ruhe und Einförmigkeit, hier ewige Bewegung und Mannichfaltigkeit. Die Ansicht, welche der Freiheit ungünstig ist, und zu welcher sich die Herrschsüchtigen, die kalten strengen Charaktere unter den Staatsmännern und Kirchenobern bekennen, weil sie Gehorsam und Einförmigkeit wollen, und den Mißbrauch der

Frei-

Freiheit nicht ertragen können, würde, folgerichtig durchgeführt, in dem Grundsatz endigen, daß der Tod besser sey als das Leben. Selbst in der Natur ist da, wo reges Leben verbreitet ist, Gegensatz, Reibung, Zerstörung. Ehe die festen Säulen der Erde, die Gebirge, standen, in deren Thälern sich jetzt das blühende und webende Leben der Erde entfaltet, trieben wilde Gährungen und Ueberschwemmungen ihr zerstörendes Spiel; nun diese Kräfte ruhig schlummern, ist von dieser Seite auf der Erde Ruhe. Wollten aber alle Lebenskräfte so ruhen, so wäre die Erde ein großes Grab. Der Mißbrauch der Freiheit wirkt zunächst allerdings zerstörend, aber ihr unschätzbarer Werth muß darüber trösten. Ohne den Mißbrauch der Freiheit, der im Sündenfall zuerst geschah, gäbe es keine Menschen-Geschichte; im Paradies hätten die Menschen wohl ruhig und glücklich gelebt, aber ohne Künste und Wissenschaften, ohne alle die mannichfaltigen Blüthen der Bildung; ja man kann behaupten, daß wenn Adam nicht gesündigt hätte, der Stolz der Menschheit, Christus nicht erschienen wäre. Darum bleibt die Sünde, durch welche das Menschengeschlecht die Unschuld verlor, immer strafbar und beklagenswerth, und sie soll hier

nicht

nicht entschuldigt werden; wir wiederholen jenes Wort des Apostels: es sey ferne, daß wir in Sünden verharren, damit die Gnade mächtiger werde. Will man nicht der Freiheit vertrauen, so gibt es keine wahre Erziehung, sondern bloße Abrichtung. Freilich wenn man die Kinder sich selbst überläßt, so können sie leichter fehlen; aber die eingesehenen und bereuten Fehler schützen sie vor gröberen Verirrungen, und so erstarkt und bildet sich die Einsicht und der gute Wille. Will man im Staate der Freiheit keinen Spielraum lassen, so müßte die Polizei, als die bewachende und verhütende Gewalt, hundert Augen und Hände haben, um alle Fehler zu verhüten; und wenn sie sie hätte, so würde niemand einen freien Schritt thun können, und Alle wären zu Kindern herabgewürdigt. Auf einem viel sittlicheren Grunde ruht die Gerechtigkeit, welche nur begangene Fehler straft, um zu versöhnen und abzuschrekken, übrigens dem guten Willen der Bürger vertrauend. Die Kirche, wenn sie der Freiheit mißtraut, hört auf zu seyn, was sie ist. Sie müßte alsdenn auf alle Erkenntniß verzichten, weil neben der zu suchenden Wahrheit immer der Irrthum liegt. Sie müßte allen neuen heilsamen Anregungen und Entdeckun-

gen im Gebiet des Geistes entsagen; denn ehe das Verderbliche erkannt ist, muß ja erst frei geprüft werden. Die Freunde der Freiheit in Staat und Kirche sind die Gelehrten, wie es im Alten Testament die Propheten waren: weil sie in der geistigen Thätigkeit, in der Beschauung, leben, deren Kraft die Freiheit ist. Darum sind sie aber auch von jeher von den Staatsleuten und Priestern als Aufrührer und Verführer verschrieen worden.

Die Kraft, welche vor dem Mißbrauch der Freiheit schützt, ist die Liebe, die reine Liebe zum Guten; und diejenige, welche bei bemerktem Mißbrauch die Geduld und Hoffnung nährt, ist das Vertrauen, das Vertrauen zu der guten Natur des menschlichen Geistes, durch welche er doch am Ende nach allen Verirrungen zum Guten zurückkehren muß. O! die ihr Menschen zu erziehen und zu leiten habt, bewahrt dieses himmlische Geschenk, in welchem die Fülle aller Tugenden, wie in einem Keime liegt! Das Vertrauen knüpft die Menschen an einander, und treibt sie zu allen Werken der Liebe. Wo das Band des Vertrauens gelöst ist, da zerbröckelt sich das Leben, wie ein verwittertes Gestein, und die menschliche Gesellschaft löst sich in einen Haufen gegensettiger Feinde auf, die sich einander argwöhnisch belauern.

Neuntes Kapitel.

Wir finden unsern Theodor wieder auf seiner Rückreise nach Deutschland. Er hatte Briefe von den Seinigen vorgefunden, die nichts als gute Nachrichten enthielten, und ihn sehr erfreuten; doch war er dadurch verstimmt, daß kein Brief von Otto darunter war, von dem er nunmehr die Einladung zu der verabredeten Reise erwartete. Er war unschlüssig, ob er dessen Wohnort aufsuchen sollte; er unterließ es aber, in der Besorgniß, ihn nicht zu Hause zu finden. Auch an Hildegard dachte er wieder lebhafter, da er die vaterländische Luft athmete, und er faßte sogar den Gedanken, den Edelmann, in dessen Schloß er sie gesehen, nochmals aufzusuchen oder an ihn zu schreiben; aber ein gewisses Gefühl der Scheu hielt ihn von diesen Schritten zurück, durch welche er sein Herz verrathen hätte; und, dachte er,

wenn ich nun auch weiß, wer sie ist: kann und darf ich sie aufsuchen, da ich auch nicht den geringsten Vorwand, mich ihr zu nähern, nicht einmal den einer eigentlichen Bekanntschaft mit ihr habe?

Die Volksstimmung, die er in Deutschland fand, war nichts weniger als erfreulich. So wie sich das Volk durch den Frieden, in Beziehung auf die Verhältnisse zum Auslande und der einzelnen deutschen Staaten zu einander, getäuscht gesehen, so wurde es keinesweges in seinen Erwartungen von dem, was zur Verbesserung des innern bürgerlichen Zustandes geschehen sollte, befriedigt. Diese Erwartungen mochten hie und da etwas überspannt seyn, und das Zögern der Regierung, an die Gründung neuer Einrichtungen zu gehen, wurde von Vielen entschuldigt, konnte auch vielleicht mit Recht entschuldigt werden; aber immer blieb es höchst niederschlagend zu sehen, wie sich immer mehr das Mißtrauen zwischen die Regierungen und die Unterthanen trennend und verwirrend stellte. Nicht weniger niederschlagend war die Ansicht Vieler und die zugleich als die Ansicht einer die Fürsten umringenden Parthei gelten konnte: daß das Volk noch lange

nicht

nicht reif zu den Verbesserungen des bürgerlichen Zustandes sey, welche es zum Theil mit solchem Ungestüm verlange. Theodor erstaunte über die Veränderungen, welche eine so kurze Zeit in der geistigen Stimmung seines Vaterlandes herbeigeführt hatte. Vor kurzem überall noch ein reges Streben, Begeisterung, Muth, Hoffnung; jetzt Mißtrauen gegen sich selbst und Andere, Niedergeschlagenheit, Hoffnungslosigkeit. Auch in der theologischen Welt sah er die Zeichen einer ähnlichen Stimmung, welche die Ueberhand gewinnen wollte. Man klagte den Mißbrauch der Denk- und Lehrfreiheit als die Quelle alles Uebels an, von welchem das Vaterland heimgesucht worden, und wollte der bisherigen Zügellosigkeit ein Ende gemacht sehen. Eben so wünschte man der Geistlichkeit mehr äußeres Ansehen, als sie bisher gehabt, und dem Cultus mehr Glanz und Eindrücklichkeit. Genug, man äußerte Mißtrauen gegen die Freiheit und geistige Einfachheit der protestantischen Kirche, und eine in manchen Gemüthern sichtbar werdende Vorliebe für den Katholicismus konnte nicht anders als natürlich erscheinen.

Da Theodor in seinen eigenen Angelegenheiten nicht glücklich, und ohne bestimmte Hoffnungen und Entschlüsse war: so machte diese

Erfah-

Erfahrung auf ihn einen um so niederschlagenderen Eindruck, und hielt die Reise des Entschlusses, sich wieder dem Predigtamt zu widmen, noch eine Zeitlang zurück. Ohnehin wollte er, ehe er sich wieder in eine feste Lebensordnung begäbe, die schönsten Gegenden seines Vaterlandes sehen: und so reiste er einen Theil des Rheines hinauf, und ging dann durch Schwaben nach der Schweiz.

In Zürich traf er ganz unerwartet den Prediger Walther aus *** an, der zwar unter seinen Freunden nicht den ersten Rang einnahm, ihm aber jetzt, nach so langer Trennung, in der Fremde, eine freudig überraschende Erscheinung war. Natürlich war die erste Frage an ihn, wie er hieher komme? ob er sein Amt in *** aufgegeben? ob er eine Lustreise mache?

Walther gab anfangs eine nicht ganz klare Antwort. Er gestand bloß, daß er mit Erlaubniß und Unterstützung der geistlichen Obern eine theologische Reise mache, um den Zustand der protestantischen Kirche in Deutschland und den benachbarten Ländern kennen zu lernen. Die Sache aber, wie Theodor nachher merkte, hing eigentlich so zusammen. Walther, ein

Mensch

Mensch ohne wahre Tiefe und Stärke des Geistes, immer nur dem großen Strome folgend, hatte auf der Universität sich zu den Grundsätzen des sogenannten Rationalismus bekannt; in ***, wo das alte System wieder anfing, in Aufnahme zu kommen, hatte er anfangs diese Grundsätze verhehlt oder sich doch in Aeußerung derselben sehr vorsichtig benommen, sich auch wohl schon halb und halb zu dem andern System bekannt. Jetzt aber war er ganz bekehrt, und diese Sinnesänderung hatte ihm die Gunst eines seiner Obern verschafft, welcher ihn in der Absicht reisen ließ, daß er sich in seiner Bekehrung befestigen sollte. Das Ziel seiner Reise war vornehmlich eine gewisse Stadt, wo sich ein Verein der entschiedensten Eiferer für die alte Lehre gebildet hatte: hier sollte Walther die letzte Weihe empfangen, und in dieser Schule hatte er auch so sehr den empfänglichen und eifrigen Jünger gemacht, daß Theodor über die Ueberspanntheit und ausschweifende Verirrung seines Geistes erstaunte. Der Neubekehrte unterließ es nicht, seine angeblich einzig richtigen Ueberzeugungen kund zu thun, und verhehlte die Absicht nicht, seinen Freund zu bekehren, und vom Verderben zu retten.

Anhaltendes Regenwetter hielt beide in Zürich,

Zürich, wo sie fast ohne alle Bekanntschaft waren, lange Zeit zurück, und sie waren meistens auf ihrem Zimmer eingeschlossen. Diese Muße benutzte Walther, um sein Bekehrungsgeschäft zu betreiben; und die düstere Witterung schien den düstern Ansichten des eifrigen Finsterlings eine Gewalt auf den Geist unseres Freundes zu verleihen, die sie wohl sonst nicht gehabt hätten. Wie sehnte er sich, den schönen See mit seinen Ufern und mit den Schneebergen im Hintergrunde im heitern Lichte der Sonne sich entfalten zu sehen! aber vergebens. Gerade so düster und farblos lag das Leben vor ihm; denn das Gestirn, das ihm hätte Licht verleihen können, war nach einem kurzen Augenblick, wo es ihm glänzend erschienen, wieder in das Dunkel zurückgetreten. Kein Wunder also, daß der düstere Geist, der jetzt auf ihn einzuwirken suchte, einen gewissen Eindruck nicht verfehlte. Indeß wehrte er sich gegen ihn mit Kraft und Gewandtheit. Wir wollen Einiges von ihren Unterhaltungen mittheilen.

Zehntes Kapitel.

Walther begann seinen Angriff mit dem Grundsatz von dem geistlichen Unvermögen des Menschen, und dem darin begründeten Bedürfniß einer göttlichen Offenbarung.

Der Hochmuth, sagte er, ist die Quelle aller Sünde, wie die Demuth die Quelle alles Heils. Erkenne, daß Deine Vernunft blind und finster, und Dein Wille sündhaft und böse ist; fühle es in Zerknirschung und Thränen, und wende Dich mit sehnsüchtigem Flehen nach oben, von wannen Dir allein Hülfe kommen kann: so bist Du gerettet!

Daß meine Vernunft dem Irrthum unterworfen, und mein Wille zum Guten schwach ist, das weiß und fühle ich, antwortete Theodor; aber ganz finster ist jene nicht, und dieser nicht rein böse; ein göttliches Licht glimmt in mir, das mit Gottes Hülfe hell aufleuchten

kann, und mein Wille hat eine zwar gebundene und schwache Kraft zum Guten, die aber durch die Kraft des heil. Geistes entbunden und gestärkt werden kann.

„O entschlage Dich dieses Ueberrestes des alten Hochmuths, und bleibe nicht auf halbem Wege stehen! Beuge Deine Knee im Staube vor dem allein Gerechten und Weisen, und bitte ihn, daß er Dir seinen Geist verleihe!“

„„Aber wie kann er mir seinen Geist verleihen, wenn mein Geist desselben unfähig ist, wenn nicht der Saame desselben in mir liegt? Kann die Sonne die Erde erleuchten, wenn diese nicht schon einen Lichtstoff oder eine Empfänglichkeit für die Lichterregung besitzt? Wende ich mich demüthig und sehnsüchtig nach oben, in der Hoffnung, daß mir eine ganz fremde Kraft des Geistes von außen her, ohne mein Zuthun, ertheilt werde? Nein! diese Demuth und Sehnsucht öffnet mein Herz für die höhere Erregung, und schlägt die irdischen Nebel der Begierden und Irrthümer nieder, damit das reine Licht der von Gott erschaffenen Vernunft, die reine Kraft des ursprünglich guten Willens, ihre gebührende Gewalt über das Gemüth erlange.““

„O

„O wie weit bist Du noch von der wahren Selbsterkenntniß entfernt! Suche das Licht nicht in Dir, sondern in der Offenbarung; unterwirf Dich ihrem untrüglichen Worte des Lebens.“

„„Das thue ich; aber wie kann ich es verstehen ohne das innere Licht der Vernunft?““

„Dann bist Du verloren, und die heilige Schrift wird die Beute der menschlichen Klügelei. Erinnere Dich an die Irrthümer, in denen Du befangen gewesen, da Du noch jenem falschen Lichte folgtest. Es ist kein Heil als in der unbedingten Unterwerfung unter die Aussprüche der Schrift.“

Vergebens suchte ihm Theodor darzuthun, daß Auffassung und Beurtheilung stets Hand in Hand mit einander gehe, und daß man die Schrift nicht verstehen könne, ohne zugleich die Wahrheit von dem Schein, den Gehalt von der Hülle, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu trennen. Walther beharrte bei dem Grundsatz, daß man nicht klügeln dürfe; was in der Schrift stehe im deutlichen Wortsinn, das müsse man auch glauben, und wenn sich die Vernunft noch so sehr dagegen sträube.

Theodor erstaunte. Angenommen, sagte er, die Schrift lehre, daß die Sonne um die Erde

laufe,

laufe, und diese stille stehe: wirst Du dieses glauben?

Walther bejahete es.

„Aber das ist ja Sache der weltlichen Wissenschaft, und gehört gar nicht in das Gebiet des Glaubens.“

„„Was in der Bibel steht, kann für das Heil der Seele nicht gleichgültig seyn; und hätte es nur die heilsame Wirkung, den Stolz der weltlichen Wissenschaft niederzuschlagen.““

Theoder war am Ende mit seinen Gründen, oder verzweifelte vielmehr, seinen Freund von diesem Aeußersten zurückzuführen.

Walther fuhr fort: Wenn Du ein Mal einen Unterschied machst zwischen dem, was geglaubt und nicht geglaubt werden müsse, so wird keine feste Grenze gezogen werden können.

„Nun darüber läßt sich doch klar entscheiden, was in das sittlich-religiöse Gebiet, und was in das Gebiet der Physik, Mathematik und Geschichte gehöre.“

„„Ich zweifle sehr. Zählst Du die Psychologie zur Physik, oder ist sie nicht vielmehr eine Nachbarin der Sitten- und Religionslehre? Es ist die Behauptung vorgekommen, daß die Lehre der Schrift von den bösen Geistern, von welchen die Menschenseelen besessen

sind,

sind, den Zeitmeinungen angehöre, übrigens der eigentlichen Religionslehre fremd, mithin kein Gegenstand für unsern Glauben sey.“

„Das ist allerdings auch meine Ueberzeugung; denn der Kampf mit dem Bösen, welcher sittlicher Art ist, hängt gar nicht von der Vorstellung ab, daß die Seele von einem bösen Geiste besessen sey; diese ist vielmehr dem Muthe, mit welchem dieser Kampf geführt werden soll, hinderlich. Die Vorstellung, daß die bösen Geister Krankheiten wirken, ist offenbar nichts als eine pathologische Hypothese, ähnlich dem Wahn, daß der Mondwechsel gewisse Krankheiten mit sich bringe, oder dem Glauben an Zauberei und dergleichen. Willst Du daraus christliche Glaubensartikel machen?“

„„Erlaubst Du Dir hier Zweifel, so wirst Du auch an Wichtigerem zweifeln: die so wichtige Lehre vom Teufel, als dem Urheber des sittlich Bösen, muß Dir, wenn Du folgerichtig denkst, dann auch unrichtig oder fremdartig vorkommen.““

„Sie hat für mich allerdings eine sittliche Bedeutung, und kann, recht gefaßt und gebraucht, von wohlthätigem Einfluß auf die Gemüther seyn; aber eine metaphysische Wahrheit

ents

enthält sie keinesweges, und die Idee eines absolut bösen Wesens läßt sich wissenschaftlich nicht rechtfertigen.“

„„Mir ist genug, daß Christus und die Apostel deutlich und bestimmt vom Teufel reden, um fest daran zu glauben. Deine wissenschaftlichen Zweifel machen mich nicht irre an dem, was die göttliche Weisheit selbst verkündigt hat.““

Auf diese Weise kam Theodor mit ihm nicht von der Stelle. Er sah wohl, daß alles auf die Knechtschaft gegen den Buchstaben der Schrift ankam, und wenn er seinen Freund davon zurück brachte, so hatte er alles gewonnen. Aber wie sollte er einen frei machen, der nicht den Muth zur Freiheit hatte? Er lenkte die Unterhaltung auf diesen Punkt, und warf Walthern vor, er setze die Schrift über den lebendigen Geist, den Christus seiner Kirche mitgetheilt habe. Die Apostel und ersten Jünger des Herrn, sagte er, haben die Offenbarung nicht als eine buchstäbliche Vorschrift, sondern als lebendiges Gefühl empfangen; und der Geist der Freiheit, in welchem sie lebten, that sich in der Verschiedenheit kund, mit welcher sie über gewisse Dinge urtheilten.

Diese Verschiedenheit, antwortete Walther, sucht Ihr nur geflissentlich auf; wer den rechten Glauben hat, findet sie nicht, oder weiß sie ohne Schwierigkeit zu lösen.

Theodor sah, daß er auf diesem Punkte, bei der Hartnäckigkeit seines Freundes, nichts gewinnen würde, und ließ ihn daher fallen. Aber, fuhr er fort, wenn die Schrift die buchstäbliche Regel des Glaubens ist: wie kam es, daß die erste Kirche sich mehr an die mündliche Ueberlieferung, als an die Schrift hielt, die sie nicht einmal in vollständiger Sammlung besaß?

„So lange die Apostel lebten, war das Bedürfniß der Schrift nicht so dringend; nach ihrem Tode verging natürlicherweise eine kurze Zeit, bis die Schrift gesammelt und verbreitet war.“

„„Aber hältst Du diejenigen für keine guten Christen, die sich nicht so ängstlich an die Schrift hielten, wie Du, die ersten Kirchenlehrer, Justin, Clemens, Origenes?““

„Sie haben doch in manchen Punkten geschwankt und geirrt, und der Philosophie zu viel Eingang in die Kirche verstattet.“

„„Glaubst Du nicht, daß von Christo und den Aposteln sich ein Geist des Wahren und

Guten

Guten über die Kirche verbreitet hat, der es uns erst möglich macht, die Schrift anzuerkennen und zu verstehen? Worin liegt am Ende der Grund des Ansehens der Schrift, als in diesem Geist, dem wir den Inhalt derselben entsprechend finden?""

„Du urtheilst wie ein Katholik."

„„Auf das Ansehn der Kirche bei Bestimmung der zur heil. Schrift gehörigen Bücher legen unsre alten Kirchenlehrer ein nur zu hohes Gewicht, und ich werde den Grundsätzen meiner Kirche keineswegs ungetreu. Ich frage Dich: wo wäre die heil. Schrift geblieben, wenn die Kirche Kraft eines sie beherrschenden falschen Geistes die ächten Schriften hätte verloren gehen lassen, und dafür die unächten angenommen hätte?""

„Dieß ließ die göttliche Vorsicht nicht zu. — Wohin die Kirche geräth, wenn sie sich selbst überlassen ist, und die Richtschnur der heil. Schrift verläßt, lehrt Dich die Geschichte des Pabstthums. Es ist für uns kein anderes Heil, als in der unbedingten Unterwerfung unter ihre unfehlbaren Aussprüche."

Also auch von dieser Seite kam Theodor im Streite nicht vorwärts, und er überzeugte sich, daß es überall im Denken und Handeln auf

etwas Erstes ankomme, auf welches sich alles Andere gründe. Dieses Erste läßt sich nicht beweisen und rechtfertigen, ja nicht einmal in einen bestimmten Begriff fassen; es ist ein Gefühl, ein Trieb, eine Richtung. Man hat den bekannten Satz: über den Geschmack lasse sich nicht streiten; der aber eigentlich auf Alles ausdehnbar ist. Streiten läßt sich nur da, wo man sich über jenes Erste vereinigt hat, wo man dasselbe Grundgefühl, dieselbe Grundansicht theilt; und in diesem Fall läßt sich auch über Geschmackssachen streiten. Theodor sah deutlich ein, daß das, was ihn in seinen Ueberzeugungen von Walther trenne, eine verschiedene Grundstimmung sey; er lebte im Vertrauen und Muthe, Walther in der Feigheit und im Mißtrauen. Und woher, fragte er, kommt ihm dieses, mir jenes Gefühl? haben wir es uns selbst gegeben? Er konnte sich dieses nicht beimessen, und mußte es als ein fremdes Geschenk betrachten. Ein Gefühl der frommen Demuth ergriff ihn und beugte seine Knie zum Gebet, in welchem er zum Vater aller guten Gaben flehete: ihm jenes freudige Gefühl des Vertrauens, wenn es das wahre sey, zu erhalten und zu stärken. Er befestigte sich in der frohen Ueberzeugung, daß er der innersten Stimme seiner Brust trauen

Bayerisches Staatsbibliothek München

dürfe, daß durch dieselbe, wie durch die Natur und Offenbarung, der göttliche Geist zu ihm rede. Er gelobte aber zugleich im Angesicht Gottes, über dieses Vertrauen zu wachen, daß es nicht in Uebermuth ausarte, und stets daneben die Demuth zu bewahren.

Was unsern Freund am meisten betrübte, war die Entdeckung: daß die innerste Gefühlsstimmung Walthers düster und niedergedrückt, und er aller Freude und Lebenslust entwandt war. Er hatte keine lebendige Theilnahme mehr an der Litteratur, Dichtung und Kunst; alles Heitere schien ihm sündhaft, und was nicht unmittelbar mit der Religion zusammenhing, als unheilig und weltlich verwerflich zu seyn. Daß er das Studium gering achtete, läßt sich von selbst vermuthen, da ihm wenig daran liegen konnte, den Geist mit Kenntnissen zu bereichern. Seine lutherische Bibel — denn auf den Grundtext ging er ungern zurück — war ihm der Inbegriff aller Weisheit. Endlich machte Theodor auch noch die Entdeckung, daß die Ueberspanntheit seines Freundes so weit ging: daß er im geistlichen Umgang, wie er es nannte, mit dem Erlöser stand. Er hatte gerade keine Visionen, aber sein ganzes inneres Leben bestand in einem geisti-

geistigen Verkehr mit der Person Christi, von welcher er alle geistige Erregungen empfing. Er war dabei das leidend empfängliche Werkzeug, das Gefäß, welches die Strahlen des höheren Lichts in sich aufnahm. Alle Zweifel trug er diesem unsichtbaren Rathgeber vor, und erhielt von ihm Aufschlüsse und Belehrung; bei jeder ihm drohenden Versuchung flüchtete er zu ihm, und flehte um Kraft und Beistand; ihm legte er von jedem durchlebten Tage Rechenschaft ab, und erhielt von ihm Lob oder Tadel.

Theodor war weit entfernt, dieses ihm von seinem Freunde aufgeschlossene Geheimniß seines Herzens mit frevelnder Hand anzutasten. Walther sprach davon mit hohem Entzücken, und konnte ihm die Seligkeit nicht schildern, die ihm dadurch werde. Er rühmte sich eines vollkommenen Seelenfriedens und einer unerschütterlichen inneren Festigkeit. Nur mit der größten Behutsamkeit äußerte Theodor darüber einige Bedenklichkeiten.

Zuerst wandte er ihm ein, daß er mit sich selbst im Widerspruch stehe. Durch dieses innere Leben mit dem Erlöser habe er sich offenbar von der Knechtschaft gegen den Buchstaben der Schrift losgemacht, und erkenne eine höhere Stimme der Wahrheit an, als die todte Schrift.

Was Dir die Person des Erlösers ist, sagte er, ist mir die durch Betrachtung und Andacht geprüfte und geläuterte innere Ueberzeugung.

„Nein! es ist mehr. Erst nachdem ich mich und meine Vernunft ganz verläugnet habe, ist mir das Glück der Einkehr des Erlösers in mein Inneres geworden. Durch die Knechtschaft, wie Du es nennst, bin ich frei geworden.“

„„Bist Du auch immer Deiner Sache gewiß, und brauchst nicht zu fürchten, daß Deine Einbildung ihre Eingebungen als die des Erlösers unterschiebe?““

„O, sagte Walther lächelnd, darüber habe ich die unmittelbarste Gewißheit. Mein sündhaftes Ich sehe ich tief unter mir mit den daraus aufsteigenden unreinen Lüsten und Irrthümern; hoch dagegen in himmlischer Glorie strahlend steht Christus über mir, von dem meine Seele alles Licht empfängt.“

„„Auch ich, wenn ich meinen Gemüthszustand prüfe und im innern Kampfe mit mir selbst begriffen bin, richte meine Seele nach Christo hin, dem Urbild aller Wahrheit und Vollkommenheit, und frage mich „was er über mich urtheilen würde, ob ich vor seinem prüfenden Richterblick bestehen möge“; aber meine höchsten Gemüthserhebungen verdanke ich dem

Aufschwung des Geistes zu Gott, dem unsichtbaren Vater. Deine Art der Andacht scheint mir doch einen Beischmack von sinnlicher Einbildung zu haben.""

„Das kommt Dir so vor, der Du eine bloß ästhetische Ansicht von Christo hast, in ihm bloß die sinnliche Erscheinung des Göttlichen siehest. Mir ist er der aus dem Geist Gottes geborne Sohn Gottes, Gott selbst, das ewige Wort, das im Anfang bei ihm war; ich schaue ihn mit rein geistigem Auge an."

„„Doch mußt Du ihn zugleich als Menschen denken, und höher steht der Vater in seinem verborgenen Lichte. Und verschließest Du nicht durch die unverrückte einseitige Richtung auf den menschgewordenen Gott Dein Gemüth den Anregungen des Geistes, der überall Dich umwehet, der aus der Natur, aus der Geschichte, aus der menschlichen Stimme zu Dir spricht? Was ist der Sinn der Lehre von der Dreieinigkeit anders, als daß man Gott sich nicht auf Eine Weise denken, ihn nicht bloß da und dort suchen, sondern ihn als den Allgegenwärtigen, überall sich Offenbarenden verehren soll?""

„Doch ist uns Gott am reinsten und klarsten in Christo erschienen; an ihm, der zu uns herab-

herabgestiegen, um uns aus dem Verderben zu ziehen, halte ich fest; ihm gebe ich ganz meine Seele hin.“

Theodor konnte sich den Gemüthszustand seines Freundes nicht anders, als höchst krankhaft, denken. In dem Verzichtleisten auf alles eigne Denken und Forschen drückte sich das entschiedenste Mißtrauen gegen die Kraft des menschlichen Geistes aus, und in der Einbildung eines Umgangs mit dem Erlöser lag wieder die entschiedenste Anmaßlichkeit. Theodor glaubte allerdings an eine Gegenwart des Erlösers in seiner Gemeine, aber er fand sie nicht bloß in seinem Innern, sondern in jeder guten Geisteskraft, die ihm in der christlichen Gemeinschaft wirksam begegnete; in jedem Lehrer der Wahrheit sah er einen Boten des Erlösers an die Seinigen. Welcher Stolz — rief er aus — sich vor Vielen Andern durch den Umgang mit den Erlöser ausgezeichnet zu glauben, sich in sich selbst zu verschließen, die Belehrungen und Erweckungen, die uns von Mitchristen kommen können, zu verachten, und nur auf die eigene Stimme zu hören! Was ist dieser angebliche Umgang mit Christo anders, als ein Selbstgespräch, wobei man von Glück zu sagen hat, wenn der bessere Theil unseres Selbst die Rolle Christi übernimmt?

Eilftes Kapitel.

Es war hohe Zeit, daß unser Freund aus der dumpfen Kerkerluft, in welcher ihn der eintönige Umgang mit Walthern gefangen hielt, befreit wurde. Eines Morgens schien das Wetter sich ändern zu wollen, der Ostwind, den die Züricher Oberwind nennen, wehete und kämpfte mit den auf den Gebirgen lagernden Wolken. Die beiden Freunde gingen auf die sogenannte neue Promenade, von wo man eine umfassende Aussicht über den See hat. Als sie hinaufkamen, hatte sich eben der Himmel aufgeheitert, der herrliche See lag spiegelglatt in seiner schönen grünblauen Farbe da, der Bergrücken des Albis prangte im frischen Grün seiner Wälder, und im Hintergrunde ragten die Schneeberge in den blauen Himmel empor.

Komm, Freund, sagte Theodor freudig zu Walther, laß uns sogleich die Abreise beschleunigen.

nigen. Zürich können wir auf dem Rückwege noch besehen; jetzt lockt uns das schöne Wetter in die Gebirge. Wie sehne ich mich, die Brust in der freien Luft der Berge zu baden! Walther war noch halb unentschlossen, ob er diese Reise mit machen sollte; aber Theodor überwand seine Bedenklichkeiten.

Nachmittags befanden sie sich schon in einer Barke auf dem See, nach Bocken zusteuernd, wo sie übernachten und von da am andern Tage nach Zug zu Fuße gehen wollten. Theodor war so heiter, wie er seit langer Zeit nicht gewesen war.

Steh, sagte er zu Walther, wie uns Gottes Natur ringsum anlacht, wie alles die Freude des Daseyns uns zujauchzt! Spricht nicht auch hier Gottes Stimme zu uns, und auf eine so freudige Weise? Wo in diesen heitern Farben, in dieser entzückenden Mannichfaltigkeit, in diesen kühnen schönen Formen begegnet uns das trübe Bild des Bösen? Gott sah an, was er geschaffen, und siehe! es war Alles sehr gut. Kehrt nicht beim Anblick dieser schönen Natur der frohe Glaube in Deine Brust wieder ein: daß die Welt Gottes gut und schön ist, daß es nur für die Bösen ein Böses gibt, und daß

es

es nur dem Feigen und Schwachen unüberwindlich scheint?

Das sind — antwortete Walther — die Reste der Schönheit und Herrlichkeit, von welchen die frisch geschaffene Welt strahlte, ehe sie vom Sündenfall verderbt ward. Begegnen uns nicht überall die Spuren der Verderbniß und Zerstörung? Die Gebirge schließen Millionen von Leichen ein, welche die Sündfluth darin begrub. Selbst diese Gebirge, die wir vor uns sehen, sind schon zum Theil in sich morsch, drohen den Einsturz, und haben schon manche Hütte, manches Dorf unter ihren Trümmern begraben. Alljährlich rollen Lawinen von den Berggipfeln herab, und verwüsten die Thäler. Anderwärts tobt das unterirdische Feuer in den Eingeweiden der Berge, und bricht von Zeit zu Zeit zerstörend hervor. Unter den lieblichsten Blumen liegt die giftige Schlange verborgen, Raubthiere durchziehen die Wüste, und Heuschreckenschwärme fallen auf blühende Gefilde. —

„Halt ein mit Deiner traurigen Herzählung! Wer weiß es nicht, daß uns überall Unvollkommenheiten und Uebel umringen; wer wird sie aber mit so düsterem Auge ansehen? Ergreift uns die blinde zerstörende Gewalt, so laß uns nicht die frohe Zuversicht aufgeben:

daß

daß Gott sie zum Besten lenkt, und daß wir selbst im irdischen Untergang von der ewigen Liebe nicht vergessen sind. Das Leben, die Freude überwiegt überall die Macht des Todes und des Schmerzes. Auf der verwitterten Lava erblüht ein üppigeres Pflanzenleben, als vorher, und zutrauensvoll siedeln sich wieder die Menschen am Fuß des Zerstörung drohenden Berges an. Die harmlosen Bewohner der Thäler, die unter jenen Schneebergen liegen, lassen sich durch die jährlichen Verwüstungen nicht aus ihrer geliebten Heimath vertreiben; sie sehen die Gefahr über ihren Häuptern schweben, und bleiben doch voll Liebe und Vertrauen da wohnen, wo ihre Väter gewohnt haben. Liebe und Vertrauen, sie machen die Welt zum Paradiese, sie verleihen den Sieg über das Böse und Uebel, das störend ins Leben tritt; ja dieses verschwindet vor dem heitern Blick dessen, der jene Himmelsgaben im Busen trägt. — Und was fabelst Du von einem Einfluß des Sündenfalls auf die Natur? Wo steht das geschrieben?"

„„Die Schlange ging vorher aufrecht, nachher mußte sie im Staube kriechen; die Erde traf der Fluch der Unfruchtbarkeit: in diesen Andeutungen liegt Alles. Und war die Sünd-

fluth

fluth nicht durch die Sünden der Menschen her= beigeführt?“

„Durch den Willen des Herrn der Natur, der sie zur Bestrafung der menschlichen Sün= den gebrauchte. Es ist wahr, das Gefühl un= serer Schwachheit soll uns überall hin beglei= ten; aber es soll uns nur demüthig, nicht klein= müthig, machen, und uns nicht den Blick auf die Natur und das Menschenleben trüben. Oft genug umwölkt sich der Himmel, und entladet sich in Stürmen und Ungewittern; dann mag man sich schwerlich einer düstern Gemüthsstim= mung enthalten, und in einer solchen kehre man den Blick prüfend in das Innere, und stelle sich vor den Richtstuhl des Gewissens. Aber hat man sich durch diese Prüfung geläutert, so kehre man vertrauensvoll ins Leben zurück; und lacht uns die Schöpfung heiter entgegen, dann öffne man die Brust der reinen Lebensluft, dem Vertrauen, dem hoffnungsvollen Muthe. Die heitere Ruhe, die sich in einer schönen Land= schaft spiegelt; die Sicherheit, mit der jeder Baum, jeder Hügel seine Stelle in dem Bilde einnimmt; der Einklang, der das Mannich= faltige zum Ganzen vereint; der schöne Farben= duft, der über Alles verbreitet ist: das alles sey uns ein Sinnbild der Ruhe nach dem Kampfe,

der

der Gewißheit des Sieges über alles Widerwärtige, der Seligkeit zu welcher wir berufen sind. Deine ganze Lebensansicht, lieber Freund, kommt mir vor, wie das Regenwetter, das wir in Zürich auszuhalten hatten: düstere Wolken umlagerten da meine Seele, und ich war mit mir selbst im Streite. Jetzt lacht wieder die Sonne, und froher Lebensmuth und Selbstvertrauen ist mir zurückgekehrt; Du aber nimmst Deine düstre Stimmung mit herüber in den allgemeinen Jubel der Natur, und siehest Flecken, wo Alles im schönsten Lichte prangt.

Eben landeten unsere Reisenden bei Horgen, durch welches Dorf sie gingen und den Weg nach dem höher liegenden Bocken einschlugen. Walther knüpfte das Gespräch wieder an und sagte: Du thust mir Unrecht, wenn Du glaubst, daß ich mich gar nicht über die schöne Natur freuen könne; aber ich bin der Meinung, daß man bei uns dieser Freude zu viel Werth beilegt, und beinahe damit Götzendienst treibt. Im Gebiet der christlich frommen Lebensansichten nehmen die Gefühle, die uns durch den Anblick der Natur erweckt werden, keine Stelle ein. Die einzige Naturansicht, welche Christus gibt, ist die der Sorglosigkeit im Vertrauen auf den Schöpfer und dessen reiche Fürsorge.

„Doch

„Doch eben diese Ansicht beweißt, daß dem Erlöser die Natur der Spiegel der geistigen Welt war. Das vertrauensvolle Gefühl der Lebensfülle, die über die Natur verbreitet ist, fließt aus der innern Quelle des Geistes, ist nicht ein Ergebniß der Beobachtung und Erfahrung. Der Sorgenvolle kann für seine ängstliche Stimmung in der Ansicht der Natur ebenfalls Nahrung finden. Die Dürre des Sommers, die Kälte des Winters läßt unzählige Pflanzen und Thiere umkommen; und wie viele Thiere leben auf Unkosten ihrer Mitgeschöpfe: so daß man wohl die Natur als eine karge Haushälterin ansehen könnte, welche hier wegnimmt, um dort zu geben. Dennoch hat jene erste Ansicht Recht, weil sie aus dem Innern des Geistes stammt, dessen Lebenskraft das Vertrauen ist. Wie der Geist die Natur beherrscht, so deutet er auch ihre Hieroglyphen in seinem Sinne. Er sucht stets den Einklang seines Lebens mit dem Leben der Natur, und sieht sie und die Menschenwelt als Eine Familie Gottes an. Das Licht der Gestirne, die Farben der Blumen, die kühnen Massen der Gebirge sind ihm die Bilder seines innern Lebens, Offenbarungen des unsichtbaren Lebensgeistes, der Alles schaffend durchwebt. In diesem Sinne

die

die Natur zu betrachten ist dem Geiste des Christenthums nicht fremd. Freilich mußte uns der Erlöser vorzugsweise die innern Bilder des Geistes vorführen, uns die ewigen Gesetze der Wahrheit offenbaren, und uns dadurch erst zum geistigen Selbstbewußtseyn bringen, uns überlassend, die Natur darnach zu deuten. Aber ein heitrer Freund der Natur war er; darum wandelte er so gern an den schönen Ufern des Sees Genesareth, und bestieg die Berge und Höhen, von wo er die Landschaft überschauen konnte. Welche herrliche Naturanschauungen finden sich im alten Testament, das doch auch in den Kreis unserer Offenbarungen gehört. Wie groß ist jener Lobgesang Gottes, als des Schöpfers der Natur:

Der Himmel erzählet Gottes Herrlichkeit,
Und seiner Hände Werk verkündet die Veste!

Wie freudig erhaben das Bild der Sonne:

Dem Bräutigam gleich tritt sie hervor aus der Kammer,
Freut sich, wie ein Held, zu laufen den Pfad.
Vom Ende des Himmels tritt sie hervor,
Und schwinget sich um bis ans Ende,
Und nichts ist geborgen vor ihrem Strahl.

In diesem Augenblick wandte sich der Weg aus Bäumen und Gartenhecken hervor nach der Höhe,

Höhe, auf welcher das Landhaus Bocken liegt; und vor den Blicken der Wanderer entfaltete sich der schöne See, in welchem die über dem freundlichen Zürich sich zum Untergang neigende Sonne sich spiegelte. Ein herrlicher ergreifender Anblick! Gegenüber die lachenden Ufergelände, mit freundlichen Dörfern und Landhäusern geschmückt, und oben mit grünen Waldbergen bekränzt, sich hindehnend bis nach dem fernen dämmernden Rapperschwyl, rechts die Schneeberge von Glarus und Uri über dem waldigen Vorgebirge hervorragend, unten der spiegelhelle See mit lustig segelnden Nachen bedeckt.

Kann das herrliche ermuthigende Gefühl, rief Theodor aus, das uns der Anblick der Sonne über diese Landschaft einflößt, treffender ausgedrückt werden, als mit dem Bilde des heiligen Sängers? Sie ist ein Held, der seinen Lauf vollendet hat und stolz zufrieden zurückschaut auf das vollbrachte Tagewerk. Sie hat uns einen herrlichen Tag geschenkt, siegend die Nebel vertrieben, und uns diesen reizenden Anblick im reinsten Lichte erscheinen lassen.

Nachdem sie sich an dem herrlichen Schauspiel satt gesehen, fuhr Theodor fort, seine Meinung über das Verhältniß der Naturanschauung zur christlichen Weltansicht darzulegen.

Das Christenthum, sagte er, nimmt die genaueste Zusammenstimmung zwischen der Menschenwelt und der Natur an: die Erlösung der erstern wirkt auch auf die zweite zurück, nach der bekannten Stelle von der seufzenden Creatur (Röm. 8, 19 ff.).

Also, versetzte Walther freudig, verstehst Du unter dieser wirklich die leblose und unvernünftige Natur? Dann mußt Du aber auch mit mir annehmen, daß sie durch den Sündenfall verderbt ist.

„Keinesweges; der Apostel spricht von der Vergänglichkeit, welcher durch den Willen des Schöpfers, nicht etwa durch den Teufel, die Natur unterworfen sey, und von welcher sie befreit zu werden seufze. Die Natur erliegt demselben Schicksal, dem wir unterliegen; und wie wir einst vom Tode befreit zu werden und zu ewigem Leben zu erstehen hoffen, so sehnt sich und hofft die Natur ebenfalls nach der Unsterblichkeit, deren Keime in ihr, wie in uns, liegen. Wenn einst das himmlische Jerusalem herab auf die Erde steigt, und kein Tod und kein Schmerz mehr ist und keine Thränen mehr fließen: dann wird die Natur in ewig blühender Schönheit dem Reiche Gottes zur würdigen Umgebung dienen, und Friede und Freude wird

in ihr, wie in der Menschenwelt, herrschen. Es werden, wie die Propheten weissagen, die Wölfe bei den Lämmern wohnen, und die Pardel bei den Böcken liegen; des Mondes Schein wird seyn wie der Sonnen Schein, und der Sonnen Schein sieben Mal heller, denn jetzt; Gott wird einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen. Laß dieß alles auch nur schöne Bilder seyn; immer ist doch damit der innige Zusammenhang der Geister- und Körperwelt angedeutet, und daß wir der Natur unser Mitgefühl weihen, und uns ihren Erweckungen hingeben sollen.“

„„Ich erinnere mich doch, ehedem von Dir selbst die Bemerkung gehört zu haben: daß der Charakter der heidnischen Religionen vorzugsweise in der Naturanschauung, in der Ahnung des Göttlichen in der Natur, liege, während das Judenthum und Christenthum Gott in der Geisterwelt offenbart finde. Wie unterscheidest Du nun die christliche Naturanschauung von der heidnischen?““

„Durch zwei Merkmale; einmal dadurch, daß der Heide den Geist an die Natur gefangen gibt, und nicht herrschend darüber steht; zweitens dadurch, daß er das Geschöpf an die Stelle des Schöpfers setzt, oder die in der

"

Natur waltenden Kräfte mit der Urkraft, aus welcher alle Kräfte fließen, verwechselt. Letzteres, was den eigentlichen Götzendienst ausmacht, kann bei uns kaum mehr Statt finden; wohl aber Ersteres. Der gemeinste Fehler dieser Art ist, daß man in der Freude an der Natur sinnlich schwelgt, darin bloß einen Genuß, nicht eine Erweckung und Erhebung des Geistes findet. Wie viele Freunde der schönen Natur sind kalt und lieblos gegen die Menschen, und gleichgültig gegen die höchsten Angelegenheiten des Menschenlebens; weil ihre Empfänglichkeit für die Naturschönheit nicht die rein geistige ist. Noch näher aber der heidnischen Naturansicht ist die Stimmung solcher Naturfreunde, welche, wie die einseitigen unfrommen Naturforscher, die Wunder der Natur und ihre geheimnißvollen Kräfte mit einer Hingebung und Anbetung betrachten und anerkennen, in welcher sie die höhere Geisteskraft in ihrem eigenen Busen und in der Menschenwelt vergessen, jene nicht als einen Wiederschein von dieser ansehen, und keine sittlich geistige Bedeutung darin finden. Sie sind in ihrer Freude an der Natur nicht so sinnlich träge, wie jene, sie ahnen darin etwas Höheres, das sie aber überschätzen, nicht dem Geiste unterordnen.""

„Ja,

„Ja, wie gesagt, ich habe Manche gekannt, die mit der Natur eine Art von Götzendienst treiben. Deine Art von Naturbetrachtung hingegen scheint beinahe allegorisch zu seyn; Du spinnst Dir ein dichterisches Gewebe, das Du der Natur umlegst.“

„„Das gehört bloß der Deutung des ursprünglichen Eindruckes. Bloße Naturschilderung bleibt sowohl für den, der den Gegenstand selbst vor Augen hat, als für den, der ihn sich mit der Phantasie vorbilden soll, ohne Wirkung; sobald man aber irgend ein Gefühl hineinlegt, ist alles ganz anders. Beschreibung ist eben so wenig das eigenthümliche Geschäft des Dichters als des Tonsetzers.““

Zwölftes Kapitel.

Als unsere Wanderer am andern Morgen aufstanden, war der Himmel rings umzogen und drohete Regen, der auch nicht lange ausblieb. Beide waren darüber etwas verdrießlich, und gingen ziemlich wortkarg neben einander fort. Der Weg war ohne sonderliche Abwechselung, und führte meistens durch Wald und Gebüsch. Sie kamen über die Söhl, einen wilden Bergstrom, der sich schäumend durch ein mit Felsstücken angefülltes Bette hindurchdrängt. In das enge Thal hingen jetzt düstre Nebelwolken herab. Als sie eine Strecke weiter gegangen waren, öffnete sich ihnen eine Aussicht auf die Berge bei Lucern, die aber mit Gewölk bedeckt waren. Der Führer verhieß heitres Wetter, und Theodor hoffte es. Aber Walther sagte mit einer Art von Schadenfreude: Dieser trübe Tag ist ein gutes Gegengift gegen

Deinen gestrigen Uebermuth, in welchem Du beinahe so weit gegangen wärest, zu behaupten, daß es gar kein Böses in der Welt gebe.

Bin ich nur beinahe so weit gegangen? antwortete Theodor — so will ich heute ganz so weit gehen, und behaupten, daß es nur in der Ansicht der Menschen, nicht aber an sich und wirklich Böses gibt.

„Ich erstaune, oder scherzest Du mit so ernsten Dingen?“

„„Ich scherze nicht. Doch hängt das Gelingen meiner Beweisführung von Deiner Antwort auf folgende Frage ab: Hältst Du das Zerstörende der bewußtlosen Natur, der Elemente, der reißenden Thiere, für böse? Ich halte es nicht dafür; weil die Absicht, zu schaden, fehlt, und die Freiheit, so oder so zu handeln. Wäre es böse, so käme es auf die Rechnung des Schöpfers, dem wir doch nur Gutes zuschreiben dürfen.““

„Der Schöpfer braucht das Böse zur Bestrafung des Bösen. Doch will ich Dir zugeben, daß das bewußtlos Schädliche nicht böse sey, um zu sehen, wie Du Deinen Beweis führst.“

„„Ich frage Dich ferner: hältst Du eine Handlung für böse, die Dir oder Andern verderb-

derblich ist, abgesehen von der Absicht, in welcher sie geschieht, etwa einen unfreiwilligen Todtschlag, die Hinrichtung eines Verbrechers, die Tödtung eines Menschen im Kriege?""

„„Die letztern Beispiele sind nicht ganz rein, weil hier das Böse wenigstens entfernt mit im Spiele ist; denn hätte der Verbrecher nicht gesündigt, so würde er nicht gerichtet; und wären die Menschen nicht ungerecht, so gäbe es keinen Krieg."

„„„Du gibst aber doch immer zu, daß das Verderbliche einer Handlung, und ihre Wirkung und Folgen überhaupt, nicht das entschiedene Merkmal ihrer sittlichen Bosheit sind; und das ist es, was ich wollte. Nun gehe ich weiter, und frage: woran erkennst Du das Böse, wenn Du es nicht an der äußern Wirkung erkennst?""

„An dem Gesetz, gegen das es verstößt."

„„„Aber wenn das Gesetz nun dem dagegen Verstoßenden unbekannt ist?"""

„Dann ist seine Unwissenheit Sünde, ausgenommen, wenn diese unvermeidlich war, was aber in Ansehung des sittlichen Gesetzes nie der Fall ist."

„„„Wie aber, wenn der Uebertreter des Gesetzes dieses zwar kennt, es aber nicht anerkennt,

kennt, oder glaubt, daß es in diesem besondern Fall eine Ausnahme erleide? So geschehen eigentlich alle Sünden, die nicht das Werk der leidenschaftlichen Unbesonnenheit sind.""

„Du wirst doch ein solches frevelhaftes Sichhinwegsetzen über das erkannte Gebot nicht entschuldigen wollen, da es immer auf Eingebung der bösen Lust und der hoffärtigen Selbstsucht geschieht?"

„„Ich will es keineswegs entschuldigen. Aber nicht wahr: das Sündigen aus eigenmächtiger Verwerfung oder Abänderung des Gebotes, wie das aus Unkenntniß desselben, setzt voraus, daß Trieb und Gebot im Menschen noch nicht im Einklang stehen; und in dem Widerstreit Beider liegt das ganze Gebiet der Sünde, welche da entsprang, als die Lust Eva's über das göttliche Verbot hinausstrebte."""

„Das ist vollkommen richtig, aber was gewinnst Du damit für Deine Behauptung, daß das Böse an sich nicht sey? Du hast es eben erst gesetzt."

„„Folge mir nur, so wirst du bald sehen, wo ich hinaus will. Der Trieb gehört der Natur an, das Gebot der Bildung; dort herrscht die Nothwendigkeit, hier die Freiheit: mithin ist der Widerstreit des Triebes und des Gebotes

tes, oder die Sünde, nichts anders als das Uebergewicht der Nothwendigkeit, der Naturgewalt, über die Freiheit des menschlichen Willens. Mithin ist die Sünde gerade dieselbe Erscheinung, die uns in dem Losbrechen gewaltiger Naturkräfte zerstörend und verletzend begegnet.“

„Aber der Mensch trägt die Schuld davon, daß er seine Freiheit von der Nothwendigkeit überwinden läßt.“

„„Ganz richtig, und nach menschlicher Ansicht ist auch das Böse, was es ist. Erhebt man sich aber über den Gegensatz der Freiheit und Nothwendigkeit, so verschwindet es.““

„Das ist aber eine trostlose und gefährliche Ansicht.“

„„Gefährlich nicht, weil der Zwiespalt, den die Sünde in den Menschen selbst bringt, dabei anerkannt, die Unseligkeit desselben nicht geleugnet wird; trostlos auch nicht, vielmehr trostreich, weil man dadurch in der Ansicht der Welt den durch die Sünde gestörten Frieden wieder gewinnt. Denn Gott ist es doch, der Allmächtige, Gütige, der das Uebergewicht der Nothwendigkeit über die Freiheit zuläßt.““

„„Daß diese Ansicht der Sittlichkeit nicht gefährlich sey, kann ich nicht zugeben. Wer-

den

den sich die Menschen nicht entschuldigt glauben, wenn sie wissen, daß sie durch Nothwendigkeit sündigen.“

„„Das ist ja eben der Vorwurf, der sie trifft: daß sie ihre Freiheit nicht behauptet haben, daß sie als unvernünftige Wesen zu betrachten sind, vor deren blinder Leidenschaft man sich sichern muß. Zugleich aber stimmt uns diese Ansicht allerdings milde gegen unsere fehlenden Brüder, von denen immer mehr oder weniger jenes Wort Christi gilt: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.““

Walther wußte nichts Bedeutendes einzuwenden, doch schüttelte er den Kopf, und klagte seinen Freund gefährlicher Neuerung an.

Theodor antwortete: daß das Böse an sich nicht sey, haben die rechtgläubigsten Kirchenlehrer behauptet; sie erklären es für einen Mangel. Gewöhnlich gehen sie von dem Satze aus: daß der Mensch nie eigentlich das Böse, sondern immer das Gute wolle. Zieht er die Sinnenlust dem geistigen Gute vor, so hält er jene für vorzüglicher; er ist noch nicht geistig genug in seiner Einsicht und seinem Willen, um das Geistige dem Sinnlichen vorzuziehen; er steht noch unter der Herrschaft der Natur,

und

und folgt ihren Antrieben. Alles was lebt, ringt nach dem Zwecke seines Daseyns; dem einen aber gelingt es mehr, als dem andern; die eine Blume blüht schöner, als die andere neben ihr: demungeachtet prangt die Wiese in reichem Blumenschmuck. So ist auch die Welt Gottes schön, obschon Vieles, ja Alles in ihr, einzeln betrachtet, unvollkommen ist. Was uns aber vorzüglich über das Böse und Unvollkommene in uns selbst und in der Welt tröstet, ist der Glaube, daß, was uns bisher mißlungen, uns künftig gelingen wird; was in dem Theil der Welt, in welchem wir stehen, unvollkommen ist, anderswo in Herrlichkeit strahlt; daß das Gute in und außer uns siegt durch die Gnade deß, der alles zum Guten geschaffen hat, und Alles herrlich zum Ende führt.

Jetzt traten unsere Wandrer aus den mit Bäumen beschatteten Triften hervor, welche die Ebene zwischen Baar und Zug bildet, und näherten sich dieser Stadt. Einzelne Sonnenblicke, welche durch den Nebel drangen, verkündigten einen heiteren Tag. Als sie nach eingenommenem Frühstück sich auf dem See einschifften, bot sich ihnen ein unvergleichlicher Anblick dar. Der See prangte schon in sei-

nem eigenthümlichen tiefen Blau, die Zuger Berge links waren schon ganz vom Gewölk befreit, der Rigi, welcher sich mächtig in den See hinein lagert, war nur noch in der Mitte von leichtem Gewölk umzogen, und der entferntere Pilatus jenseit Lucern hatte die Nebelstreifen wie einen Hauptschmuck um sich gelegt. Keine Viertelstunde waren sie auf dem See, als Gebirge und Himmel von keinem Wölkchen mehr bedeckt waren.

Nun, rief Theodor, haben wir gewonnen! unsere Reise wird glücklich seyn, der Kampf ist vollendet, und der Sieg bleibt unser.

Mit Entzücken hielt er seine Blicke auf den Rigi geheftet. Wie groß, und wie mild und lieblich! rief er aus. Vom Fuß bis zum Gipfel begrünt, ohne drohende Felsenabstürze, wirthbar für die weidenden Heerden, und doch so kühn aufstrebend, so stolz herrschend! Ein Vorbild wahrer menschlicher Größe, das so selten erreicht wird! Ist nicht unsere Größe meistens mit Härte und Kälte gepaart? Erheben sich die Menschen nicht gewöhnlich auf Kosten ihrer Mitbrüder, die sie neben sich niederdrükken? Unsere großen Helden sind feuerspeiende Berge, welche Verderben um sich her verbreiten; oder kalte Schnee- und Eisberge, welche

kein

kein Leben neben sich dulden, die den Zugang zu sich verwehren; nicht wie dieser sanfte milde Rigi, den ich einem durch Tugend und Adel über seine Mitbürger hervorragenden, aber doch ohne Anmaßung unter ihnen lebenden Bürger einer alten Republik vergleichen möchte.

Unsere Reisenden landeten bei Arth, und gingen dann am Bergsturz von Goldau vorüber nach dem Rigi hinauf. Erst sahen sie nur einzelne Trümmer, dann konnten sie den ganzen Schauplatz der Verwüstung übersehen. Ein trauriger Anblick! Das zerstreute Gestein und Gerölle fängt an sich wieder zu begrünen; aber es geht langsam vorwärts, und es wird noch lange dauern, ehe dem Auge die Spuren der Zerstörung entzogen sind.

Was soll man, sagte Walther, zu einem solchen Ereigniß anders sagen, als daß es ein göttliches Strafgericht war? Wie könnte sonst Gottes Güte so viel Lebendige mit Einem Male begraben lassen?

„Darauf muß ich Dir antworten mit jenem Wort des Erlösers: „Meinet ihr, daß die achtzehn, auf welche der Thurm in Siloch fiel und erschlug sie, seyn schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen?

Ich

Ich sage: Nein! sondern so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen.“

Der Frevler mag sich, bei solchen Ereignissen, seiner Abhängigkeit von einer höheren Macht erinnern und in sich gehen und sich demüthigen; aber keiner vermesse sich, diejenigen, welche der Unfall betroffen, als die Schuldigsten zu bezeichnen!“

„„Wie soll man aber eine solche Fügung mit der Gerechtigkeit Gottes vereinigen?““

„Man soll sie als ein Geheimniß verehren. Wissen wir doch nicht, wie das geistige Leben mit dem körperlichen zusammenhängt! Verbunden sind beide, und zwar so, daß dieses jenem zur Unterlage dient. Das Verhältniß der Erde zur Sonne mußte geordnet, die Elemente auf ihr zur Ruhe gebracht seyn, ehe sich auf ihrer Oberfläche eine Pflanzen- und Thierwelt entwickeln konnte. Im Ganzen ist bisher das Verhältniß beider Naturen, der körperlichen und geistigen, friedlich und einstimmig geblieben; aber von Zeit zu Zeit treten Zerrüttungen ein, deren Ursachen in den unabänderlichen Gesetzen der Körperwelt liegen. Die Nagelflue-Schichten des Roßbergs, von welchem der Sturz geschah, waren durch anhaltenden Regen gelockert worden; ihre eigene

Schwere

Schwere riß sie herab, daß sie das unten liegende Thal mit 600 Bewohnern überschütten mußten. Man kann sagen, daß dieses unglückselige Ereigniß schon vorher bestimmt war, als aus den Urwassern sich diese Bergschichten niederlagerten in einer Richtung, welche einst ihren Sturz herbeiführen mußte. Das Leben von so vielen Menschen war also, wie an einen schwachen Faden, an den Eintritt des Augenblicks geknüpft, wo die Schwere der Schichten die Kraft der Cohäsion überwog."

„„Eine trostlose körperliche Ansicht der Dinge! Warum willst Du Dich nicht damit begnügen, Alles auf den Willen des Herrn der Welt zurückzuführen?""

„Zuletzt, ja! aber die Mittel-Ursachen und Verhältnisse lassen sich gar nicht verhehlen. Daß der Geist, die schönste Blüthe des Lebens, die wir kennen, wie ein gemein Gewächs am irdischen Boden wurzelt, und dessen Veränderungen unterworfen ist: das erkenne man, um sich zu demüthigen, und diesem irdischen Leben nicht zu viel zu vertrauen; dann aber erhebe man sich in dem Bewußtseyn, daß der Geist doch über die Abhängigkeit erhaben ist durch die Kraft der Freiheit, und daß die Kör-

perwelt

perwelt seine Heimath nicht seyn kann; man erhebe sich zu dem Gedanken an den Vater der Schöpfung, aus dessen Hand alles Leben hervorgeht. Er hat den Saamen der Geister in seine Welt ausgesät, und ihm geht kein Keim verloren; alle pflegt er mit Vaterliebe. Der Tod, dem das Menschenleben unterworfen ist, was ist er anders, als dieser verschüttende Bergsturz? Er folgt ebenfalls den körperlichen Gesetzen, und vor seinem zermalmenden Fußtritt schwindet die schöne Erscheinung des Geistes von der Erde. Ob Eine Blume, oder eine ganze blühende Wiese gemäht wird; ob Ein Auge, oder tausend, Thränen vergießen, ist darin ein so großer Unterschied? Kein Trost für den Schmerz des Todes, als in der Erhebung des Geistes über seine eigene Erscheinung in jene unsichtbare Welt, wo kein Gegensatz von Körper und Geist mehr ist, wo die Quelle strömt, aus welcher die wandelbaren Formen des irdischen Lebens hervorgehen.

Unter diesen Gesprächen waren beide höher gestiegen. Die Schutthaufen von Goldau erschienen jetzt als ein grauer Fleck am Fuß des grünen Roßberges neben dem lieblichen Lowerzer See; und die Ansicht der ganzen schönen

Land-

Landschaft, in welche die sonderbare Gestalt des Schweizerhaggen hereinschaute, vertilgte den Eindruck, den der Anblick der Zerstörung in den Gemüthern der Wandrer gemacht hatte.

So siegt der Geist, sagte Theodor, über jeden Schmerz, wenn er sich über den niedern Standpunkt des Erdenlebens zur Ansicht des Weltganzen erhebt. Es gibt keinen Schmerz und keinen Tod, als in der befangenen engen Ansicht des Menschen. Er hängt sein Herz an das, was um ihn und mit ihm lebt; und wenn es ihm entrissen wird, so erschrickt und zagt er, als ob ihm das ganze Leben entrissen wäre. Er erhebe nur seinen Blick, so wird er noch überall Leben finden, was ihn über den Tod trösten kann.

„Das ist aber nicht die Ansicht der treuen Liebe, die nicht aus den Armen des verlornen Geliebten einem neuen Gegenstande der Liebe entgegeneilen kann; es ist auch nicht die Ansicht unseres Glaubens an die Selbstständigkeit der menschlichen Seele. Ueber den Untergang einer Blume kann ich mich mit dem Aufblühen einer andern trösten, welche für jene vollkommnen Ersatz gibt. Aber kein menschliches Herz wird durch das andere ersetzt; jedes hat

seinen

seinen eigenen unvergleichlichen Werth; jedes menschliche Daseyn in seiner besondern Eigenthümlichkeit ist eine Welt, die nur einmal geschaffen ist, und, einmal untergegangen, nie wiederkehrt."

„„Du hast Recht, und das ist der schwere Zwiespalt, in welchem der Mensch steht, und über den er sich nie ganz erheben kann: die Liebe für das Besondere, der Glaube an die Selbstständigkeit des besonderen Wesens, und die Liebe des All und Einen, und der Glaube an ein Ganzes, in welches alles Einzelne verschlungen ist. Das Einzelne mit aller Kraft der Liebe umfangen, und es dann doch mit freudiger Ergebung dem es wiederfordernden Ganzen zurückgeben; festhalten am Gefühl der eigenen Selbstständigkeit, an dem Selbstvertrauen des Bewußtseyns, daß wir Gottes Geschöpfe, selbstständige Glieder seiner Welt sind; und dann demüthig erkennen, daß wir nur in dem Geiste Gottes leben, weben und sind, verschwimmende Tropfen in dem Strome, der durch die unendlichen Zeiten fließt: beides zu vereinigen, ist die große Aufgabe!"„

„Du scheinst Dich aber sehr zum Pantheismus zu neigen: dieß verräth sowohl Deine Ansicht vom Bösen, als vom Tode."

„„Ich will nur beide Ansichten vereinigen, wie sie vereinigt werden müssen, und wie sie auch wirklich im Christenthum vereinigt sind.““

„Das Christenthum pantheistisch! — eine neue Behauptung!“

„„Und nicht weniger wahr! Das Christenthum vereinigt in seiner Dreieinigkeitslehre alle Elemente der Religion in vollkommenem Einklang, und die Idee des heiligen Geistes, als der dritten Person in der Gottheit, scheint mir eben pantheistisch zu seyn. Denn das ist der wahre Pantheismus: überall, in allem Lebendigen, eine göttliche Urkraft zu ahnen, welche alle endlichen Kräfte trägt und bewegt. Der falsche hingegen besteht darin, daß man, das Endliche in das Unendliche auflösend, alle besondere Wesenheit aufhebt, und die besondern Erscheinungen der Dinge für Ausflüsse des Urwesens ansieht. Mit der letztern Ansicht verträgt sich der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele nicht, den das Christenthum bestimmt fodert.

Dreizehntes Kapitel.

Unsere Wanderer hatten in mehreren Absätzen den Weg auf den Kulm oder die Spitze des Rigi vollendet, und waren eben oben angekommen, als sich die Sonne zum Untergang neigte. Sie nahmen im Wirthshaus von einem Quartier Besitz, und eilten bald wieder hinaus, um nichts von dem Schauspiel zu verlieren, das sie erwartete. Einen Theil der Aussicht, welche dieser unvergleichliche Berg bietet, hatten sie schon im Heraufsteigen genossen, besonders den Blick auf Lucern; jetzt aber traten sie auf die äußerste Kante vor, und sahen den Zuger See mit seinen Ufern zu ihren Füßen. Der Rigi erscheint von dieser Seite so steil abschüssig, daß man fast schwindlicht wird; um so näher ist dem Beschauer die liebliche Landschaft gerückt, die sich am Fuße des Berges ausbreitet. Schon lagerten sich die Schatten in

die Tiefen, die sinkende Sonne warf ihre letzten Lichter an die Berge, und jetzt verschwammen sie in das Feuermeer, das sich über den Abendhimmel verbreitete. Theodor war von dem großen Anblick ganz gefesselt.

Siehe, sagte er zu Walther, das Bild der sich aufopfernden Liebe! Sie hat ihren Lauf vollbracht, den Tag über der Welt ihr Licht gespendet, Wärme und Leben verbreitet, und nicht genug! Nun löst sie sich ganz in Liebe auf, sie gießt die ganze Fülle ihres Lichtes über den Himmel aus, und zerfließt in das sie umgebende Gewölk, das sie mit ihrer Gluth vergoldet, damit auch nach ihrem Scheiden die Welt sich eines Abglanzes von ihr freue. O wer so untergehen, wer so sein Leben ausgießen könnte zum Besten der Welt!

Eine feierliche Stille verbreitete sich über die unermeßliche Landschaft, leichte Nebel zogen sich über die Thäler, und hüllten sie wie zum Schlummer ein; die ganze Natur feierte nicht traurig, aber ernst, in ruhiger Ergebung den Abschied der Königin des Tages.

Dieß, sagte Theodor, sey unsere Stimmung, mit welcher wir das Große und Schöne zum Grabe begleiten. Seine Erscheinung, wie kurz auch und flüchtig, war wohlthätig und

belebend, wie der Lauf der Sonne, es hat seine Bestimmung vollendet; und nicht ewig währt die Nacht, es kommt ein Morgen, wo es verjüngt wieder aufsteigt.

In diesem Augenblick wandte er sich, und im goldenen Schein der Abendröthe stand — welche Ueberraschung! — Hildegard vor ihm, und neben ihr Otto.

Hildegard! rief er, halb unbewußt; aber schon lag Otto an seiner Brust.

Habe ich Dich wieder, theurer geliebter Freund! sagte der feurige Jüngling. Er nahm ihn beim Arm, und führte ihn zu Hildegard, die er ihm als seine Schwester vorstellte.

Das ist mein Theodor, sagte er zu ihr, von dem ich Dir so oft gesprochen habe, der mir in den Ardennen das Leben rettete.

So verbanden Sie sich, sagte Hildegard zu Theodor, den Bruder zugleich und die Schwester. Sie bluteten dort für mich und die mir befreundete Familie, und gaben uns Zeit, uns zu retten.

Seliger als jener Augenblick, antwortete Theodor, wo mir, dem Verwundeten, Ihre theilnehmenden Blicke begegneten, ist nur dieser, wo ich Sie neben dem geliebten Bruder

in

in diesem erhabenen Tempel der Natur wiederfinde.

Sehen Sie das Glühen der Hochalpen, sagte hinzeigend Walther; und Alle, so viel sie sich auch zu sagen hatten, wandten sich stumm hin nach dem unvergleichlichen Anblick. Von Nordosten bis nach Südwesten zieht sich im Gesichtskreis des Rigi eine mehrfache Mauer hoher, meist mit Schnee bedeckter Alpen hin, welche eben im letzten Scheine der Abendröthe glühten. Lange standen die Schauenden in den Gefühlen verloren, welche dieses Schauspiel in ihnen erweckte.

Theodor brach endlich das Stillschweigen, und sagte: Welche rührend erhabene Nachfeier des Hinscheidens der Sonne! Die Thäler und Ebenen sind schon längst in Schlummer gesunken, und haben die Sonne vergessen, die sie erleuchtete; diese Höhen schauen ihr noch von Sehnsucht glühend nach. So erkennt und liebt das Große das Große am meisten!

Dieser Schein, versetzte Hildegard, wird auch bald verglimmen, denn er ist irdisch und vergänglich; dort oben leuchtet das Licht unauslöschlich, in ewig reinen Strahlen. Sie deutete auf die ersten Sterne, welche aus dem

dunkler werdenden Blau des Himmels hervortraten.

Auch die Sterne, erwiederte Theodor, haben ihren Auf- und Niedergang für ihre Erden, und diese den Wechsel von Tag und Nacht. Aber es ist der Umschwung der Erden um sich selbst, nicht der Lichtmangel der Sonnen, was diesen Wechsel bringt. Im Glauben retten wir uns aus diesem irdischen Wechsel der Vergänglichkeit, aus dem beschränkten Standpunkt, der uns den Auf- und Niedergang zeigt, dahin, wo das ewige Licht wechsellos strahlt.

Und doch ist es das Erlöschen des irdischen Lichtes, antwortete Hildegard, was uns an jenes erinnert; die heilige Nacht mit ihren Sternen ist es, die das Gemüth zur Andacht stimmt.

Theodor, der neben ihr stand, ergriff in diesem erhabenen Augenblicke ihre Hand, und der leise erwiederte Druck sagte ihm, daß sie mit ihm fühle.

Otto trieb, ins Haus zu gehen: weil man sich bald zur Ruhe begeben müsse, um morgen noch vor Sonnen-Aufgang wieder aufzustehen. Die Freunde brachten noch eine Stunde mit einander zu, und gaben einander die Erklärun-

Klärungen und Mittheilungen, auf die sie so begierig seyn mußten.

Daß Otto Hildegards Bruder war, hätte unserm Freunde das Mitgefühl, das er sogleich für ihn empfand, verkündigen können; und es war Zufall, daß er nicht seine Schwester gegen ihn nannte, wodurch die Entdeckung früher geschehen wäre. Otto's Vater kam nach dem Kriege aus Rußland zurück, um eine neue große Reise nach Frankreich und Spanien zu unternehmen, auf welcher ihn die Tochter, von der er sich nie gern trennte, begleiten sollte. Otto sollte in Deutschland zurückbleiben, um seine Studien zu vollenden, und hatte den Vater und die Schwester bis hieher nach der Schweiz begleitet. Der Vater hielt sich eben in Lucern auf, wo er Geschäfte hatte, und die beiden Geschwister hatten unterdessen diesen Ausflug auf den Rigi gemacht. Theodor hörte ungern, daß er Hildegard bald wieder sollte scheiden sehen; indeß machte ihm Otto Hoffnung, daß sie noch einige Ausflüge in die Umgegend mit einander machen würden. Er selbst wollte mit ihm nach Deutschland zurückgehen, um eine Universität zu beziehen; und Theodor faßte schnell den Entschluß, ein Gleiches zu thun, und sich noch eine Zeit lang,

in

in Gemeinschaft seines Freundes, den Studien zu widmen.

Am andern Morgen trafen sie sich alle wieder auf dem Kulm, den Aufgang der Sonne erwartend. Die Alpen standen schon in der Gluth der Morgenröthe.

Wie ist doch die Empfindung, sagte Theodor, welche jetzt dieselbe Erscheinung erregt, so sehr verschieden von der gestrigen! Es ist nicht mehr die wehmüthige Sehnsucht nach dem Verlornen, es ist die frohe Hoffnung des nahenden Glücks.

Und doch, versetzte Hildegard, sind sich Sehnsucht und Hoffnung auch wieder so nahe verwandt. Nennen wir es Sehnsucht oder Hoffnung, was uns nach oben zieht?

Es ist beides, erwiederte Theodor. Sehnsucht ist es, weil dort unsre Heimath ist und wir dahin zurück verlangen; Hoffnung, weil die Herrlichkeit, die uns dort soll enthüllt werden, von uns nur geahnet wird. Sehnsucht ist auf die Vergangenheit, Hoffnung auf die Zukunft gerichtet; aber diese beiden sind an sich eins, und berühren sich in der Gegenwart, welche allein wirklich ist. In der Ewigkeit gibt es nur die Gegenwart.

Jetzt, fiel Otto ein, laßt uns ganz der Gegenwart leben, der herrlichen, glänzenden!

Ja wohl! versetzte Theodor; in ihr ist, wie in der Ewigkeit, die Seligkeit.

Otto deutete auf die eben sich erhebende Sonne, Theodor dachte an die neben ihm stehende Hildegard; er wagte aber nicht den Blick zu ihr zu erheben, indem er diese Worte sagte.

Wer schildert den Sonnenaufgang auf dem Rigi? Wer auch, der nicht die Weihe des Dichters empfangen, kann die Empfindungen ausdrücken, welche ein solcher Anblick in einem gefühlvollen Herzen erregt? Einem Geiste, gewaltig und hochaufstrebend, gleich den Schneealpen, die grüßend der Königin des Tages entgegen treten — rein und klar, wie die Seen, welche ihr Bild wiederstrahlen — kräftig, wie die Morgenlüfte, welche sie verkündigend vor ihr her eilen — umfassend, wie das ungeheure Gemälde, das in ihrem Lichte sich entfaltet — einem Geiste, der im erhabenen Hymnus sich zu Gott dem Schöpfer aufschwingen kann: nur einem solchen kann der Ausdruck gelingen.

Nachdem man sich des Anschauens gesättigt hatte, sagte Theodor: Mit meinem Freunde Walther habe ich kürzlich über die christliche Naturanschauung gesprochen. Mich dünkt, der

entscheidende Beweis, daß das Christenthum die Natur am richtigsten betrachten lehrt, ist die Lehre von der Schöpfung aus Nichts durch das Wort. Die Griechen hatten diesen großen Gedanken nicht, und ihnen kann auch nicht die Natur so erhaben erschienen seyn, wie uns.

Ich habe dagegen immer geglaubt, versetzte Otto, daß diese Lehre zu sehr abgezogen und nicht dazu geeignet sey, mit einer lebendigen Naturanschauung verbunden zu werden.

Sieh! sagte Theodor; diese Gebirgsmassen stehen so ungeheuer mächtig da, die ganze Landschaft, welche unsre Augen umfassen, ist so unermeßlich ausgedehnt, daß das Gefühl des Erhabenen, welches unsre Brust ergreift, uns erdrücken würde: wenn nicht eben dadurch der Geist, seiner innern Kraft bewußt, über dieses Gefühl sich emporschwänge. So gewaltig die Natur seyn mag, gewaltiger ist doch der Geist, aus dessen Hauch ihre mächtigen Gebilde hervorgehen. Es ist der Gedanke der Freiheit, welcher sich in dieser Schöpfungslehre ausspricht. Gott sprach: es werde Licht! und es ward Licht. Wie einfach und wie groß! Nur die Allmacht, die aus sich selbst und im Nu wirkt, konnte diese gewaltigen Massen hervorbringen.

Man muß aber, warf Otto ein, schon vom Gefühl zum Nachdenken gekommen seyn, um diesen Gedanken zu fassen.

Allerdings! erwiederte Theodor; aber auf das Gefühl wird früher oder später das Nachdenken folgen, weil der Mensch immer strebt, die innere Einheit herzustellen; und derjenige Gedanke ist der richtigste, welcher dem Gefühl am angemessensten ist.

Wodurch unterscheidet sich, fragte Otto, die griechische Schöpfungslehre von der biblischen?

Die Griechen, antwortete Theodor, haben eigentlich gar nicht die Idee der Schöpfung, sondern nur die der Erzeugung. Aus dem Chaos entsteht die Erde, die Erde gebiert die Berge u. s. w. Daß diese Gebirge durch eine unterirdische Kraft aus dem Schooße der Erde hervorgetrieben sind, ist vielleicht die naturgemäßeste Vorstellung; aber es fehlt ihr die Erhabenheit, und sie schiebt eine Mittelursache ein, während die biblische Lehre sogleich auf die Grundursache zurückgeht.

Du deutest also wieder, warf Walther ein, die Bibellehre als bloßen Ausdruck des Gefühls, gleichsam als Hieroglyphe, sie ist die nicht schlichte eigentliche Wahrheit?

Die Ahnung einer allmächtigen Geisteskraft, erwiederte Theodor, welcher unser Geist am ersten verwandt ist, die er im Glauben erfassen kann — einer Kraft, die unsichtbar und einfach, Alles, das Größte wie das Kleinste, bildet und erhält, ist mir der wahre Gedanke in dieser Lehre. Und wie erhebend und begeisternd ist er! Von dieser Kraft lebt ein Keim auch in mir, der durch Glauben und Liebe ins Unendliche wachsen kann; der freie starke Wille kann mächtige Thaten vollbringen, eine Welt um sich her gestalten, Berge versetzen. Die Griechen ließen ein empörtes Riesengeschlecht Berge auf Berge häufen, um den Himmel zu erstürmen, aber die erzürnte Allmacht begrub sie unter den Trümmern derselben. Wie trostreich dagegen und zugleich erhebend, ist das Wort des Erlösers: So ihr Glauben habt, und nicht zweifelt, so werdet ihr zu diesem Berge sagen: hebe dich auf, und wirf dich ins Meer, so wird es geschehen. Der Menschengeist, wenn er sich durch Glauben und Gebet mit dem Geist Gottes einet, ist allmächtig, wie dieser, und Herrscher der Natur.

So vereinigt sich, sagte Hildegard in tiefer Bewegung, die Demuth mit dem Vertrauen; wer im Gebet die Kniee gebeugt hat,

steht

steht mit freudiger Kraft wieder auf; wer sich demüthigt, wird erhöhet.

Ja, setzte Theodor hinzu: nur Einer ist groß und allmächtig: wer sich gegen ihn setzt, erliegt zermalmt im Staube; wer aber vertrauensvoll zu ihm das Herz erhebt, und sich als seinen Diener erkennt, den rüstet er aus mit seiner Kraft; Gott ist in den Schwachen mächtig.

Die Gesellschaft stieg nach einiger Zeit den steilen Pfad nach Wäggis hinunter. Hildegard bot an den beschwerlichsten Stellen unserm Freunde den Arm: wie glücklich machte ihn diese Vertraulichkeit! Ueberhaupt benahm sie sich gegen ihn so ungezwungen, als hätten sich beide schon lange gekannt. Ihre Gedanken begegneten und ergänzten sich oft einander, und sie verstanden sich beide so gut, daß man hätte glauben sollen, sie hätten sich durch langen Umgang an einander gebildet. Unserm Freunde war, als wenn das Gemüth der Geliebten so klar und offen vor ihm läge, wie der See, der sich am Fuße des Berges ausbreitete, oder wie der blaue Himmel, der sich über der herrlichen Landschaft wölbte. So klar und ruhig war auch sein Gemüth, seit er sich in ihrer

Nähe

Nähe fand. Die Sehnsucht, das Verlangen schwieg; kaum gestand er es sich, daß er sie liebe. So befriedigt das Große und Schöne schon allein durch seine Gegenwart; der reine Eindruck, den es auf das Herz macht, ist das Gefühl der hingebenden Huldigung. Kinder strecken die Hand aus nach dem Monde, dessen Schimmer sie erfreut: und ist es nicht auch die kindische, befangene, eigensüchtige Begierde, die uns, das Herrliche zu besitzen, wünschen läßt? Besitzen wir es nicht schon, indem wir es anschauen, und uns in seinem Lichte sonnen?

Ach! es ist das Gefühl des irdischen Wechsels, dem wir unterworfen sind, die Sorge des Verlustes, was die Begierde weckt. Wir wollen das, was uns entgehen kann, eng' an uns schließen; und was wir gierig an uns reißen, ist eben nur das Vergängliche und Irdische, die äußere Erscheinung; und nur zu leicht verliert sich der Blick in den irdischen Reiz der nahe gerückten Gestalt, und erblindet für den Himmelsschein, der sie umgibt.

Die Gesellschaft schiffte sich bei Wäggis ein, und fuhr nach Küsnacht, um Tells Kapelle in der hohlen Gasse zu besuchen. Otto war sehr

lebhaft

lebhaft in seiner Freude, als sie an dem berühmten Orte ankamen.

Was liegt doch, sagte er, für eine Kraft in dem unmittelbaren Anschauen! Jetzt, da ich hier stehe, wo Tell gestanden, fühle ich mich erst recht in seine Lage hinein; der Zorn der gekränkten Ehre, des gequälten Vaterherzens durchglüht mich, ich schwöre dem Tyrannen Rache.

Wie fromm ist es gefühlt, sagte Hildegard, diesen Ort des vaterländischen Andenkens religiös zu weihen!

Sie traten zu der Kapelle, vor welcher eine Bäuerin betend stand. Hildegard faltete die Hände, und schwieg andächtig. Die andern, Walther ausgenommen, folgten ihrem Beispiele.

So sollte, sagte nach einiger Zeit Theodor, überall das Vaterländische und Kirchliche vereinigt, jenes durch dieses geweiht, dieses durch jenes ins Leben gerückt seyn! So war es bei den frommen Alten.

Darin erkennst Du also doch, versetzte Otto, einen Vorzug unserer Kirche?

O ja, antwortete er; aber ich finde nur in der Schweiz, die eine vaterländische Heldengeschichte hat, davon Gebrauch gemacht. Wo

es einen politischen Gemeingeist und ein öffentliches Leben gibt, da wird sich die Religion von selbst in den Bund mit ihm begeben.

„Aber da ihr Protestanten keinen Heiligendienst duldet, so könnt ihr auch nicht solche örtliche Heiligthümer haben, wie diese Kapelle ist.“

„„Der Mißbrauch, der damit getrieben worden, hat uns davon entfernt; unser Gottesdienst ist überhaupt zu geistig, wir haben keine so bestimmten Formeln und Uebungen des Gebets: aber diese sind doch auch nur für den Rohen, des eigenen Gedankens Unfähigen. Wenn nur erst ein Mal wieder der Geist zündend in die Masse des Volks schlägt, so wird schon an die leere Stelle etwas Besseres treten.““

Sie sind ein sehr mild gesinnter Protestant! sagte Hildegard zu Theodor.

Ich ehre, versetzte er, die Frömmigkeit in jeder Gestalt, zumal wenn sie mit der Schönheit und Anmuth sich vereinigt. Ein Wahrheitssinn, der streng und ängstlich allen Schein und alle Anschaulichkeit verschmäht, und eine Tugendübung, die sich in Entsagung und Selbstpeinigung abmüht, beide setzen einen Zwiespalt voraus zwischen Wahrheit und Irrthum, zwi-

schen Tugend und Laster, von welchem das reine Herz nichts weiß. In der Schönheit erscheint der wahre Einklang des Glaubens mit dem Schauen, der Freiheit mit der Natur. Größer als die büßende Magdalene ist die Jungfrau, welche von keiner Schuld weiß, und demüthig unbewußt in göttlicher Herrlichkeit strahlt.

Höher aber, sagte Walther, als das Schöne, ist das Heilige, und zu diesem richtet uns das Christenthum.

Ja, das Höchste ist das Heilige, erwiederte Theodor, aber es ist nur für den höchsten Gedanken und das höchste Gefühl erfaßbar. Die erhabensten Augenblicke unsres Lebens sollen dem Gebet zu dem Allheiligen geweiht seyn, der im unsichtbaren Lichte thront. Aber soll dieser Gedanke das ganze Leben ausfüllen, begegnet uns nirgends das Wahre und Gute in anziehender schöner Erscheinung: dann wird das Leben leicht dürftig und kalt. So bei den Juden, den strengen Dienern Eines Gottes, die eben darum zugleich an das kalte strenge Wort des Gesetzes gebunden waren. Die Griechen, die alles Göttliche in anschauliche Gestalt kleideten, ohne den höchsten Gedanken Eines Gottes festzuhalten, versanken in Lüsternheit und

Leichtsinn. Nur die Christen vereinigen beides in dem Glauben an Einen Gott, der sichtbar in menschlicher Vollkommenheit und Schönheit den Menschen erschienen ist.

Und nicht wahr, versetzte Hildegard, diesen Sinn für die Schönheit hat unsere Kirche am treusten bewahrt?

Ja, aber nicht immer am reinsten, antwortete Theodor. Wie wären wir Protestanten sonst zum Widerspruch gereizt worden? Wir streiten für die Wahrheit, welche in der katholischen Kirche verletzt wird. Die Menge von Heiligen, die sich um den Thron Gottes gestellt haben, ziehen den Blick der Andacht von dem ab, dem allein die Anbetung gebührt; selbst Christus, der alles überstrahlende, der einzige Mittler zwischen Gott und Menschen, wird über den vielen Heiligen vernachlässigt. Und wären diese nur alle ächte Musterbilder frommer Schönheit und Vollkommenheit! Viele sind durch Willkühr und Partheigeist zu diesem Range erhoben worden; Viele verdienen höchstens das Lob einer strengen Tugendübung; und darum tragen auch ihre Bilder, zumal die der männlichen Heiligen, gewöhnlich einen Zug von finstrer Strenge oder schwächlicher Duldsamkeit, und stehen weit unter dem Urbild der

siegenden begeisterten Tugend. Das schönste, was die katholische Kunst hervorgebracht hat, ist das Bild der Maria, und überhaupt sind die Bilder der Heiliginnen in der Regel schöner.

Das ist sehr wahr, erwiederte Hildegard: worin mag die Ursache liegen?

„Die katholische Kirche hat sich, bei aller Hinneigung zum Aeußeren und Wirklichen, die sich in ihrem Cultus offenbart, doch mit dem Leben noch zu sehr im Zwiespalt gehalten. Die begeisterte Thatenlust war weniger von ihr begünstigt, als die strenge Abgezogenheit von der Welt und duldende Hingebung: daher haben ihre Heiligen durch diese, nicht durch jene den Strahlenkranz errungen. Nun ist aber die leidende Tugend, ihrer Natur nach, weiblich, und ziert daher die Frauen mehr, als die Männer, denen die thatenfrohe gebührt. Auch halten die Frauen in der Strenge der Tugendübung mehr Maaß als die Männer, welche ihre Kraft in der Uebertreibung geltend machen."

„„Warum ist aber das Christusbild von Hemmelink, das Sie gewiß auch gesehen und bewundert haben, so ganz anders? Eine Fülle von Kraft und Begeisterung, bei der vollkom-

menſten Ruhe, wohnt darin: und doch iſt Chriſtus auch das Vorbild der Duldung.""

„Allerdings vollzog er ſeine Beſtimmung auf Erden vorzüglich durch den leidenden Gehorſam: aber ſein Leiden war das Werk der höchſten Begeiſterung und Liebe, mithin nicht bloß leidend; und er brachte der Welt die Freiheit und Geiſteskraft, die er ſelbſt zwar nicht äußerlich in Thaten beurkunden konnte, die aber in unendlicher Fülle in ihm lagen. Hingegen die Mönche und andern Heiligen machen aus Geiſtesarmuth und Trägheit die büßende Tugendübung faſt zum einzigen Zweck des Lebens, und es fehlt darin der reine Trieb der Liebe: daher hat ihre Heiligkeit einen ſo trüben und matten Charakter."

Die Geſellſchaft verließ die hohle Gaſſe, nachdem ſich Hildegard, Theodor und Otto mit Epheuranken zum Andenken an dieſe merkwürdige Stätte verſehen hatten.

Sie, Herr Walther, ſagte Hildegard, verſchmähen es, ein Andenken an dieſen Ort mitzunehmen?

Soll ich aufrichtig ſeyn, erwiederte er, ſo halte ich Tells That für unchriſtlich, mithin das ehrende Andenken an ihn für nicht ganz verträglich mit chriſtlicher Andacht.

Ich verstehe Sie, versetzte sie: das Christenthum gebietet duldende Versöhnlichkeit gegen die Feinde; und doch schlägt mein Herz für Tells Andenken. Ich wage mich darüber nicht zu rechtfertigen.

Theodor nahm das Wort und sagte: Selbstrache ist immer etwas die sittliche Ordnung Störendes, und wir wollen Tells That nicht als hohe Heldenthat preisen, und ihr noch weniger das Gepräge christlicher Tugend aufdrücken. Der Zorn über den Uebermuth des Tyrannen, und die erlittene Angst des Vaterherzens, die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande vereinigten sich in seinem Gemüth zu einer Leidenschaft, welche ihn die Schranken der sittlichen Welt durchbrechen ließen. Aber einem edlen Gemüth, das so aufs Aeußerste getrieben wird, können wir unser Mitgefühl nicht versagen. Er handelte als ein blindes Werkzeug; aber es war das Gericht des Volkes, das er an dessen Tyrannen Geßler vollzog, es war das Gericht Gottes, welcher die unterdrückte Unschuld rettet; und so erhält jene That, nicht als Tells That, sondern als Ereigniß der Geschichte, einen heiligen Charakter. Wer an dieser Stätte betet, danke Gott, daß er so gerecht richtete; bitte aber, daß er es

gnädig

gnädig verhüten möge, daß edle Gemüther zu solcher Gewaltthat getrieben werden.

Sie haben ganz, sagte Hildegard leise zu ihm, das Gefühl meines Herzens ausgesprochen.

Wenn Oesterreichs Fahnen noch in diesen Thälern weheten, erwiederte Walther, so wäre Tell nichts als ein Verbrecher.

Allerdings, sagte Theodor; dann wäre es seine That geblieben, nicht die der Geschichte geworden. Der Erfolg ist für solche Handlungen ein Gottesurtheil.

„Der Erfolg entscheidet aber nie über den sittlichen Werth der Handlungen.“

„„Gewiß nicht! Tells Handlung bleibt auch immer, was sie ist, ein Werk der, obschon edeln Leidenschaft, mithin nicht sittlich rein; aber der Erfolg, den sie in Verbindung mit andern gleichzeitigen Thaten, hatte, die Freiheit der Schweiz hat ihr die Billigung des Volks verschafft, und die Anmaßung, mit welcher er das Richteramt verwaltete, gerechtfertigt.““

Ich würde, sagte Otto feurig, auch in jenem Falle ihm mein Mitgefühl weihen; handelte er nicht aus rein sittlicher Besonnenheit, so war es ein gerechter Instinct, der ihm den Bogen spannen, und den Pfeil gegen den Ty-

rannen

rannen richten lehrte. Der getretene Wurm krümmt sich: warum soll der Mensch nicht zur Selbstrache greifen da, wo die Gerechtigkeit ihr Amt nicht verwaltet?

Ruhig, lieber Otto! sagte lächelnd Theodor: die sittliche Ordnung ist mehr, als das Wohl Eines, ja Vieler Menschen; hüte Dich, das wohlthätige Band zu zerreißen, das Menschen an Menschen bindet; es ist leichter zerrissen, als wieder angeknüpft.

Die Gesellschaft schiffte sich nun nach Lucern ein, wo Theodor vom Vater Hildegards und Otto's freundlich empfangen ward. Er lernte in ihm einen milden, ruhigen, alten Mann kennen; der seine Kinder herzlich liebte, und an seiner Tochter, die ihm die verlorne Gattin ersetzte, mit Zärtlichkeit hing. Er war im Staatsdienst ergraut, schien sich aber von der Kälte, welche dieser Beruf leicht mit sich bringt, ziemlich frei erhalten zu haben; so wie er auch die neuere Zeit nicht mit so vielen Vorurtheilen betrachtete, wie alle Staatsmänner zu thun pflegen. Er hörte die freien Urtheile der jungen Männer lächelnd an, und ermahnte sie sanft zur Mäßigung. Er schien das Räthsel der Staatsweisheit unserer Tage nicht gelöst zu haben, verrieth aber die Ahnung,

nung, daß in unserer Zeit eine neue Ordnung der Dinge keime, und daß das Alte nicht überall mehr passe. Er war ein frommer Katholik, aber mild und duldsam gegen Andersgläubige, und bekannte, daß er unter allen Glaubensgenossen fromme und ehrliche Menschen gefunden habe. Er schien sich sehr zu der Ansicht hinzuneigen: daß es gleichgültig sey, in welcher Kirche man lebe, wenn man ihr nur fromm und treu ergeben sey; daß die Wahl derselben so wenig, als die der Staatsverfassung und Sitten, von einzelnen Menschen abhänge, und daß er sich nur das Gute daraus zu eigen machen müsse, um daraus Nutzen zu ziehen.

Vierzehntes Kapitel.

Da sich der Aufenthalt des alten Schönfels in Lucern verlängerte, so erlaubte er seinen Kindern gern, die schönsten Gegenden in der Nähe dieser Stadt zu besuchen. An einem der nächstfolgenden Tage unternahmen sie, in Gesellschaft Theodors und Walthers, die Fahrt nach dem Rütli und Tells Platte. Es war früher Morgen, als sie ausfuhren; noch lag der mächtige Rigi im Morgenschlummer schatstend vor ihnen da: aber links prangte der hohe Pilatus im vollen Morgenlicht; und als sie aus der Bucht von Lucern herauskamen, lag der weite See, rechts in die Bucht von Alpnacht, links in die von Küsnacht sich hineindehnend, in seiner lieblichen lichtgrünen Farbe ausgebreitet da. Hier hat er ein freundliches heiteres Ansehen, weiter hin aber treten die Ufer enger zusammen, oft in schroffen Felsenwänden

wänden aufsteigend, und die Landschaft gewinnt einen kühnen wilden Charakter.

Das Gespräch lenkte sich natürlich auf die Geschichte der Eidgenossenschaft, deren erste große Handlungen sich an diesen Ufern ereigneten.

Begeistert sagte Otto: diese Wellen trugen oft die Schaaren der Eidgenossen zu den Kämpfen für ihre Freiheit, und führten sie mit Beute beladen zurück. Ihr Geist spricht uns noch aus diesen wilden kühnaufstrebenden Ufern an. O daß mir nur das Anschaun dieser Felsen und Berge, und die müßige Erinnerung jener Großthaten bleibt!

Dir fiel ja auch das schöne Loos, sagte Hildegard, für die Befreiung des Vaterlandes zu kämpfen.

Nichts reicht doch, erwiederte er, an die einfache Tapferkeit und den hohen Muth, mit welchem jene Landleute zahlreichern geübtern Schaaren widerstanden. Hier war jeder einzelne Mann ein Held; bei uns entscheidet die Masse und deren Führung durch Einzelne. Unser Volk hat zu wenig Charakter, es weiß nur zu gehorchen, und hat mit Recht seinen Namen Volk vom Folgen.

Ein solcher Geist, versetzte Theodor, wie damals die Schweizer beseelte, ist selten, zumal in der neuern Welt. Im Alterthum war er eigentlich zu Hause, auch in den Republiken des Mittelalters.

So scheint, klagte Otto, die Menschheit nach und nach geistig abzusterben!

Man könnte sagen, erwiederte Theodor, daß der Geist von einem Volke zum andern wandere. Was die Schweizer gethan haben, thaten später die Niederländer, und heut zu Tage hat der republicanische Geist seinen Wohnsitz in Amerika aufgeschlagen. Viele Völker haben ihn nie gekannt, und werden ihn vielleicht nie kennen lernen.

Ist das aber nicht zu beklagen? versetzte Otto. Ist es nicht die Aufgabe für die Menschenbildung, das Volk zum Gemeingeist, zur öffentlichen Tugend zu erziehen?

Allerdings, antwortete Theodor, sollen wir für die Erziehung des Einzelnen, wie die ganzer Völker, das Musterbild der Vollkommenheit aufstellen; wenn es aber nicht gelingt, dasselbe zu verwirklichen, so sollen wir nicht mißmüthig werden. Das Gesetz der Unvollkommenheit herrscht in der Welt, obgleich der sittliche Wille stets das Vollkommne fodert.

Wie

Wie die einzelnen Menschen sich in die verschiedenen Tugenden und Gaben theilen, so auch die Völker. Wie einseitig und unvollkommen die einzelnen Erscheinungen der Menschheit seyn mögen: es ist doch immer das menschliche Gepräge, das sie an sich tragen, und waran der Beschauer irgend etwas Erfreuliches findet. Auch ist keine Unvollkommenheit und Einseitigkeit, die nicht irgend etwas Gutes mit sich brächte. Die Rohheit hat Sittenstrenge, Muth und Charakter in ihrem Geleite, wogegen die Ausbildung in Künsten und Wissenschaften den Luxus, die Wollust und Knechtschaft, mit sich führt. Die großen despotischen Staaten haben den Vortheil, daß sich die Verwaltung und Regierung zu größerer Einheit ausbildet; auch verdanken wir ihnen die ins Große gehende Führung des Krieges, wodurch zwar die Tapferkeit der Einzelnen in Schatten gestellt ist, der menschliche Geist aber an Umfassung gewonnen hat. Wie die Natur in den verschiedenen Bildungen der Gesteine, Pflanzen und Thiere eine unendliche Fülle von Mannichfaltigkeit entwickelt, und dadurch den Reichthum ihrer Schöpferkraft enthüllt: so thut sie ein Gleiches mit der Menschenwelt. Sie hat verschiedene Racen der Menschen geschaffen, von

den edelsten bis hinab zu den unedeln und thierähnlichen; und selbst in denselben Raçen scheinen wieder ursprüngliche Geschlechter geschieden gewesen zu seyn, die aber meistens durch die Völkerwanderungen mit einander vermischt worden, bis auf wenige, wie die Juden, die noch immer kenntlich sind. Diejenigen, welche aus dem Naturzustand herausgetreten sind, besonders die beweglichen Europäer, suchen durch die Bildung sich einander zu verähnlichen, und haben sich Vieles mitgetheilt; aber gewisse Schranken und Unterschiede lassen sich nicht übersteigen, in welchen sich das Naturgesetz der Mannichfaltigkeit geltend macht.

Sollte aber diese Ansicht, warf Otto ein, nicht Gleichgültigkeit gegen die menschlichen Bestrebungen einflößen?

„Das wird sie, recht gefaßt, nicht. Im Menschen muß muthiges Bestreben und fromme Ergebung stets im Gleichgewicht mit einander stehen. Er soll vertrauensvoll nach dem Ziele hineilen, und doch dabei nicht vergessen, daß er es nie erreichen wird.“

Ich verstehe, was Sie sagen wollen, sagte Hildegard. Die Eltern sollen Eine Idee der Bildung, Ein Musterbild der Vollkommenheit

bei der Erziehung ihrer Kinder vor Augen haben; wenn aber die Eigenthümlichkeit derselben ihnen hie und da störend und unbesiegbar in den Weg tritt, wenn das eine Kind weniger vollkommen wird als das andere: so werden sie doch alle als ihre Kinder lieben, und sich ihres Besitzes freuen.

„Ganz recht! der ist kein rechter Blumenfreund, der sich nur wenige zu Lieblingen auserlesen hat; alle muß er schätzen, in allen etwas Schönes finden können. So auch der Freund der Menschheit: er wisse in allen Bildungen und Verbildungen den Menschengeist zu erkennen und zu lieben. Und so laßt uns den Untergang der alten Heldenzeit der Schweiz nicht zu traurig beklagen! Haben wir doch noch ihr schönes Bild in der Erinnerung, und wohl uns, daß wir auch diesen herrlichen Schauplatz ihrer Thaten mit Augen schauen!"

Kann diese Zeit nicht wieder kommen? fragte Otto.

Schwerlich, antwortete Theodor, wenigstens so nicht, wie sie gewesen.

Eben bogen sie um die Bergspitze herum, welche Fitznau gegenüber in den See tritt, und gewannen die Ansicht von Buochs und dem

ganzen reich bebauten Abhang, der sich von den Unterwaldner Bergen herabzieht.

Die braven Unterwaldner, fuhr Theodor fort, haben sich im französischen Revolutionskriege dort in der Nähe des Fleckens Stanz, der über Buochs hinliegt, tapfer geschlagen. Aber die schweizerische Tapferkeit erlag der französischen Menge und Kriegskunst. Die Macht der größern Staaten ist heut zu Tage zu überwiegend, als daß diese schwachen Bergvölker sich gegen sie behaupten könnten. Ueberhaupt hat in neuerer Zeit Alles zu sehr die Richtung auf das Allgemeine und Einheitliche, als daß das frische rege Leben der kleinen Staaten wiederkehren sollte. Das Christenthum selbst scheint die Verbindung der Völker zu größeren Reichen zu begünstigen.

Alle wunderten sich über diese Behauptung, und Theodor sagte Folgendes zur Rechtfertigung derselben.

„Die kleinen Staaten bestehen dann am festesten, wenn sich ihre Völker durch eigenthümliche Sitten und Gesetze auszeichnen. Das Christenthum aber, weil es den einen und denselben Geist verbreitet, lös't diese Eigenthümlichkeiten in einem gewissen Grade auf, und bringt die verschiedenen Völker einander näher.

So

So wie es sich mit Hülfe der Einheit, welche die Römer unter den Völkern hergestellt, schneller verbreitete, als es sonst hätte geschehen können: so hat es auch den neu europäischen Völkern eine gleichförmige Bildung gegeben. Besonders auch hat es durch die Beförderung der Verstandesbildung der Richtung auf die Einheit Vorschub gethan; denn der Verstand sucht, je klarer und umfassender er denket, desto mehr die Einheit. In Deutschland ist seit einiger Zeit der Wunsch nach einer engeren Verbindung der verschiedenen Völkerschaften sehr rege geworden; und ich finde einen Hauptgrund dieser Richtung in dem Streben nach verständiger Regelmäßigkeit.“

Du machst mir bange, sagte Otto, daß am Ende alle christlichen Völker in eine große Masse zusammenfließen.

„Habe deßwegen keine Sorge! Alles hat seine Schranken, und so auch dieses Einheitsstreben. Das Christenthum bildet nicht bloß den Verstand, es nährt auch das Herz und die Liebe, und die Liebe hält das Verwandte und Befreundete fest. Laßt uns nur unser Volk recht treu und innig lieben, so wird, bei aller Annäherung an andere Völker in der Bildung, seine Eigenthümlichkeit bestehen.“

So ist es auch, fügte Hildegard hinzu, im Einzelleben der Menschen. Wir suchen die große Gemeinschaft mit dem ganzen Volke in Denkart und Sitten; und doch schließen wir uns treu und innig an die uns Angehörigen an.

Die Fahrt ging schnell von Statten, ein frischer Wind blies in die Segel. In Brunnen hielt die Gesellschaft Mittag, und Nachmittags fuhr sie in den Urner See hinein, um das Rütli und Tells Platte zu besuchen.

Mit welchen Gefühlen betraten sie die Wiese, wo Walther Fürst, Werner Stauffacher und Erni an der Halden den Eid schwuren für die Freiheit des Vaterlandes! Drei Quellen bezeichnen die Stelle, wo die drei Stifter der Freiheit sollen gestanden haben; und die Sage des Volks behauptet, daß sie erst damals entsprungen seyen. Alle fanden diese Sage sehr sinnreich.

Der Gedanke der Freiheit, sagte Theodor, ist ursprünglich aus der Natur des Geistes geboren, wie diese Quellen aus dem Schooße der Erde entspringen.

Und wie diese Quellen aus den Wolken des Himmels ihre Nahrung ziehen, sagte Hildegard, so kommt der Gedanke der Freiheit, wie

wie alle Geistesgaben, von oben, woher alle guten Gaben kommen.

Walther, der sich in dieser Gesellschaft fremd und kalt benahm, war spähend und sinnend seitwärts gegangen. Hildegard, Otto und Theodor standen noch bei den drei Quellen.

Kommt, sagte Otto zu seiner Schwester und zu Theodor, laßt uns an diesem heiligen Orte die Eidgenossenschaft unserer Freundschaft aufrichten!

Du Schwärmer! sagte Hildegard lächelnd.

Es ist mein Ernst, versetzte Otto. Schon ein Mal nach jenem Kampfe in den Ardennen habe ich mit Theodor den Bund der Freundschaft geschlossen; nun mußt Du, liebe Schwester, auch mit hinzutreten.

Halb im Scherz, halb im Ernst reichten sich Hildegard und Theodor die Hände, und Otto schloß den Kranz.

Ewige Treue der Wahrheit und Gerechtigkeit! rief Otto; nie erkaltende Begeisterung für alles Große und Schöne!

Bei diesen Worten trafen sich Hildegards und Theodors Blicke mit ernstem tiefem Ausdruck.

Als sie herunter ans Ufer gingen, ergriff Theodor Hildegards Hand, und sagte leise zu

ihr: O dürfte ich den Scherz des Bruders für Ernst nehmen, und Sie meine Freundin nennen!

Sie dürfen es! sagte sie noch leiser.

Theodor war stumm vor Entzücken, und gern hätte er ihre Hand geküßt, wenn ihn nicht die Gegenwart Walthers abgehalten hätte.

Sie fuhren nun hinüber nach Tells Platte. Otto war auch hier sehr lebhaft in Vergegenwärtigung der merkwürdigen Begebenheit, wozu ihm die Gemälde in der Kapelle behüflich waren.

Welch ein ungeheurer Augenblick, sagte er, wie Tell vom Nachen, ihn zurückstoßend, an den Felsen springt. Wie viel Wichtiges hing daran, das ganze Schicksal der Schweiz!

In jeder Geschichte, versetzte Theodor, gibt es solche Augenblicke; ja, jedes Menschenleben hat deren. Ein Augenblick entscheidet oft über das ganze Glück des Menschen; wie ein Blitzstrahl erscheint ihm das Licht, das ihm das Ziel seines Lebens zeigt. Er sah dabei Hildegard ins Auge, sie verstand ihn, daß er sein Zusammentreffen mit ihr in jenem Schlosse meinte, und erröthete.

Was gilt's, sagte Otto zu ihm, Du kannst

mir

mir das philosophisch erklären, warum so sehr viel auf den Augenblick ankommt.

Spötter! antwortete er: darum, weil unser Leben selbst nur ein Augenblick ist.

Nun weiß ich so viel, wie vorher; erwiederte Otto.

Deutlicher: versetzte Theodor; wir leben immer im Augenblick der Gegenwart, hinter uns die Vergangenheit, vor uns die Zukunft: mithin ist es immer ein Augenblick, in dem die Entscheidungen kommen, wenn ihn die Entschlossenheit ergreift.

Entschlossenheit! rief Otto; ja was hilft guter Wille und Begeisterung ohne sie? dieser Ort heiße der Tempel der Entschlossenheit: sie verdient einen Tempel, diese mächtige Waltes rin im Leben!

In Altorf übernachtete die Gesellschaft. Hier fand Theodor Gelegenheit, eine Stunde mit Hildegard allein zu sprechen. Sie veranlaßte ihn, ihr zu erzählen, wie er bisher gelebt und welchen Bildungsgang er verfolgt habe. Er war sehr aufrichtig gegen sie, und verhehlte ihr nichts von seinem Verhältniß zu Theresen. Sie bedauerte mit innigem Mitgefühl, daß sein Herz so sehr getäuscht worden.

Der Mensch, sagte sie, wird ohnehin so

schwer

schwer erkannt; wenn ihn aber diejenigen sogar nicht verstehen, denen sich sein Herz am meisten zuneigt, so ist er doppelt zu beklagen.

Gern hätte er sie gefragt, ob er jetzt glücklicher sey? Daß Hildegard ihn verstand, sah er wohl; aber ob er von ihr geliebt sey? darüber war er im Zweifel. Sie war und blieb immer so ruhig und unbefangen gegen ihn, und der aufrichtige Schmerz, mit dem sie seine Trennung von Theresen beklagte, schien ihm alle Hoffnung zu benehmen.

Er fuhr fort in seiner Erzählung, und blieb dabei stehen: daß er halb unentschlossen sey, ob er wieder die ihm von der Mutter angewiesene Bahn betreten sollte. Er war, seit er Hildegard gesehen, wieder schwankender geworden. Wenn auch ihre Geburt und ihr Glaube seiner Verbindung mit ihr kein Hinderniß in den Weg legte: so fürchtete er doch, daß der Stand eines Landpredigers dem Vater zu gering für seine Tochter scheinen möchte. Er konnte ihr nicht sagen, worauf sich seine Unentschlossenheit vorzüglich gründe; er hatte den Muth nicht, ihr seine Liebe zu gestehen. Sie setzte ihn in Verlegenheit, als sie ihn fragte: warum er den Wunsch der frommen Mutter nicht erfüllen wolle, da er durch Bil-

dung

dung und Gesinnung zum geistlichen Stand berufen sey. Und als sie ihn ermahnte, sich dazu zu entschließen: so bemächtigte sich seiner eine gänzliche Hoffnungslosigkeit. Da sie ihn aber mit ihren blauen Augen so ruhig und wohlwollend anblickte, so konnte ihn der Schmerz nicht übermannen; er blieb gefaßt und heiter.

Hildegard erwiederte sein Vertrauen durch gleiche Mittheilung. Meine Lebensgeschichte ist sehr einfach, sagte sie. Meine gute Mutter verlor ich früh, und ich erinnere mich weniger ihrer selbst und meines Schmerzes über ihren Verlust: als der Trauer des Vaters, der anfangs untröstlich war, und sie noch beweint. Dieß Mitgefühl und das Bestreben, ihm, dem besten der Väter, diesen Verlust so viel als möglich zu ersetzen, ist bis jetzt die Angel meines Lebens gewesen, und wird sie auch bleiben. Ihm verdanke ich vorzüglich meine Erziehung; nur bis zum zwölften Jahr war ich einer Tante anvertraut, die nun auch schon längst unter den Seligen wandelt. Ich habe meinen Vater fast auf allen seinen Reisen begleitet, und er ist so an mich gewöhnt, daß es eine Aufopferung für ihn ist, mich auch nur einen Tag von sich zu lassen. Ich hoffe,

ihm zur Seite bleiben zu können, so lange ihm Gott das Leben fristet.

Theodor suchte ihre Augen, als sie dieses sagte, und fand darin den Ausdruck der heitersten Ruhe, einer Hingebung ohne allen Kampf. Ach — dachte er — diese reine Seele kennt keine Leidenschaft, kein Verlangen, kein Bedürfniß. Sie sonnet sich in ihrem eignen Lichte, und der Andern bedarf sie nur, um ihnen davon mitzutheilen, nicht um etwas zurück zu empfangen. Das Gefühl der reinsten Achtung erfüllte sein Herz, und drängte darin das Verlangen zurück. Er vermochte es sogar, mit Aufrichtigkeit und ohne Schmerz sie in diesem Entschluß zu bestärken.

Aber als er allein war, als die Gewalt ihrer Gegenwart ihn nicht mehr beherrschte, brach der Schmerz mit Ungestüm hervor, und trieb ihn hinaus ins Freie. Es war Nacht, die Berge standen in dunklen Massen, das enge Thal schließend, da; aber heiter wölbte sich der Himmel mit seinen Sternen darüber hin. Theodor sah lange nach den Bergen, die, wie sein Schicksal, gewaltig, aber finster herrschend vor ihm standen; endlich ermannte er sich, und hob den Blick nach den Sternen.

Hinweg, mein Geist — rief er — von der dunkeln

dunkeln Erde empor zum Lichte dort oben! Alles Große und Herrliche muß sich durch Kampf und Leiden emporringen: auch mir legt der Himmel die Entsagung auf, daß ich mich geistig läutere und weihe zum Diener Christi. Er ruft: nimm dein Kreuz auf dich und folge mir! und ach! sie, mit dem Himmelsblick ermuntert sie mich, mit ihr die gleiche Bahn zu betreten. Sie liebt mich, ja! aber wie Engel lieben, ohne Verlangen. Welche Seligkeit! und der unlautere Wunsch nach ihrem Besitze sollte mir dieses Gefühl trüben? O Gott! verleihe mir Kraft, mich auf der Höhe zu erhalten, wo sie steht. Sinke ich herab, so habe ich sie verloren; nur oben reicht sie mir die Hand.

Funfzehntes Kapitel.

Die Rückfahrt geschah bei trüber Witterung, welche dem See und seinen Ufern einen düstern Charakter gab.

Daß wir nur nicht, rief Otto, uns durch diesen trüben Tag verstimmen lassen! Wir sahen den See in seinem schönsten Licht, nun sollen wir ihn auch in seiner düstern Gestalt sehen. So umwölkt von drückenden Wolken hat sich der Himmel den edeln Schweizern oft gezeigt; düster, aber gewaltig drohend, wie diese Berge, blickte ihr Auge, wenn sie zum Kampf für die Freiheit auszogen.

Ernst wollen wir seyn, erwiederte Theodor, aber nicht düster. Wie die Sonne hinter den Wolken, die sie uns entziehen, in ewig ungetrübter Klarheit strahlt, so leuchtet das innere Licht des Geistes fort, wenn auch das Auge

von Schmerz umzogen ist, und bricht in heitern Blicken selbst durch Thränen hervor.

Der Schmerz und die Trauer, sagte Hildegard, sind bittere, aber wohlthätige Arzneien für die Seele, die in Genuß und Freude sich und ihre höhere Natur leicht vergessen könnte.

Wie wahr, versetzte Theodor, ist jenes große Wort: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er.“ Schmerz ist das Gefühl des Zwiespalts mit der äußeren Welt. Ist es ein körperliches Leiden, das uns denselben verursacht, so ist es immer etwas Aeußeres, und läge es auch in der Natur unseres Körpers selbst, das uns störend und feindlich entgegen tritt. Ist es ein geistiges Leiden, worüber wir Schmerz empfinden: so liegt dessen Quelle gewöhnlich auch außer uns, in dem Haß und der Verkennung, die wir von Andern erfahren.

Aber der Schmerz über die Sünde, warf Walther ein, liegt doch in uns.

Er entspringt, erwiederte Theodor, aus dem Mißverhältniß, in welchem die Freiheit der Seele zur Naturnothwendigkeit steht, aus unserm geistigen Unvermögen: mithin doch außer uns. Nun aber liegt das Wohlthätige des Schmerzes darin, daß er die Seele auf sich selbst und ihre Selbstständigkeit zurücktreibt.

Und

Und auf den Gedanken an Gott, den Tröster der Leidenden! setzte Hildegard hinzu.

„Darin liegt eben die wahre Kraft der Seele. — Je weniger Geist in den Geschöpfen, desto weniger ertragen sie den Zwiespalt mit der Natur; die Pflanze verlangt Nahrung und Sonnenschein, um schön und kräftig zu erblühen; das Thier unterliegt ebenfalls den drükkenden Verhältnissen des Mangels und der Widerwärtigkeit. Nur der Mensch erstarkt im Kampfe, und wird durch Leiden geläutert und verherrlicht, weil er dadurch sein Inneres über das Aeußere erheben lernt. Selbst der Schmerz über die eigene Sünde erhebt den Geist, wenn er die Kraft hat, an die Versöhnung zu glauben."

Wie tröstlich! sagte Hildegard.

„Diese Ansicht bewährt sich nicht nur bei Betrachtung des Lebens einzelner Menschen, sondern auch ganzer Völker. Die Hebräer waren von jeher das geplagteste Volk der Erde; schon als junger Stamm schmachtete es in Aegypten unter dem harten Druck der Sklaverei, und nachher hat es nur seltene und kurze Perioden des Wohlstandes gehabt. Dennoch und eben darum ist aus ihm das Heil der Welt hervorgegangen."

Du nimmst Alles, warf Walther ein, menschlich

lich und natürlich. Es war die Gnade Gottes, der in den Schwachen mächtig ist, der dieses unreine Gefäß zum Gefäß der Ehre erkor.

„Ist es nicht dasselbe, ob ich sage: Gott ist in den Schwachen mächtig, oder: in den Leidenden entwickelt sich, mit Gottes Hülfe nämlich, die Kraft des Geistes am besten? Einen Keim des Geistes hat Gott in jeden Menschen gelegt, und das Geschlecht der Juden hat er vorzüglich mit Geisteskraft ausgestattet, ohne welche jene Entwickelung nicht hätte können von Statten gehen.“

So könnten wir, versetzte Otto, von den Juden noch Großes erwarten, denn es ist noch immer das geplagteste Volk der Erde.

„Alles hat sein Maaß und seine Grenze. Wird der Mensch zu sehr niedergedrückt, so erliegt er unter der Last; denn die Kraft seines Geistes ist endlich. Wohl dem, welchem die Gunst und die Ungunst des Schicksals im rechten Gleichgewicht zugemessen wird! Darin zeigt sich die Gnade Gottes, welche über den Menschen waltet. Was die Juden betrifft, so haben sie ihre Entwickelung vollendet, das Herrlichste der Menschheit ist aus ihnen entsprungen, und nunmehr sind sie im Rückgange begriffen, und werden sich nie wieder aufraffen.“

Sie leiden, sagte Walther, die Strafe ihrer Verstocktheit; vorher ein Gefäß der Ehre sind sie nun zum Gefäß der Unehre erwählt.

Ein harter Gedanke! versetzte Hildegard. O sagen Sie mir doch, lieber Theodor, Ihre Meinung über diesen Gegenstand. Sie sind in Allem so mild und billig: Sie werden auch diese Härte mildern. Dürfen wir es denken, daß Gott die Einen zum Guten, die Andern zum Bösen erwählt: will er nicht Aller Heil?

„Das Letztere ist gewiß, wir glauben daran fest; das Erstere aber auch, das lehrt uns die Erfahrung. Gibt es nicht Gute und Böse, Gläubige und Ungläubige unter den Menschen? Was aber ist, das ist durch Gottes allmächtigen Willen. Gibt es nicht Licht und Schatten auf der Erde? Und doch wohnt Gott im ungetrübten Lichte."

Wie es keinen vollkommnen Schatten gibt, versetzte sie, so halte ich auch keinen Menschen für rein böse; Gott hat ihn geschaffen, und was Gott schuf, war gut.

„So recht, meine Freundin! Was wir gut und böse nennen, ist nur ein vergleichungsweise, nicht schlechthin geltender Unterschied; und wie unvollkommen und unselig der Zustand eines Menschen sey, so ist es doch nur ein Mit-

telzustand, der zum Besten führen muß; und Gott führt Alles zum Besten, wo nicht auf dieser Erde, doch jenseits in einer bessern Welt."

Aber, versetzte Walther, wer nicht glaubt, wird ewig verdammt. Willst Du die ewige Verdammniß aufheben? Schiller konnte singen: „auch die Todten sollen leben, und die Hölle nicht mehr seyn"; er sang aber auch die Götter Griechenlands.

„Jenes war doch ächt christlich. Die Verdammniß der Ungläubigen ist ewig, d. h. ohne bestimmbare Grenze; der Unglaube führt zu einer Unseligkeit, deren tiefer Abgrund den Menschenaugen unermeßlich ist, nicht aber für Gott, der nichts in seiner Welt verloren gehen läßt. Dem Verstockten, dem Leichtsinnigen werde der Abgrund vor Augen gestellt, damit er davor zurückschaudre; fern aber sey es von uns, den Verblendeten mit anmaßlich hartem Urtheil hinabzustoßen, und ihn darin ewig eingeschlossen zu denken."

Hildegard war mit dieser Ansicht zufrieden, und dankte ihrem Freunde mit einem liebevollen Blicke.

Jetzt nahmen die Schiffer die Segel ab, und bezeigten ihre Aengstlichkeit, da sie die Zeichen eines nahen Sturmes entdeckten. Wir

müssen

müssen schnell das Ufer zu erreichen suchen — sagte der eine — helfen Sie arbeiten! Theodor und Otto ergriffen die übrigen Ruder, und führten sie mit aller Anstrengung. Das Ufer war ringsher steil und abschüssig, nur Eine Stelle bot einen leidlichen Landungsort, auf welche man lossteuerte. Der Föhn legte sich mit wilder Gewalt auf den See, die Wogen gingen hoch, und der Nachen wurde hin und her geschleudert. Zwar hatte man die Richtung nach dem Landungsplatz behauptet, und sich demselben schon sehr genähert; aber der Sturm trieb den Nachen immer wieder seitwärts. Da warf Theodor seine Oberkleider von sich, ergriff ein um den Mast gewundenes Tau, und, indem er den Schiffern zurief, daß sie sich gegen den Wind zu halten suchen sollten, stürzte er sich ins Wasser, schwamm durch die Brandung nach dem Ufer, und zog das Fahrzeug mit dem Taue nach sich.

Gott sey Dank! wir sind gerettet! sagte Otto, als sie ans Land stiegen. Aber Du Theodor, hast wie ein Mann gehandelt, ich muß Dich bewundern!

Edler Freund! sagte zu ihm Hildegard; Sie konnten sich in solche Gefahr begeben, um uns zu retten!

Ich that es ja auch um meinetwillen, verſetzte er.

Hildegard war ſichtbar in großer innerer Bewegung. Sie ließ Theodors Oberkleider bringen, da er ganz durchnäßt war und vor Kälte bebte, und hing ihm ſelbſt den Mantel um; ſie äußerte ihre Beſorgniß, daß die Erkältung ſeiner Geſundheit ſchädlich ſeyn möchte; ſie ſah ihm oft ins Geſicht und beklagte ſeine Bläſſe; genug, Theodor durfte, ohne ſich zu ſchmeicheln, bemerken, daß der Vorfall auf ihr Herz einen tiefen Eindruck gemacht hatte, wodurch ſich ihre Neigung zu ihm verrieth.

Der Sturm wurde immer heftiger, und ein Gewitter zog am Gebirge hin, das ſich in ſchweren Regengüſſen entlud. Die Lage unſerer Geſellſchaft war ſehr unangenehm, aber das ſüße Gefühl der Rettung ließ alles gern überſtehen. Jetzt wurden ſie ein Fahrzeug gewahr, das der Sturm hinter einem Vorſprunge des Ufers herbeitrieb und fürchterlich umherſchleuderte; die darauf ſich befindenden Menſchen ſchrieen angſtvoll; aber wer konnte ihnen helfen? In wenigen Augenblicken hatte es der Sturm ans jenſeitige Ufer geworfen, es ſchlug um und das Waſſer verſchlang die Mannſchaft.

Hildegard erhob einen Schrei des Entsetzens bei diesem Anblick. Wird niemand sich retten? rief sie. Man konnte nichts entdecken. Sie verhüllte ihr Antlitz und schien zu beten; Alle waren stumm vor Entsetzen und Andacht.

Nach einer Stunde war der Sturm vorüber und der See beruhigte sich, so daß die Schiffer kein Bedenken trugen, die Fahrt fortzusetzen. Als sie eine Strecke in den See hinein gefahren waren, entdeckten sie die Trümmer des untergegangenen Schiffes. Hildegard schauderte bei dem Anblick.

Gott hat uns, sagte Theodor, zum Leben, jene zum Tode erwählt: gepriesen sey seine Gnade!

Unbegreifliches Schicksal! versetzte Hildegard; dort hart, hier mild und gütig!

Und doch auch in seiner Härte ein Werk der ewigen Liebe, erwiederte Theodor. Es führte diese Unglücklichen früher dem Tode zu, dem ja auch wir entgegen gehen; ihre Hinterbliebenen werden Trost finden in ihrem Glauben, in der Liebe der Menschen; ihr Unglück wird sie den Herrn erkennen lehren.

O für die Hinterbliebenen müssen wir sorgen! sagte Hildegard.

Das wollen wir! riefen alle.

Die Gesellschaft langte glücklich in Brunnen an, und entschloß sich, daselbst zu übernachten, um sich die nöthigen Bequemlichkeiten zu verschaffen. Auch hier bewies Hildegard unserm Freunde eine zarte Theilnahme und Aufmerksamkeit, und ihre sonst so unbefangenen Augen verriethen ein verborgenes Feuer, das zuweilen hervorbrechen wollte. Theodor bemerkte es mit Entzücken; aber wenn er den günstigen Augenblick benutzen wollte, ihr seine Liebe zu gestehen, so schien der wiederkehrende unbefangene ruhige Blick Hildegardens es ihm zu verbieten.

Gegen Abend erhielt man Nachricht von den Verunglückten. Es waren Männer und Frauen aus Altorf, welche nach Lucern gehen wollten, um dort in Arbeit zu treten. Man erkundigte sich nach ihren Hinterbliebenen, und so weit man sie kannte, waren durch ihren Tod mehrere Weiber und Kinder ihrer Versorger beraubt worden. Die Gesellschaft schoß eine Summe Geldes zusammen, und stellte auf noch mehreres Anweisungen aus; ein biederer angesehener Mann in Brunnen übernahm die Sorge, diese Gelder zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen zu verwenden: und so schienen die Fol-

gen des Unglücksfalls einigermaßen gemildert zu seyn.

Ich bin zwar froh, sagte Hildegard, daß wir so viel gethan haben; aber Geld ist doch nichts als ein Mittel der Abmachung. Können wir damit den Waisen den Mangel der Väter und Mütter ersetzen?

Nein, antwortete Theodor; aber diese können ihnen auch nur wieder aus der Mitte ihrer Gemeinde werden; wir als Fremde und Vornehmere könnten ihnen diese Stelle nie vertreten. Wohl mögen Viele sich mit Geld von dem störenden Gefühl des Mitleides abkaufen; aber das ist unser Fall nicht.

„Keine Tugend wird so oft entweiht, als die Wohlthätigkeit. Ich meine nicht die grobe Eitelkeit, die man damit treibt; Viele, die dabei recht aufrichtig zu Werke gehen, und aus wahrer Rührung handeln, verfehlen doch den rechten Sinn derselben.“

„„Im Leben habe ich weniger dergleichen Erfahrungen gemacht. Aber schlechte Dichter mißbrauchen diese Tugend häufig, um ihre Helden und Heldinnen dadurch zu empfehlen, oder ihre sonstigen schlechten Streiche damit zu bedecken; und ich gestehe, ein Roman oder ein Schauspiel hat schon mein Vorurtheil gegen

sich,

sich, wenn diese Tugend als Aushängeschild gebraucht wird. Die falsche Ansicht und Uebung der Wohlthätigkeit scheint mir darauf zu beruhen: daß man Glück und Unglück, Genuß und Entbehrung zu hoch anschlägt, indem man sie nach einem sinnlichen Maßstabe mißt, so daß dann auch das Mitleid und dessen Aeußerung einen bloß sinnlichen Charakter erhält. Es erweckt weniger meine Theilnahme, daß ein armes Kind hungert, als daß es ohne sittliche Pflege ist, und sich selbst überlassen verwildert. Gegen solches Elend läßt sich nicht mit Geld und auf der Stelle helfen, während man im ersten Falle Mitleid und Wohlthat schnell von sich abschütteln kann.""

„Die wahre Wohlthätigkeit ist, wie die wahre Liebe; sie ist auf den innern geistigen Werth des Menschen gerichtet. Und beide mögen sogar bisweilen etwas hart scheinen, indem sie Besitz und Genuß gering achten, und nur die inneren geistigen Güter ins Auge fassen. Die gemeine Stimmung der Wohlthätigkeit würde sich schlecht für den Erzieher eignen, der seinem Zöglinge bisweilen Entbehrungen und Büßungen auflegen muß."

Theodor vermuthete anfangs, Hildegard wolle ihm durch diese bedeutsamen Worte zu ver-

verstehen geben, daß sie ihn zwar liebe, aber nicht glücklich machen könne. Ihre Rede nahm zwar eine andere Wendung, indeß ergriff er jene Beziehung, indem er erwiederte:

„„So wie aber die vollkommne Tugend im Glanze der Schönheit erscheint, so verschmilzt auch in der vollkommnen Liebe das Innere in das Aeußere, und sie wird vollkommen beglückend. Wenn sie Entsagung auflegt, so bedarf entweder ihr Gegenstand einer Züchtigung, oder er theilt sie mit andern, und muß darum des vollkommnen Besitzes entbehren.““

„Wer wäre wohl so arm, daß er auf dieser Erde nur Ein Herz sein nennen könnte? Wenn aber die eine Liebe der andern mit ihren Ansprüchen in den Weg tritt, so entscheidet allein die Pflicht.“

Sie hatte Theodors Andeutung verstanden, und verwies ihn mit diesen Worten auf die Pflicht gegen ihren Vater. Er errieth ihren Sinn, schwieg und suchte sein Herz zu bezwingen. Hildegard war fortwährend gegen ihn freundlich, offen und zutraulich; aber sie nahm die alte ruhige Haltung wieder gegen ihn an, die ihn in ehrerbietiger Entfernung hielt.

Sechszehntes Kapitel.

Als sie nach Lucern zurückkamen, und dem Vater ihr Abentheuer erzählten, war dieser über Theodors Benehmen ungemein erfreut, und behandelte ihn von diesem Augenblick an mit väterlichem Vertrauen. Die Hoffnung keimte im Gemüth unsers Freundes auf, daß der liebevolle Alte seiner Verbindung mit Hildegard nicht entgegen seyn würde; er hatte aber doch den Muth nicht, bei ihm um sie zu werben, zumal da ihn die Kürze der Zeit der schicklichen Gelegenheit beraubte. Die Abreise des alten Schönfels mit seiner Tochter war auf einen der nächstfolgenden Tage festgesetzt. Hildegard fühlte, wie schwer Theodors Herzen die Trennung werden würde, und erfreute ihn daher mit dem Vorschlag: daß er künftiges Jahr mit Otto nach Rom kommen möchte, wo ihr Vater alsdann auf längere Zeit in

diplomatischen Geschäften sich aufhalten würde. Sie schien ihm damit selbst wieder Hoffnung machen zu wollen.

Sie stecken mir, sagte er, ein zu schönes Ziel. Das schöne Italien soll ich, von Ihrer Gegenwart verherrlicht, sehen? Es ist nicht gut, wenn man zu viel zu hoffen hat; die Sorge, daß man so vieles Glücks nicht werth sey, macht das Herz zaghaft, und zur Hoffnung gesellt sich die Ungeduld.

Wird die Hoffnung meinen Freund eher überwältigen, als der Schmerz, den er so männlich ertrug? versetzte sie. Wohl ist es wahr: daß der Mensch eher des Unglücks, als des Glückes mächtig bleibt; und leichter übermüthig wird, als verzweifelt.

Mir ist ja auch ein Antheil des Schmerzes gegeben, sagte er mit gepreßter Stimme: der Schmerz der Trennung von Ihnen!

Nun so haben Sie ja, sagte sie lächelnd, was Ihnen den Gleichmuth des Gemüths erhält.

Sie empfahl ihm hierauf ihren Bruder zur brüderlichen Aufsicht und Berathung. Er bedarf, sagte sie, des erfahrenen und besonnenen Freundes; er ist rasch und zur Einseitigkeit geneigt, dabei aber so gut und liebevoll!

Sie

Sie sagte dieß mit der innigsten Rührung, und der Gedanke an die Trennung entlockte ihren schönen Augen eine Thräne.

O theure Hildegard! sagte Theodor, das Zusammenbleiben mit Otto kann mir allein die Trennung von Ihnen erträglich machen; und das Zutrauen, das Sie mir beweisen, indem Sie meine Aufmerksamkeit für ihn in Anspruch nehmen, läßt mich hoffen: daß Sie mir auch einen, wenn schon kleinen Theil Ihres Andenkens schenken werden. Aber ich bedarf so gut, wie Ihr Bruder, des Raths und der Leitung. Noch bin ich über den Lebensweg, den ich wählen soll, nicht ganz entschieden. In Ihre Hand lege ich die Entscheidung! Sagen Sie mir mit Einem Worte: soll ich zum Beruf des Geistlichen zurückkehren?

Warum zweifeln Sie noch? erwiederte sie. Sie haben dazu die entschiedenste Neigung, denn Alles, was Sie empfinden und denken, gewinnt bei Ihnen unwillkührlich eine religiöse Wendung.

Theodor konnte ihr nicht sagen, was ihn zweifelhaft mache, nämlich die Besorgniß, sich durch die Wahl dieses Berufs den Weg zu ihrem Besitz zu verschließen. Er sprach von der Rücksicht auf sein eigenes Glück, von der

Zurückgezogenheit und Stille, welche ihm dieser Beruf zur Pflicht mache, und verwickelte sich in Undeutlichkeiten.

Mir scheint, erwiederte sie, bei der Wahl des Berufs vorzüglich die Neigung, die man für die damit verbundene Thätigkeit in sich trägt, zu Rathe gezogen werden zu müssen; alles Uebrige ist nur Nebensache, und gibt sich von selbst. Die Genüsse oder die Entsagungen, die damit verbunden sind, machen den Werth des Lebens nicht aus.

Aber der Mensch bedarf doch, versetzte er, der Erheiterung und Unterstützung, wenn er nicht bei der Arbeit erliegen soll. Er bedarf der Freunde — gern hätte er auch hinzugesetzt: einer Freundin.

Vertrauen Sie darin dem Himmel, erwiederte sie; dem redlichen Arbeiter wird sein Lohn; und der Weg, den Sie der innere Beruf führt, wird nicht ohne Lebensfreuden seyn.

Nun ich folge Ihrem Rath, sagte er: Ihre Stimme ist mir Gottes Stimme, und Sie können mir nur zum Heile rathen.

Fast erschrecke ich, erwiederte sie: Sie könnten mich, wenn es Ihnen übel ginge, dafür verantwortlich machen.

Was Sie mir auferlegen — sagte er, indem er ihre Hand an die heißen Lippen drückte — will ich geduldig tragen; Sie sollen nie einen Vorwurf von mir hören.

Hildegard war bewegt; und wäre unser Freund etwas kühner gewesen, so hätte er ihr vielleicht das Bekenntniß ihrer Liebe abdringen können. Da er aber ihren Entschluß, ihren Vater nicht zu verlassen, wenigstens jetzt noch nicht zu bekämpfen wagte: so verbot ihm die Achtung gegen sie, weiter in sie zu dringen.

Der Tag der Trennung war da. Der alte Schönfels reiste mit seiner Tochter über Bern und Genf nach Paris. Theodor, Otto und Walther wollten noch, ehe sie die Schweiz verließen, einen Ausflug in das Berner Oberland machen. Hildegard hatte mit ihrem Vater, ehe Otto angekommen war, diese Gegenden schon besucht. Vor dem Abschied sagte sie zu Theodor: Ich habe in Ihrer Gesellschaft, unter Ihren lehrreichen und anziehenden Gesprächen, einen Theil dieses schönen merkwürdigen Landes gesehen; wie gern begleitete ich Sie auch nach den Hochalpen, und sähe sie nochmals mit Ihnen! Ich habe mir einige Bemerkungen über meine Wanderung aufgeschrieben: nehmen Sie sie, so unbedeutend sie seyn

mögen,

mögen, als ein Andenken und einen Beweis meines Zutrauens, mit sich. Wenn ich dieses Tagebuch in Ihren Händen weiß, so werde ich mich leichter im Geist an Ihre Seite versetzen, und die schöne Wanderung wiederholen. Sie gab ihm mit diesen Worten ein zierliches Taschenbuch, welches diese Reisebemerkungen enthielt.

Theodor war über dieses Geschenk sehr erfreut, und sprach seinen Dank lebhaft aus. Sie wollen mir, sagte er, die Trennung so viel als möglich erleichtern; Sie lassen mir den geliebten Bruder, und nun geben Sie mir noch einen Abdruck Ihrer schönen Seele in diesen Blättern!

Legen Sie nur nicht so viel Werth darauf, erwiederte sie, damit ich das Geschenk nicht bereue! Es sind nichts als abgerissene flüchtige Bemerkungen, wie sie der Augenblick eingab. Wenn ich Sie wieder sehe, tausche ich dafür die Ihrigen ein, und gewiß mit reichem Gewinn.

Der alte Schönfels nahm von Theodor sehr herzlich Abschied, und empfahl ihm ebenfalls seinen Sohn zur Aufsicht. Hildegard sagte ihm mit wenig Worten Lebewohl, und wollte dabei unbefangen und ruhig bleiben; aber ihre Stimme hatte etwas Schwankendes. Die Thränen,

die

die sie im Auge hatte, konnten ihrem Bruder gelten; doch traf ein seelenvoller Blick das Auge Theodors.

Als der Wagen fortgerollt war, und Theodor sich mit Otto allein auf dem Zimmer fand, umarmte er ihn in heftiger Bewegung, indem er rief: Wir bleiben noch bei einander! O könnte es auf immer seyn! erwiederte Otto. Theodor sah seinem Freunde forschend ins Gesicht, und erst jetzt schien er eine große Aehnlichkeit seiner Züge mit Hildegards ihren zu entdecken.

Den ersten Augenblick, wo er sich allein sah, benutzte er, um das Tagebuch Hildegards zu durchblättern. Er drückte es an seine Lippen, und rief: ja sie wollte mich nicht ohne Trost und Hoffnung lassen, drum gab sie mir dieses schöne Pfand ihres Andenkens. Sie liebt mich: dieß sey mir genug; schon dieses Gefühl allein gibt meinem Leben einen Werth. Bringe die Zukunft, was sie wolle: die Edelste ihres Geschlechts liebt mich, das sey mir genug!

Siebzehntes Kapitel.

Am folgenden Tage machten sich die Wandrer auf den Weg. Sie hatten sich vorgenommen, ganz der Richtung zu folgen, in welcher Hildegard mit ihrem Vater das Gebirg durchzogen hatte, und daher war ihr Reiseplan nur auf wenige Tage berechnet. Sie schifften sich nach Alpnacht ein, gingen von da nach Kerns, und wandten sich dann links nach dem Melchthal. Hier besuchten sie die Hütte des Nicolaus von der Flüe, eines durch seine Enthaltsamkeit berühmten Einsiedlers, der auch in die Geschichte der Eidgenossenschaft bedeutend eingegriffen hat. Die beglaubigte Sage behauptet, daß er zuletzt sich aller Nahrung enthalten, und nur noch vom Genuß der Hostie gelebt hat. Darüber kam es zwischen unsern Wanderern zu einem lebhaften Gespräch, indem Walther die Möglichkeit dieser Thatsache bezweifelte. Theodor

war

war dagegen der Meinung, daß da, wo es so viele und sichere geschichtliche Zeugnisse gebe, der Zweifel an der Möglichkeit nicht mehr Statt finde.

Also nimmst Du, erwiederte Walther, hier ein Wunder an, da Du doch geneigt bist, die biblischen Wunder zu bezweifeln?

„Wenn ich zum Theil Zweifel gegen diese hege, so thue ich es zunächst aus geschichtlichen Gründen: weil die Nachrichten theils nicht immer geschichtlich genau, theils verschieden und schwankend sind. Hier aber findet sich der strengste Geschichtsforscher befriedigt. Und kannst Du so genau bestimmen, wie weit es der Mensch in der Enthaltung von der Speise bringen kann? Darüber mag nur die Erfahrung entscheiden. Der eine kann zwei, der andere vier, ein dritter vielleicht sechs Tage fasten; und möglich, daß es ein vierter vielleicht noch weiter treibt: warum soll es nicht auch einen Menschen geben können, der Jahre lang so viel als nichts genießt? Alles was nicht einen reinen Widerspruch in sich schließt, was nur auf einem Mehr oder Weniger beruht, ist für möglich zu halten. Auf diesem Wege würde ich das Wunderbare nie bezweifeln.“

Mir

„Mir scheint, sagte Otto, dieses Wunder kaum des Streites werth: mußte darum Bruder Klaus seine Familie verlassen, damit er der Welt zeigte, wie weit es der Mensch im Fasten bringen könne? War das ein göttlicher Ruf, der ihn aus dem Kreise der Seinen, wo er seinen Glauben durch Werke der Liebe beweisen konnte, in die Wildniß führte? Was Du letzthin über die thatenlose Tugend unserer Heiligen bemerktest, scheint mir hier am meisten Anwendung zu finden.

„Sollte nicht, versetzte Walther, fromme Eitelkeit der Beweggrund dieses Schrittes gewesen seyn?

„Sonderbar, sagte Theodor, daß ich den Bruder Klaus gegen Dich, den strengen Rechtgläubigen, und gegen Dich, den Katholiken, in Schutz nehmen muß! Mir scheint die Lebensart des guten Einsiedlers schon allein durch jenen Augenblick gerechtfertigt zu seyn, als er in die Versammlung der uneinigen Eidgenossen trat, und durch seine Ehrfurcht gebietende Erscheinung und seine ernsten Worte sie zur Eintracht bewog.

„Hätte er dieß nicht auch gekonnt, erwiederte Otto, wenn er bei seiner Familie geblieben wäre?

„Ich

„„Ich glaube nicht. Was er that, das that er durch die Kraft der Beschaulichkeit, durch das Uebergewicht des Geistes über den Körper. Nun aber kann der Mensch auf einer gewissen niedern Stufe der Bildung den Geist nur auf Kosten des Körpers erheben, und nur durch Abgezogenheit von der Welt sich der Betrachtung weihen; hinwiederum erkennt auch der rohe Mensch das Geistige nicht an, wenn es nicht gleichsam gespenstisch oder abentheuerlich, im Nebelglanz der Heiligkeit erscheint. Eine sonderbare strenge Lebensart, ein abgemergelter Körper flößt ihm einen heiligen Schauer ein vor dem außerordentlichen Geist, der ihm entgegentritt.“

„„Du willst doch nicht diese Art von Enthaltsamkeit und Beschaulichkeit von neuem empfehlen?““

„„Ich halte sie immer für etwas Krankhaftes und Unnatürliches; indessen da die Unenthaltsamkeit, Ueppigkeit und weltliche Gesinnung jetzt so frech und offen ihr Wesen unter uns treiben: so wäre vielleicht zu wünschen, daß auch das andere Aeußerste wieder unter uns erschiene und für die Kinder der Welt als Zeichen und Wunder hinträte. Ein Bruder Klaus, ein Bernhard von Clairvaux thäte unserer Zeit

Noth, um der von aller Gesinnung und sittlichen Kraft entblößten Politik wieder Achtung vor dem Geist und seiner göttlichen Kraft zu lehren. Ist es doch jetzt, als wenn die Staatsmänner sich allein für die Inhaber der Weisheit hielten, und die Stimme der Vernunft und die Lehren der Geschichte für nichts achteten! Sobald die Weisen und Lehrer der Völker durch Theilnahme an den weltlichen Genüssen und Freuden ihre Unabhängigkeit aufgegeben, und in den Sold der Herrscher der Erde getreten sind, ist ihre Wirksamkeit schon halb verloren. Diejenigen, welche nichts als die weltliche Macht und Lust achten, und alles damit zu bezwingen meinen, können nur Männern gehorchen, welche in stolzer Selbstgenügsamkeit ihnen entgegentreten, und des Verdachtes, als suchten sie Reichthum und Ehre, spotten."

„„So hätte also das katholische Mönchthum doch eine gute Seite.""

„Weniger dieses — weil dabei wieder der Eigennutz des Ordensgeistes und die Heuchelei oder der offene Mangel an wahrer Gesinnung eintrat — als das alte Einsiedlerleben, wie es in der ersten Zeit des Christenthums aus wirklicher Begeisterung erwählt wurde. Es ist der größte Mißgriff, der gedacht werden kann, das,

was

was Sache der freien Wahl seyn muß, einer Regel und einem Zwang zu unterwerfen.“

„„Aber spricht nicht Deine Foderung, daß die Lehrer ihre Unabhängigkeit behaupten sollen, gegen das eheliche Leben der protestantischen Geistlichkeit?““

„Ich zweifle, daß das Institut der Ehelosigkeit, das übrigens so große Nachtheile mit sich führt, eine sichere Gewähr für die wahre Weltverachtung gibt; so wie hinwiederum der Ehestand mit der Unabhängigkeit der Gesinnung nicht unverträglich ist. Luther war verehelicht, und doch hat er die freieste uneigennützigste Haltung gegen die Fürsten behauptet, welche nur irgend von einem Mann Gottes erwartet werden kann. Was ich wünsche, ist nicht eine äußere Form und Gewohnheit, sondern die Gesinnung selbst in ihrer freien kräftigen Erscheinung.“

Theodor that einen Blick in Hildegards Tagebuch, und fand darin in Beziehung auf den Bruder Klaus folgende Bemerkung: „Hier in diesem stillen Thale lebte der fromme Bruder, von der Welt abgeschieden, andächtiger Betrachtung geweiht. Denn erleuchtet durch den Hinblick nach oben, geläutert durch den Gedanken der ewigen Wahrheit, trat er hervor

in die Welt, ihre Verwirrungen lösend, ihr den Frieden bringend. O kann die Klarheit und der Friede nicht in der Mitte des Lebens selbst gedeihen? müssen die Frommen und Weisen in der Wildniß eine Freistätte suchen?„

Theodor fand in diesen Worten seine eigenen Gedanken wieder, und rief entzückt aus: o Hildegard! wo begegnest Du mir nicht? Was ich denke und fühle, finde ich klarer und schöner in Dir wieder. O seliger Einklang der Seelen! o höchste Wonne der Liebe, die ich jetzt erst empfinde!

Unser Freund war unbeschreiblich glücklich in dem Andenken an die Geliebte, deren geistige Nähe er fühlte. Die Gegenwart der Geliebten ist allerdings das höchste Glück für den Liebenden; aber wie die Vergangenheit dem, was uns erfreut hat, einen zauberischen Schein verleiht, so ist das Glück, welches das Andenken an die entfernte Geliebte gewährt, reiner und geistiger. Die Gegenwart führt immer etwas mit sich, was das Glück stört, einen Schatten, der das Licht trübt. Ist es das Gefühl, daß wir sie nie erfassen können, daß sie nur auf der schmalen Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft schwebt? Das Ver-

gangene dagegen ist uns unverlierbar eigen; das Irdische desselben ist ins Grab gesunken, und das Unsterbliche strahlt in geistiger Klarheit.

Die Wandrer stiegen jetzt den Pfad hinan, der am Abhang der Schlucht, durch welche sich der Melchbach schäumend stürzt, in das Thal führt. Der Blick durch den dunkeln Buchenwald, in welchem sie gingen, hinab auf den tief unten rauschenden Bach, war anziehend. Gegenüber die steile waldige Bergwand, die Schlucht düster einschließend. Weiter hin erweitert sich das Thal, und wird von grünen Berghalden eingeschlossen, die mit kleinen schäumenden Bächen, wie mit Silber-Bändern, verziert sind. Von allen Seiten ergießen sich Gewässer in den Melchbach, ihn zu vergrößern. Das Thal hat etwas besonders Heimliches und Stilles, und ist ganz dazu gemacht, eine glückliche Vergessenheit der Welt und ihres Treibens einzuflößen. Weiterhin wendet es sich rechts, und tief hinten liegt ein Dorf, aus wenigen zerstreuten Häusern bestehend. Hier wohnte der eine Stifter der Eidgenossenschaft, Arnold von Melchthal. Unsere Wanderer waren fast ganz mit dem Anschaun der ihnen neuen Gegenstände beschäftigt, und sprachen wenig; Theodor dachte an Hildegard, und

war glücklich, ihre Spur zu betreten. Sie hatte auch über dieses Thal etwas in ihr Tagebuch geschrieben, was Theodor wiederholt las.

„Welche Ruhe in diesem Thal bei so vieler Bewegung, welche Stille bei diesem Getäusch der Wasser! Ruhig groß erheben sich die Bergwände an den Seiten, und in ewig gleicher Bewegung fließen und schäumen die Bäche; sie stürzen sich hinab in das gemeinschaftliche Bette, und wie sie unten sich ergießen, so quellen sie oben von neuem. Ein Bild des wahren seligen Lebens, in welchem Ruhe ohne Tod, Bewegung ohne Kampf ist; wo das Streben nach dem Ziel eins ist mit dem Erreichen desselben, Anfang und Ende sich berühren.“

Ach! sagte Theodor, so ergießen sich stets frisch quellend alle meine Gefühle in das eine der Liebe zu dir, Hildegard! Seligkeit ist in demselben, aber die Seligkeit der Sehnsucht. Wie diese Bäche das Meer suchen, so suchen meine Gefühle dich, der sie alle angehören, von der sie ihre Nahrung empfangen!

Am andern Morgen stiegen unsere Reisenden die hohe Felswand hinauf, an deren Fuß der Melchbach entspringt, gingen an dem finstern Melchsee vorüber, dessen Gewässer sich

in

in eine tiefe Schlucht ergießen — aus welcher, wie man sagt, der Melchbach entspringt — und kamen nach der sogenannten Tannenalp, einer der höchsten Alpenweiden, welche die Hirten nur im Sommer beziehen. Eine feierliche Stille herrschte ringsum; noch weidete kein Vieh auf den noch halb von Schnee bedeckten Triften, kein Wild floh aufgescheucht, kein Vogel erhob sich in die Lüfte.

Otto unterbrach das Schweigen und sagte: Hier ist es so stille, wie im Grabe, und man kann an den Tod denken.

Recht, erwiederte Theodor! thun wir das, dann werden wir mit Heiterkeit daran denken, wie es sich ziemt. Diese heiteren freien Höhen, der dumpfen niedern Erde entrückt, näher dem blauen Himmel, wo die Brust freier athmet, der Gedanke sich kühner erhebt: sie seyen uns ein Bild des Seyns nach dem Tode.

„Sage mir doch, was hältst Du von der Behauptung, die ich neulich bei irgend einem Philosophen las: daß, wenn man eine Fortdauer nach dem Tode annehmen wolle, man auch ein Vorherseyn vor der Geburt annehmen müsse?“

„„Sie ist ganz richtig; denn jedes Nachher setzt ein Vorher voraus.““

„Aber

„Aber sie scheint mir dem Glauben an die Fortdauer sehr gefährlich zu seyn; denn da wir uns jetzt nicht an unser Leben vor der Geburt erinnern: so werden wir uns auch nach dem Tode nicht an dieses Leben auf der Erde erinnern; und ohne Bewußtseyn ist keine Unsterblichkeit.“

„„Dieser Schluß scheint mir nicht ganz richtig zu seyn; denn nehmen wir ein stufenweises Aufsteigen aller Wesen zur Vollkommenheit an: so kann das menschliche Bewußtseyn als eine höhere Stufe betrachtet werden, zu welcher wir durch die Geburt aufgestiegen sind, und unter die wir nicht wieder herabsteigen. Aber ich behaupte, man muß an die Unsterblichkeit glauben, selbst wenn man an der Fortdauer des Bewußtseyns zweifelt.““

Ein solcher Zweifel, fiel Walther ein, ist frevelhaft, da die heilige Schrift über unsere Fortdauer das helleste Licht verbreitet hat.

Doch ist es Thatsache, erwiederte Theodor, daß Viele diesen Zweifel hegen; und wenn es wünschenswerth ist, ihn zu beseitigen, so ist das Unerlaßliche, in jedem Fall an die Unsterblichkeit zu glauben.

„Das ist ja ein Widerspruch.“

„„Keineswegs. Im Allgemeinen besteht

der

der Glaube an die Unsterblichkeit darin: daß man den Verlust des Irdischen und Selbstischen in der Liebe zum Ewigen zu ertragen den Muth hat; Selbstverleugnung ist der innere Kern dieses Glaubens. Fühlt man sich stark genug, nicht nur den Leib, sondern auch die sinnliche Hülle der Seele, das Bewußtseyn, zu opfern, so ist der Glaube desto reiner.""

„Aber das Bewußtseyn ist der Mittelpunkt unserer Persönlichkeit, und diese dürfen wir nicht aufgeben, ohne Alles aufzugeben.""

„„Das Bewußtseyn ist nur die innere Erscheinung unserer Persönlichkeit, nicht diese selbst: diese besteht in der Einheit und unwandelbaren Sichselbstgleichheit unseres Wesens bei allem Wechsel der Erscheinungen. Das Bewußtseyn ist seinem Gehalt nach veränderlich, und dieser vergeht oder verändert sich vielleicht im Tode; die Form aber, welche alles bindet, die Einheit bleibt, und mit ihr unsere Persönlichkeit.""

„Was aber dann nach dem Tode von uns übrig bleibt, ist gleichsam nur ein geistiger Extract, der von uns nichts, weder Farbe noch Geruch, übrig behält, und von jedem Andern derselbe ist: ist das eine Fortdauer unser selbst."

„„Ob das, was von uns nach dem Tode übrig bleibt, ohne Unterschied bei Allen dasselbe ist, weiß ich nicht; aber sehr verschieden ist der innere Zustand derer, welche schon hier auf der Erde sich von allem Irdischen und Selbstischen geläutert haben, und derer, welche bei dem Gedanken an den Tod schaudern. Der Zweck des Glaubens an die Unsterblichkeit ist nicht, unsere irdische Selbstliebe zu trösten, sondern uns davon zu läutern. Aber die Meisten betrachten diesen Glauben wie eine Versicherungsanstalt; von der man gern keinen Gebrauch macht, wenn kein Verlust kommt, und zu der man erst seine Zuflucht nimmt, wenn der Verlust drohet. Wie wahr sind die Worte Schleiermachers: *) „Der Charakter eines religiösen Lebens ist die Unsterblichkeit, nicht wie ihr sie euch wünschet außer der Zeit und hinter der Zeit, sondern wie wir sie unmittelbar haben, wie sie eine Aufgabe ist, die wir immerfort lösen. Mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen, und ewig seyn in jedem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion.“““

„Das scheint mir nach Pantheismus zu schmek-

*) Reden über die Religion, S. 177, 2te Auflage.

schmecken, welcher keine besondere Wesenheit der Seele zugibt.“

„„Wie ich Dir letzthin sagte, der Pantheismus ist bis auf einen gewissen Punkt nicht nur zulässig, sondern sogar nothwendig. Die besondere Wesenheit der menschlichen Seele zu starr und steif fassen, begünstigt die Selbstsucht; sie ganz aufgeben, ist für die Ruhe der Seele und die Festigkeit des Charakters gefährlich: die Wahrheit liegt in der Mitte. Da, wo es irdischen Genuß und Besitz gilt, zum gänzlichen Aufgeben, demüthig froh, bereit seyn; da wo es die Würde der Person und die Pflicht gilt, festhalten an dem Gefühl unserer Persönlichkeit, welche kein Tod vernichten kann: das ist die Gesinnung des wahren Christen.““

Theodor fand in Hildegards Tagebuch auch eine auf diesem Wege entstandene Bemerkung, in der er ihre schöne Seele wieder erkannte.

„Ruhig und ernst, aber heiter, wie die Seele des wahren Weisen, erscheint hier das Bild der Natur. Frühlingsblumen, welche unten längst verblüht sind, drängen sich hier frisch und fröhlich hervor. So paart sich mit der Weisheit die ewige Jugend, und in den Herbst des Lebens wirft der Frühling seinen farbigen Schein.“

Acht:

Achtzehntes Kapitel.

An diesem Abend waren unsere Wanderer in Meyringen angekommen, und am folgenden Morgen standen sie vor dem Fall des Reichenbachs, dessen Schönheit sie bewunderten.

Hier wird recht deutlich, sagte Theodor, wie das Schöne hauptsächlich durch die Form entsteht. Was ist ein Wassertropfen an sich für den Sinn des Schönen? Indem sich Wassertropfen an einander reihen, entsteht ein Bach, der in seinem ruhigen Fluß ebenfalls wenig anzieht. Stürzt er sich aber, wie dieser, vom Felsen, daß er dem Auge ein belebtes gestaltvolles Spiel, einen kühnen Bogensturz, den Tanz schäumender Wellen darstellt, und der an sich unbedeutende Stoff sich in mannichfaltiger Form verklärt und gleichsam vergeistigt: so ist die Erscheinung des Schönen da. Das Schöne

ist

ist Leben; Leben aber ist in der Form, in der freien harmonischen Verknüpfung des Stoffs.

Doch vergiß nicht, versetzte Otto, daß die Schönheit dieses Falls durch die Reinheit des Wassers gehoben wird. Dieses herrliche Spiel zwischen dem Wasserblau und dem Milchweiß der Wellen würde wegfallen, wenn das Wasser trübe wäre.

Du hast Recht, erwiederte Theodor; rein sey der Stoff, den sich der Künstler oder Dichter erwählt. Er zeige seine Darstellungskraft nicht an gemeinen oder unreinen Gegenständen, beſudle sich nicht mit wollüstigen Bildern, und wisse schon durch das Edle und Ansprechende des Stoffs anzuziehen. So ist schon ein klarer Bach oder Quell oder ein spiegelheller See für das Auge anziehend, wiewohl auch hier schon die Form einer bestimmten Zusammensetzung an den Stoff getreten ist. Wo wäre überhaupt ein Stoff, der nicht schon seine Form mit sich führte? Ist nicht jeder Charakter, jede Geschichte schon ein Gebild, aus Stoff und Form gewebt, von einem eigenen Geist durchdrungen?

Die Beschauer ergötzten sich besonders an dem Regenbogen, der sich in dem Dunstkreis dieses Wasserfalles bildete. Daß das Schönste,

sagte Otto, gerade auf einer Gesichtstäuschung beruht! Wenn ich den Standpunkt nur um einen Schritt verändere, so ist diese Erscheinung verschwunden. Der Knabe, der auf den Berg läuft, auf welchen sich ein Regenbogen stützt, und ihn dort nicht findet, wird von uns belächelt; und doch ist es so rein menschlich, die Wirklichkeit und den Besitz dessen, was uns gefällt, zu suchen.

Ist es aber nicht mit allem Schönen so? erwiederte Theodor. Die Blume, die heute blüht und morgen verwelkt, ist sie etwa mehr wirklich, als die Farben des Regenbogens? Oder vielmehr sind diese weniger wirklich? Das Schöne ist das Vergänglichste auf der Erde, und doch unsterblich, wie der Geist, aus welchem es erblüht.

Ich kann es wohl fühlen, aber ich verstehe es nicht, sagte Otto: in wiefern es wahr ist, was Du so eben sagtest, daß das Schöne auch der leblosen Natur geistiger Art sey. Ist es nicht die blinde Kraft der Schwere, welche dieses Spiel des fallenden Wassers erzeugt? Wie kann man darin ein geistiges Leben entdecken?

Am nächsten liegt wohl die Ansicht: daß dieser Wasserfall nur für uns, die Beschauer,

schön ist, indem seine Erscheinung unsere Augen trifft und unser Gemüth erregt; so daß also das Schöne in der Berührung dieses Aeußeren mit unserm Innern liegt, mithin der geistigen Welt auch mit angehört. Aber höher betrachtet, ist der Unterschied des Körpers und Geistes nur scheinbar; und die Schwere des irdischen Stoffs, so wie die andern Kräfte der Materie, welche hier ins Spiel treten, sind doch eigentlich nichts weiter als Formen oder Producte der einen und allgemeinen Naturkraft, welche auch im Geiste, nur reiner als in der Materie, lebt. Daher fühlen wir in jeder Bewegung, in jeder Gestalt auch der leblosen Natur etwas mit unserm Geiste Verwandtes.

Hildegard hatte in ihr Tagebuch geschrieben: „Flösse dieser Bach ruhig zwischen seinen Ufern, ein Bild des Friedens, des behaglichen Glückes: er würde nicht diese wunderbare Schönheit zeigen, der Regenbogen sich nicht in seinem Dunstkreise mahlen. Aber indem er sich tosend und schäumend von Felsen zu Felsen herabstürzt — ein Bild der kämpfenden, durch Leiden verklärten Tugend — zieht er die Bewunderung auf sich; und, obschon ein geringer Bach, wetteifert er mit dem gewaltigen Rhein,

dessen

dessen Fall in Hinsicht der Wassermasse größer, sonst aber unbedeutender ist.“

Diese Worte gaben Theodoren Anlaß zum Nachdenken, und er wandte die große Wahrheit, welche sie enthielten, auf sich an. Ich darf es nicht beklagen, sagte er, daß ich durch Zweifel, Fehlgriffe und Täuschungen diesen Lebensweg geführt worden bin. Wie viel habe ich dadurch gewonnen, welche Erfahrungen habe ich gemacht, welche Blicke in das menschliche Leben gethan! Alle Unruhe, aller Schmerz ist mir reichlich vergolten, und es heißt auch hier: wer in Thränen säet, wird in Freuden ärnten.

Da sich das Gespräch der Wanderer bei Fortsetzung des Weges auf den Charakter und die Sitten der Landeseinwohner lenkte, so sagte Theodor unter andern im Zusammenhang mit den früheren Gedanken: Wohl bringt die Kultur manche Verderbnisse mit sich, und zerstört die behagliche Ruhe des Naturlebens; und doch würde ohne sie die Menschheit sich nicht in ihrer vollen Schönheit entwickeln. Der Mensch liebt die Ruhe, kraft der ihm einwohnenden Trägheit; mit Thränen sieht er durch Krieg und Revolutionen sein Glück zerstört, und doch sind diese Opfer unerläßlich für den Fortschritt der Menschheit. Daher kann ich auch die Härte,

mit

mit welcher Eroberer Menschenblut vergießen und Zerstörung verbreiten, nicht mit dem Abscheu betrachten, welchen die Meisten darüber aussprechen; als Individuen mögen sie Tadel verdienen; aber im Verhältniß zum Ganzen erscheinen sie in einem günstigeren Lichte, und ihre Unternehmungen sind als wohlthätige reinigende und erweckende Erschütterungen zu betrachten.

Unsere Reisenden gingen über die hohe Scheidegg nach Grindelwald, von da über die Wengern-Alp nach Lauterbrunn und über Unterseen und Interlaken nach Brienz, und kehrten dann über den Brünig, Lungern und Sarnen nach Lucern und Zürich zurück. Ihre Unterhaltung bestand häufig, wie bisher, in phantasirend philosophischen und religiösen Betrachtungen. Wir begnügen uns, dasjenige aus Hildegards Tagebuch mitzutheilen, was unsern Freund besonders anzog.

„Was mich in diesen Gebirgen besonders ergötzt und erquickt, ist die Fülle des Wassers, das überall quillt, rinnt, rauscht und schäumt. Ist es der Anschein des Lebens, der dadurch verbreitet wird, weil es auf diesen stillen Höhen beinahe das einzige sich Bewegende ist? Oder ist es das Gefühl der Fülle und des

Reichthums der Natur, das uns dadurch erregt wird? Alles, was lebt und wächst, bedarf des erquickenden Wassers und verlangt lechzend nach ihm: und hier öffnet die Mutter Erde ihre Adern, und strömt liebend ihr Blut zur Nahrung ihrer Kinder aus; von hier aus ergießen sich die Wasser in die Länder, um Millionen von Geschöpfen zu tränken. Hier ist die Erde so fruchtbar und reich, weil auf diesen Gebirgen die Wolken des Himmels liegen und ihren Thau auf sie träufeln. Hier auch athmet die Brust die kräftigste erquickendste Luft, die nicht von den Dünsten der Erde verunreinigt ist. So erhebe sich der Geist des Menschen nach oben, dann fehlt ihm nicht die Fülle der Nahrung und Kraft; von oben kommen alle guten Gaben. Senkt er sich aber ins Irdische hinab, und entfernt sich von seinem Urquell, dann wird er matt und dürftig, und Leidenschaften verunreinigen ihn.“

„Seyd mir gegrüßt, ihr hohen Säulen der Erde, ihr himmelan strebenden schneebedeckten Höhen! Festgegründet auf der Erde, tief in ihrem Schooße wurzelnd, hebt ihr die Häupter kühn in die Wolken empor, und trotzet jedem Ungewitter. So ist das Hohe

immer mit dem Festen und Starken gepaart! Was schwach und leicht sich emporhebt, wirft der Hauch des Sturms über den Haufen. Auf euren reinen unbefleckten Schnee beugt sich küssend der blaue Himmel herab, und die Sonne bekränzt euch mit den Rosen ihres Morgen- und Abendroths. Bei der Reinheit der Unschuld ist die Seligkeit des Himmels, und zugleich der höchste Reiz der Schönheit. — Warum nennt man diesen Schneeberg die Jungfrau? Mir heiße er so, weil er mit seinem blendend weißen Gipfel, der in den blauen Himmel emporragt, ein Sinnbild der jungfräulichen Reinheit ist. So erhob sich Maria, die Reine, in ihrer Verklärung von der Erde, und im himmelblauen Kleide mahlen wir sie als Königin des Himmels."

„Einer der anziehendsten Punkte in diesen Gebirgen ist mir dieses Thal von Grindelwald. Auf der einen Seite der lachende Anblick des mit Wiesenmatten, Gärten, Wohnhäusern geschmückten und oben in grünen Alpenweiden sich ausdehnenden Abhangs; und auf der andern die mächtigen düstern Schneeberge, zwischen denen die Gletscher in das Grün des Thales hereinstarren. Ist es nicht das Bild des Lebens selbst, in dessen Blüthe und Lust

jeden Augenblick der Schauer des Todes und der Ewigkeit hineintritt? Der kalte Hauch, der von den Gletschern über die Blumenmatten wehet, erfrischet sie nur, und stört ihr Wachsthum nicht. So ist auch der Gedanke des Todes für den Christen nicht störend und entmuthigend, sondern erfrischend und erhebend."

„Welche feierliche Stille, nur bisweilen unterbrochen durch das donnernde Krachen der berstenden Gletscher! Der Mond geht auf, und die Riesenberge werfen ihre mächtigen Schatten in das Thal; im Dämmerschein liegt die grüne Bergwand der Wengern-Alp. Ruhig schwebt die Scheibe des Mondes heran, und erhellet bald das ganze Thal und besiegt die Schatten der Schneeberge. O heiliger Tempel der Natur! wie stimmst du das Gemüth zur Andacht! Hier ist die Gegenwart des Allmächtigen, sein Odem umwehet mich, die Schauer der Anbetung ergreifen den ahnenden Geist. Wie groß sind seine Werke, und doch ist dieß nur ein kleiner Theil seiner Welt, die selbst nur ein schwacher Abglanz seiner Herrlichkeit! In Menschengestalt erschien sein Ebenbild; er, der Himmel und Erde erfüllt, barg seine Herrlichkeit

lichkeit in die zerbrechliche Hülle der menschlichen Natur. Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und der Menschensohn, daß du auf ihn siehest!“

„Das Thal von Lauterbrunn ist sehr schön, aber der Staubbach hat meine Erwartung nicht befriedigt. Für die Höhe und Mächtigkeit der Felswand, von welcher er herabstürzt, ist seine Wassermasse zu gering, und darum ist das Spiel, welches die Winde mit dem Wasserstaube treiben, zwar unterhaltend, aber nicht bedeutend und schön. Es fehlt darin, wenn ich so sagen soll, der Charakter. Der Schleierfall bei Gastein im Salzburgischen behauptet bei aller Mannichfaltigkeit seiner Gestalt immer die Grundform, welche sein Name andeutet; der milchweiße Schleier, mit welchem er die Felswand bedeckt, erscheint bald in diesem, bald in jenem Faltenwurf, aber immer ist es doch ein Schleier. Es gibt eine Beweglichkeit, welche dazu dienet, die inwohnende Schönheit zu entwickeln, das eigenthümliche Wesen in verschiedenem Lichte zu zeigen; dagegen kann die Wandelbarkeit, in welcher die Eigenthümlichkeit verloren geht, weder Achtung noch Wohlgefallen zu Wege bringen.“

„Den Brienzer See muß man des

Abends

Abends sehen nach Sonnenuntergang; von der Seite, wo die Aar einfließt, von wo man die ganze Länge desselben übersieht. Rechts vor Brienz steht die hohe Bergwand des Brienzergrates dunkel über dem im letzten Abendroth schimmernden See, und hinten schließen die Berge bei Interlaken und Unterseen, in röthlich blauen Duft gehüllt, mit ihren scharfen Umrissen, die Aussicht. Welche liebliche Ruhe ist über die Landschaft verbreitet, welche Größe und Milde in Einklang! Aber siehe dich nicht um in der Nähe! das Ufer ist hier sumpfig, dort von einem wilden Gießbach verheert und mit Gerölle überführt. Ach! daß das Schöne im Leben uns so oft in der Ferne, in der Erinnerung oder Hoffnung, erscheint! Aus leerer und kalter Umgebung strecken wir die Arme der Sehnsucht nach dem fernher schimmernden Glück. Ich habe einst ein Gemälde von diesem See gesehen, welches den lieblichsten Vordergrund an der Stelle zeigte, wo in der Wirklichkeit nichts anzieht und erfreut — ein Haus mit Reben geziert, an welchem ein Bach in den See fällt, worin eine Ziegenheerde getränkt wird. Ich gönne dem Künstler die Freiheit der Dichtung: Wohl dem, der sie auch in seinem Leben walten, und sich durch sie das Oede und Gemeine beleben und veredeln läßt!“

Neunzehntes Kapitel.

Während sich die drei Freunde noch ein Paar Tage mit einander in Zürich aufhielten, wurde durch die Bemerkung Walthers, daß ihr zufälliges Zusammentreffen in der Schweiz ohne vorherige Verabredung wunderbar sey, ein Gespräch über die Vorsehung veranlaßt, das wir noch mittheilen wollen. Walther dachte sich die göttliche Vorsehung ohngefähr wie die Leitung eines väterlichen Erziehers, der nicht nur jeden Umstand zur Bildung und Besserung seines Pfleglings benutze, sondern ihn auch in solche Umstände und Lagen bringe, welche zu seinem Wohl dienlich seyen; er hatte davon eine zu menschliche Vorstellung, und es schien sich in dieselbe etwas Selbstsucht zu mischen.

Ich weiß nicht, sagte Theodor, ob ich Deine Ansicht ganz theilen kann. Ich gestehe, ich habe sogar eine Art von Vorurtheil gegen das

in

in unserer Zeit zu häufig gebrauchte und fast gemißbrauchte Wort Vorsehung; darin habe ich Unrecht, denn das Wort und der damit verbundene Begriff sind für den Glauben unentbehrlich; aber ich kann mich doch mit dem Mißbrauch entschuldigen.

Ich errathe, erwiederte Walther, worauf sich Dein Vorurtheil gründet. Man hat in neuerer Zeit die concreten Bezeichnungen des höchsten Wesens: Gott, Herr, Vater, durch eine gewisse Hinneigung zum Atheismus vermieden, und sich lieber mit den abstracten Begriffen Vorsehung u. dergl. beholfen. Aber ich brauche Dich wohl nicht zu versichern, daß ich von diesem Irrthum fern bin.

„Das ist das Eine; ein Anderes aber geht Dich auch mit an: darüber will ich mich erklären. — Der freudige vertrauensvolle Glaube an die Vorsehung ist ein Gewinn, den wir dem Christenthum zu verdanken haben. Die Heiden hatten dafür die dumpfe Scheu vor dem Schicksal und seiner unabwendbaren Nothwendigkeit. Zum Begriff der Vorsehung gehört erstens die Vorstellung einer bewußten zweckmäßigen Leitung im Gegensatz der blinden Unbewußtheit des Schicksals. Gott ist ein Geist, und ein geistiges Handeln können wir uns nicht

zwecklos denken. Der Stein wird durch seine Schwere herabgerissen, und zerschmettert das Haupt eines Menschen. Die Wirkung des Steins ist unbewußt zwecklos; aber nicht so denken wir uns die Fügung der Vorsehung. Allein hierbei dürfen wir nicht vergessen, daß alle auch die geistigsten Vorstellungen, die wir von Gott fassen mögen, eine Beimischung des Menschlichen haben. Gott ist ein Geist, aber nicht endlich und sinnlich beschränkt, wie der unsrige. Demnach müssen wir uns hüten, ihm unsere Absichten und Berechnungen unterzulegen, und hierin scheint man heutzutage sehr zu fehlen. Die sinnlich anschaulichen Vorstellungen von Gottes Persönlichkeit hat das denkende verständige Zeitalter aufgegeben: dafür hat es sich ein Begriffswesen aus lauter Gesetzen, Absichten und Planen zusammengesetzt, das mir nicht viel besser als ein aus Holz geschnitzter Götze zu seyn scheint."

„„Du übertreibst einmal wieder. Je geistiger wir uns Gott denken, desto näher kommen wir der wahren Vorstellung.""

„Das ist nicht so unbedingt wahr. Sind die Menschen selbst sehr geistig ausgebildet, so ist es natürlich, daß sie sich Gott auch geistig denken; und doch kann dabei dasjenige fehlen,

was

was das Wesentliche im Gottesglauben ist, ich meine die Ahnung eines unerreichbar, unbegreiflich Höheren, dem wir uns demüthig unterwerfen. Ist der Mensch zu einem hohen Grad von Bewußtseyn gelangt, dann reicht es nicht mehr hin, Gott als ein menschlich bewußtes Wesen zu denken. So wie wir uns unsern Zustand nach dem Tode höher als unser jetziges geistiges Leben denken müssen: so haben wir uns auch Gott als einen Geist zu denken, der in einem Lichte des Bewußtseyns lebt, vor welchem unser Bewußtseyn, wie der Schimmer irdischer Stoffe vor dem Sonnenlicht, erbleicht. Alle die Verhältnisse von Vergangenheit und Zukunft, Ganzem und Theilen, Mittel und Zweck, Ursach und Wirkung, in welchen unser Bewußtseyn und unsere Weisheit sich bewegt, sind für Gott nicht da: mithin könnte man sich Gott vielleicht schicklicher als unbewußt denken, in jener Unbewußtheit, welche unsern erhabensten Stimmungen, der Begeisterung und Andacht, eigen ist, in welchen uns ebenfalls die irdischen Verhältnisse verschwinden.“

„„Daß Du uns nur nicht das große Thier des All und Einen an die Stelle Gottes schiebst!““

„Auch in dieser Hinsicht glaube ich, daß

uns

uns der Pantheismus selbst in seinen Verirrungen in neuerer Zeit zum Gegengift gedient hat; und Schellings Naturphilosophie namentlich hat uns den Dienst geleistet, anstatt der verständigen Menschenverähnlichung Gottes ein lebendiges Bild des in der Natur wirksamen Gottes gegeben zu haben.“

„„Es mag seyn, daß man in der Ausdeutung des Ganges der Vorsehung oft zu bestimmt verfährt; Du scheinst mir aber auch wieder auf der andern Seite zu weit zu gehen. Hat uns nicht die Schrift den göttlichen Erlösungsplan klar enthüllt, nach welchem schon im Anfang der endliche Zweck bedingt war und sogar verheißen wurde? Was aber im Großen geschah, kann auch im Kleinen geschehen.““

„Daß in den heiligen Büchern sehr viel menschliche Vorstellungen von Gott herrschen, ist von jeher von den frömmsten Theologen anerkannt worden; und man hat sie nur zu häufig im wörtlichen und eigentlichen Sinne genommen. Aber noch einen wichtigen Fehler hat man dabei begangen, welcher die richtige Ansicht hinderte, nämlich daß man die göttliche oder übernatürliche Wirksamkeit zu sehr von der menschlich natürlichen trennte. Doch davon

nachher: jetzt laß mich in der Entwickelung meiner Idee der göttlichen Vorsehung fortfahren."

„Als ersten Bestandtheil des Begriffs der Vorsehung nannte ich die Vorstellung einer bewußten zweckmäßigen Leitung; der zweite, der in dem Begriff der Zweckmäßigkeit schon mit eingeschlossen liegt, ist der Glaube an die Liebe Gottes, welcher nur das Heil seiner Geschöpfe will, im Gegensatz der liebelosen Härte des heidnischen Schicksals. Dieser Glaube ist aber nur dann der wahre, wenn wir uns die Idee der göttlichen Liebe nicht durch menschlichen Eigennutz verunreinigen, ihr nicht unsere irdischen Wünsche leihen. Der wahre Geist dieses Glaubens ist die Ergebung in den Willen Gottes, in welcher wir beten: nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe. Wenn uns nun das Vertrauen zur göttlichen Liebe Muth verleiht bei allen unsern Bestrebungen, welche unser Gewissen billigt: so müssen wir uns kraft jener Ergebung immer auf die Vereitelung derselben gefaßt halten; denn unsere Wege sind nicht Gottes Wege. Vorzüglich bedürfen wir dieser Ergebung bei unsern irdischen Angelegenheiten. Die Erhaltung unsers Lebens und des Lebens unserer Lieben, das Gedeihen unseres häuslichen Glücks, unserer Berufsthätigkeit und

was

was zu unserm irdischen Wohl gehört, dürfen wir angelegentlich wünschen und mit Vertrauen hoffen: aber die Vorsehung kann die Vereitelung dieser Wünsche eben so gut beschlossen haben, als die Erfüllung derselben; denn unser ewiges Heil hängt nicht davon ab, und auch in Schmerz und Kummer bleibt uns noch genug Ursache übrig, der göttlichen Gnade zu danken. Darf wohl der Krieger, der in den Kampf geht, sich in anmaßlichem Vertrauen einbilden: die Vorsehung werde, während um und neben ihm der Tod wüthet, ihn allein vor der Gefahr schützen? Gleichwohl soll er bei der ergebenen Fassung auf die Möglichkeit seines Falls den frohen Muth bewahren, mit welchem er die Gefahr verachtet. Mir aber scheint, als ob man den Glauben an die Vorsehung zu selten mit dieser Ergebung paare, und nur dazu gebrauche, Hoffnungen zu nähren. Es scheint mir damit derselbe Mißbrauch, wie mit dem Glauben an die Unsterblichkeit, getrieben zu werden, den Viele nur als Trostmittel ihrer irdischen Selbstsucht gebrauchen."

Ich bin der Meinung, sagte Otto, der bisher stillschweigend zugehört hatte; der Mensch soll, wenn er vorwärts sieht, vorzüglich daran denken,

denken, was er selbst zu thun, wie er die Umstände zu benutzen hat, und allenfalls hinterher mit Dank oder Ergebung das Werk des Schicksals verehren.

Ganz recht! erwiederte Theodor; auch dieses Verhältniß der menschlichen Selbstthätigkeit zur höhern Nothwendigkeit, der er sich leidend zu unterwerfen hat, müssen wir noch betrachten. Der Mensch ist zwischen das Zufällige gestellt, um zu wählen; ist ihm nun die freie Wahl gelassen, so frage er sein Gewissen, ermesse seine Kraft, und wähle, was ihm das Beste scheint. Er vertraue der Kraft des guten Willens, in welchem er handelt, denn das Gute ist mächtig und führt den Sieg mit sich; nicht aber hoffe er auf die Herbeiführung günstiger Zufälle, wodurch ihm sein Thun gelinge. Freilich wird ihm nicht immer die freie Wahl gelassen, der Sturm des Schicksals schleudert ihn wohl an einen Ort, den er nicht selbst würde gewählt haben. Dann erkenne er demüthig seine Abhängigkeit, füge sich in das Unvermeidliche, und raffe sich schnell wieder zur Selbstthätigkeit empor; und bliebe ihm auch weiter nichts zu thun übrig, als sich über die ihm aufgelegte Nothwendigkeit mit Freiheit zu

erhe-

erheben. Der Spruch: „denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“ enthält alles, was darüber gesagt werden kann. Aber auch den Untergang wird der Fromme als zu seinem Besten dienend betrachten, denn er sucht nur sein ewiges Bestes.

Ich glaube, sagte Otto, das Sprüchwort hat nicht Unrecht, daß jeder Mensch seines Glückes Schmidt sey.

Das Menschenleben, erwiederte Theodor, ist ein Erzeugniß der Kraft, welche jedem Menschen verliehen ist, und der Umstände, in welche ihn das Schicksal stellt. Letztere sind als der Stoff zu betrachten, den sein Geist zu bearbeiten hat; und in wie fern der Schmidt das Eisen, das er bearbeitet, nicht selbst hervorbringt, ist die Vergleichung ganz passend. Das Leben eines Menschen wird immer die Form oder Farbe seines Geistes an sich tragen, und sein Charakter wird sich darin spiegeln.

Du vergissest, wandte Walther ein, daß das Schicksal selbst zur Bildung des Geistes eines jeden Menschen beiträgt; er ist der Thon in der Hand des Töpfers.

„Dieß widerspricht meiner Behauptung gar nicht; denn es gibt keine Bildung ohne Selbstthätige

thätigkeit. Für den Selbstthätigen allein wird das Schicksal anregend, erweckend, läuternd.“

„„Willst Du auch so die Geschichte der göttlichen Offenbarung betrachten? In geistige Ohnmacht versunken, war der Mensch nicht im Stande, sich selbst zu helfen; die göttliche Gnade erbarmte sich sein, und zog ihn aus dem Abgrund.““

„Verstehst Du so wenig die Bedeutung der Gottmenschheit Christi? Wie in ihm, durch welchen das Erlösungswerk vollbracht wurde, Gottheit und Menschheit unauflöslich verknüpft sind: so sind auch die sehnsüchtigen Bestrebungen der Menschen nach dem Heil, welche die vorchristliche Geschichte zeigt, mit den göttlichen Hülfleistungen innig verwachsen. Der göttliche Logos war vom Anfang an, noch ehe er im Fleisch erschien, in der Menschheit thätig, und auch da schon mit ihr innig verknüpft; göttliche und menschliche Vernunft wirkten zusammen, wie die Sonne und die Erde zusammenwirken, um Leben auf dem Erdboden zu erzeugen.“

„„Eine nagelneue Lehre: eine Menschwerdung Christi vor seiner Menschwerdung!““

„Daß der Geist Christi oder der Logos

von

vor seiner Einfleischung in der Menschengeschichte thätig gewesen, ist eine alte, und selbst biblische Lehre; daß aber das Göttliche mit dem Menschlichen, das Uebernatürliche mit dem Natürlichen innig verbunden sey, ist eine Wahrheit, die ebenfalls anerkannt ist. Mußt Du Dir nicht Gott eben so wohl in als über der Welt denken? wohnt nicht ein göttlicher Funke in jedes Menschen Brust? — Zuletzt will ich Dir freilich zugeben, daß Gott alles in allem sey, und alles wirke; denn er schafft die Kräfte, mit welchen die Menschen handeln, und sie selbst sind nichts als sein Werk. Aber überblicke die Geschichte der Völker, ob sie nicht als die Entwickelung des Wesens und Charakters derselben erscheint. Was z. B. die Griechen gethan und gelitten, das sind sie selbst; so wie die Pflanze mit ihren Zweigen, Blättern und Blüthen, eben sie selbst ist."

„„Gut; aber nimm ihr das Sonnenlicht und die Nahrung des Bodens, so wird sie sich oben nicht entwickeln.""

„Ja, Gott gebührt allein die Ehre; was ist, das ist durch ihn. In der Abhängigkeit und Selbstthätigkeit des Menschen wirkt er allein: so erscheint es auf dem höchsten Stand-

punkt der Weltansicht. So lange man aber die Freiheit des Menschen von der Nothwendigkeit des Schicksals unterscheidet, und den Kampf zwischen beiden im Auge hat, lasse man die eine nicht in die andere aufgehen, leugne weder die Abhängigkeit des Menschen, noch seine Selbstthätigkeit, und erhalte sich eben sowohl die Demuth als das Vertrauen."

Zwanzigstes Kapitel.

Walther schied nunmehr von Theodor und Otto, und setzte seine Reise tiefer in die Schweitz fort: diese beiden aber gingen nach Deutschland zurück. Sie nahmen den Weg über Straßburg, und besuchten den dortigen berühmten Münster. Auf Theodor machte dieses große Kunstwerk einen außerordentlichen Eindruck, und er schrieb darüber folgenden Aufsatz nieder, den wir hier einschalten wollen.*)

Der Straßburger Münster.

Ich habe es gesehen, dieses Wunder der christlichen Welt, das Meisterstück der Kunst, das Werk der Geisteskühnheit und Glaubensgluth, das Denkmal einer großen untergegangenen Zeit; und meine Seele war von einer nie

*) Dieser Aufsatz ist früher abgedruckt in den Erheiterungen 1822, 2tes Stück.

nie empfundenen Gewalt ergriffen und festgehalten; ich war im Anschauen verloren, und trunken von Entzücken. Ich stieg hinan, und nicht ohne Bangen und Beschwerde. Der Blick von der Neben-Gallerie, über die man zu gehen hat, hinab auf die Kirche, auf die Stadt, machte mich schon schwindeln; und nun stand ich auf der viel höheren Platteforme, von welcher man die ganze Stadt und das ganze große Rheinthal von den Vogesen bis hinüber nach den badischen Gebirgen übersieht. Die Aussicht zog mich wenig an, der Thurm selbst hielt mich gefesselt. Ich überwand den Schwindel, und sah hinab auf die Fülle der aufstrebenden Pfeiler und Säulen mit den dazwischen gestellten Bildwerken, ging bald auf diese bald auf jene Seite, und betrachtete bald dieses bald jenes Stück des reichen Baues. Und nun zog der von der Platteforme sich erhebende Thurm die Blicke auf sich: leicht und kühn, wie die Flamme des Feuers, schwingt er sich empor und reißt den Geist mit sich in die Höhe; ein unwiderstehliches Verlangen zieht mich hin, ihn zu besteigen. Die Treppen sind schmal; die Durchsicht, welche überall gestattet ist, macht mich zagen; aber ich strebe hinauf, und nun stehe ich oben über den vier sogenann-

ten Schnecken, welche eine Gallerie verbindet, die um den Thurm herumführet, und einen noch viel höheren Standpunkt, als die Platteforme, gewährt. Hinabzusehen erregt beinahe Grausen, und um es zu vermeiden, beschäftigt man sich lieber mit der Betrachtung der wunderbaren Bauart des Thurms. Schon bis zur Platteforme ist er gewissermaßen aus einzelnen Säulen zusammengesetzt, gleichwie eine Gruppe von Krystallen, welche nicht neben einander lose aufgeschossen, sondern innerlich verbunden sind. An mehreren Punkten ist er von Fenstern durchbrochen und durchsichtig; aus den Eckſäulen schießen kleinere Säulen hervor, die, vom angemessenen Standpunkt aus gesehen, sich frei stehend zeigen; alle Flächen sind mit Säulen, Pfeilern, Nischen und Standbildern verziert, und die Portale eben so aus mannichfaltigen Bestandtheilen zusammengewoben. Aber von der Platteforme an ist der ganze Thurm aus Säulen und Bändern geflochten, die durch eiserne Stäbe und Klammern verbunden sind. Die vier Schnecken, in welchen sich die Treppen hinanwinden, bilden vier große Säulen, welche, oben durch eine Gallerie wie durch einen Kranz verbunden, den kühnen Bau halten; zwischen ihnen

erhebt

erhebt sich der schlanke Leib des Thurms, von vier Fenstern durchbrochen, welche drei Viertheile der Höhe einnehmen, deren Wölbungen sich oben in einen zierlichen Kranz verschlingen, über welchem wieder vier kleinere Fenster sich wölben. Die Kühnheit und Leichtigkeit des Baues erregt zugleich Zagen und Vertrauen; man glaubt nicht in der Höhe zu stehen, sondern emporgehalten zu schweben; aber man fühlt sich sicher in den Händen der kühnen Gewalt, die einen emporhält, weil sich mit ihr Sorgfalt und Klugheit verbinden. Der Sturm bewegt den schlanken leichten Bau, aber er kann ihn nicht erschüttern; der Blitz, vom Eisen angezogen, schlägt jährlich mehrmals in den Thurm, aber er kann nichts mehr thun, als hier und da einen Stein lockern. Die Sorgfalt des Baumeisters ist auf diejenigen übergegangen, denen die Erhaltung des Thurms anvertraut ist; man bemerkt mehrere neue Steine, welche mit Genauigkeit eingefügt sind; und vernimmt, daß täglich mehrere Steinmetzen beschäftigt sind, für die Ausbesserung Vorrath an Werkstücken zu arbeiten; und so ergänzt sich das Riesengewächs von Jahr zu Jahr, und die abgeworfenen Blätter und Zweige ersetzen sich ihm immerfort.

Man

Man lest eine Inschrift am Thurm, welche sagt: daß vor langer Zeit ein Erdbeben ihn dermaßen erschüttert habe, daß das Wasser aus dem offenen Behälter viele Fuß hoch in die Höhe geschleudert worden, er selbst aber unbeschädigt geblieben sey. Welch ein Beweis der Richtigkeit und Unzerstörlichkeit des Baues! Wie genau abgemessen und eingefügt muß jeder Stein seyn, daß sich in die ungeheuere Zusammensetzung auch nicht die kleinste Ungleichheit und Schiefheit eingeschlichen hat! In vollkommenem Ebenmaaß trägt eins das Andere, und das Obere ruht so fest und sicher, wie das Untere. Hier zeigt sich die große Macht des menschlichen Geistes, wenn ihn der Glaube stärkt und erleuchtet. Er kann Berge versetzen und aufthürmen, und mit seinen Werken der alles zerstörenden Gewalt der Natur trotzen. Felsen verwittern und Berge stürzen ein; denn, hingegeben in träger blinder Ruhe allen Einflüssen von außen, wissen sie sich nicht zu schützen: aber der menschliche Geist, dem der freie klare Blick in sich selbst und in die Gesetze der Natur verliehen ist, kennt die Gewalt, welcher seine Werke erliegen können; und entzieht sie ihr klüglich, oder ersetzt den Schaden, den sie ihnen zugefügt. Die Alpen drohen den Einsturz, und

haben schon manches Thal unter ihren Trümmern begraben: aber dieser Münster wird so lange stehen, als Menschen unter ihm wohnen und ihn stehen lassen wollen; als sie ihre Liebe und Sorgfalt nicht von ihm abziehen, und dem hohen Geiste, der ihn gegründet hat, nicht untreu werden. Ruhig mag die edle Stadt Straßburg unter diesem Riesenwerke wohnen, wenn sie die ihr anvertraute Sorge für seine Erhaltung nicht erschlaffen läßt; aber zürnend wird es sie zerschmettern, und das Werk des Glaubens und der Begeisterung wird ein Werkzeug des göttlichen Strafgerichts werden, wenn die Enkel dem Sinne der Ahnen nicht treu bleiben, und verachten, was sie zur Ehre Gottes mit heiligem Eifer gestiftet haben.

So geht alle menschliche Herrlichkeit unter durch die Schuld der Menschen, und was frühere Geschlechter beglückt und erfreuet hat, wird das Verderben der späteren, welche der alte Geist der Treue und Redlichkeit verlassen hat. Thronen, durch Tapferkeit und Weisheit gegründet, werden durch Feigheit, Tücke und Blindheit nach und nach untergraben, und stürzen ein zum Verderben von Millionen; Ordnungen und Sitten, vom Geist, der sie gestiftet,

ver-

verlassen, verwirren und vergiften das Leben der Völker; und selbst die Heiligthümer und Denkmäler des frommen Glaubens werden zu verderblichen Götzen und Gräueln, wenn der menschliche Geist sie nicht stets verjüngend und belebend erhält.

Der Thürmer erzählte mir, daß die Jakobiner zur Zeit ihrer Herrschaft ernstlich daran gedacht, den Thurm abzutragen, und auch schon mehrere Bildwerke davon weggenommen hätten, die nicht alle wieder ersetzt seyen. Der alles überragende Thurm habe ihnen des Gesetzes der Gleichheit zu spotten geschienen; und wie im Staate kein König und kein Adel über den Bürger, so habe dieser Thurm nicht über die Häuser der Stadt sich kühn und stolz erheben sollen. Welch ein unseliges Mißverständniß, welche armselige Flachheit des Geistes! Was in solcher Herrlichkeit sich erhebt, wie dieser Münster, das kann den Menschen nicht demüthigen und niederdrücken; vielmehr als ein Werk der Geistesfreiheit und Seelengröße zieht es alle, die es mit gleichgestimmten Gemüth betrachten, mit sich empor, und theilt ihnen seine Herrlichkeit mit. Nie habe ich mich größer gefühlt, als indem ich den hohen Gedanken,

der

der dieses Werk geboren, mitdenken, und der Einbildungskraft des Künstlers nachfliegen konnte. So zieht alle wahre Größe mit sich empor, anstatt niederzudrücken. Der Herrscher, auf die Höhe gestellt, wohin kein Streit niederes Eigennutzes und engherziger Partheilichkeit dringt, die heilige Ruhe des Rechts und Friedens bewahrend, und mit klarem Blick das Schicksal von Millionen lenkend: er wirkt nicht wie eine drückende Last auf die niedere Menge, sondern wie ein ruhig leuchtendes Gestirn, nach dem sich alle Blicke hinrichten, zu dem sich alle Gemüther vertrauens, und ehrfurchtsvoll erheben; und in diesem Gefühl werden sich Alle ihrer eigenen Erhabenheit bewußt, und werden inne, daß ihr Herz für die Ordnung, das Recht, den Frieden, für das Heil des Vaterlandes, schlägt, wenn es nicht von niedern Leidenschaften bewegt ist. Die Großen und Edeln des Volks, in ihrer wahren Größe und ihrem wahren Adel, treten nicht lastend auf das Volk, das ihnen gehorcht und folgt: sondern leuchten ihm vor als Vorbilder der Bürgertugend und Vaterlandsliebe; und zeigen an ihrem Beispiel, was der Geist des Volkes in seinen Ausgezeichneten vermag, wie er sich verklärt und verherrlicht im günstigen Sonnenschein der obern

Region, wohin sie gestellt sind; ein jeder, wie tief er auch stehe, fühlt sich in ihnen mit erhoben, denn der gleiche Sinn der Vaterlandsliebe, der Ehre, der Tapferkeit, beseelt ihn, wie sie, und nur die Gaben und die Verhältnisse sind verschieden. So hat die höchste menschlich göttliche Herrlichkeit, die im Erlöser erschienen ist, die Menschheit zu sich emporgezogen und mit sich verklärt; alle, die ihm gläubig und vertrauend anhangen, dürfen zu ihm aufstreben; der erstgeborne Sohn Gottes will, daß wir Alle Gottes Söhne werden, und wir werden es, wenn wir unsere Herzen zu seiner Höhe erheben. Wer nichts Hohes über sich erkennt, ist selbst der niedrigste; wer sich aber demüthigt, der wird erhoben.

Es gibt eine falsche Größe und Höhe, in welcher sich das in sich Niedrige, die Eigensucht, die Anmaßung, die Lieblosigkeit verherrlichen will; die darin ihre Erhabenheit sucht, daß sie alles andere um sich her niederbeugt und zermalmt, und nur sich selbst erhebt. Was sich erhebt, erhebe sich zur Ehre Gottes, aus Liebe des Nächsten. Wozu erhebt sich dieser Thurm so hoch über alle Gebäude der Stadt, und überragt Alles weit und breit? Nicht um

die Größe und Pracht irgend eines Menschen zu verkünden, und dessen eigensüchtigem Stolze zu schmeicheln; nicht um irgend einem niedern besondern Zwecke des menschlichen Lebens zu dienen, sondern zur Ehre Gottes und zu seinem heiligen Dienste. Den Dom zierend, in welchem die Lobgesänge des Allmächtigen ertönen, erhebt er sich jubelnd als ein beständiger Hymnus, als die Flamme des täglichen Rauchopfers, welches die Gemeine Gott darbringt; er trägt die Glocken, welche zum Gottesdienst rufen, und auf seiner höchsten Spitze das zum Sterne verklärte Kreuz des Erlösers. Die unfromme gemeine Ansicht, welche dieses heilige Gebäude zum Fußgestell eines Telegraphen benutzt hat, ist doch nicht im Stande gewesen, den Thurm dadurch zu entweihen, und hat sich mit der Kuppel des Doms begnügen müssen; der Thurm steht hoch oben frei und stolz, und spottet des niedern menschlichen Treibens.

Mit Sehnsucht, aber ohne Muth, blicke ich hinauf zum dritten Stockwerk des Thurmes, welches, sich schnell verjüngend, stufenähnlich emporsteigt. Die Thüre zur Treppe ist verschlossen, und man darf sie nur mit Erlaubniß des Maires öffnen; ein bequemer Vorwand für

die

die Zaghaftigkeit. Ich steige wieder herunter zur Platteforme, und umgehe die Brustwehr mit verdoppeltem Vergnügen; denn die Scheu ist nun verschwunden, da ich viel höher gestanden habe. Ich steige endlich herab, und umgehe unten das herrliche Gebäude: indem ich bald näher tretend einzelne Theile, wie das mittlere herrliche Portal mit der schönen Sonne aus buntgemahlten Scheiben, bald wieder zurücktretend das Ganze betrachte. Der Dom verräth in seinem Kreuze den Ursprung aus einer ältern Zeit, der Zeit Karls des Großen; die Bauart ist von der des übrigen Gebäudes und des Thurmes verschieden, und am Fuße sind Hallen von jüngerer Bauart angebracht. Das Ganze ist großartig und prächtig. Auch das Innere ist des Aeußern würdig; starke Säulen tragen das hohe Gewölbe, und der magische Schein der schön gemalten Fenster, besonders der Sonne über dem Portal, verbreitet eine heilige Dämmerung. Doch schien mir der Dom nicht, wie der Thurm, das Gepräge des Außerordentlichen zu tragen, und kam mir für seine Breite zu kurz vor. Der weit schmalere, aber verhältnißmäßig längere Dom in Meißen hat auf mich einen mehr harmonischen und befriedigenden Eindruck gemacht.

mächt.*) Die unterirdische Kirche, welche man mir zeigte, konnte meine Aufmerksamkeit noch weniger auf sich ziehn, so merkwürdig sie auch an sich durch ihr Alter seyn mag. Ich eilte hinaus, um wieder den Thurm zu sehen, und sah ihn und konnte mich nicht satt an ihm sehen. Wo ich in einer Straße der Stadt ihn zu Gesicht bekommen konnte, stand ich still, und sah ihn an. Wie das Auge des Liebenden den Blick der Geliebten sucht, so suchte ich diesen Gegenstand meiner höchsten Lust und Bewunderung. Ich wollte, ich hätte in Straßburg sonst nichts gefunden, was mich beschäftigte und meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, um nur den Thurm zu sehen.

Die nächste freie Stunde benutzte ich, um ihn zum zweiten Male zu besteigen. Viel leichter ward mir es jetzt, und ich war oben über den Schnecken, ohne zu wissen, wie. Es war, als wenn der kühne Geist des Baumeisters mich beseelte, und mir Lust und Kraft zum Steigen einflößte. Ich war schon ganz einheimisch geworden, und alle Zaghaftigkeit schien gewichen

zu

*) Auch das Innere der Kirche in Freiburg gewährt einen erhabneren und harmonischern Eindruck, wozu der hochgewölbte im gleichen Styl erbaute Chor wohl am meisten beiträgt.

zu seyn. Der Thürmer, der Zutrauen zu mir gefaßt hatte, öffnete mir ohne Erlaubniß die Thüre, welche in die Spitze des Thurms hinauf führt, und ich machte mich ohne meinen Begleiter, der unten blieb, auf den Weg. Ich stieg bis zur Hälfte hinauf, da kehrte ich, von der Unbequemlichkeit und Steilheit der engen Treppe abgeschreckt, zurück. Es that mir leid, als ich herunterkam, und thut mir noch leid. So durchsichtig und luftig die Treppe ist, so hat sie doch keine Gefahr, und meine Furcht war eitel. Welch ein Entzücken, oben zu stehen unter der Krone, wo der Baumeister im stolzen Gefühl der Vollendung des großen Werks gestanden hat, und diesen Triumph im Geiste mit ihm zu feiern!

Ich stehe wieder unten, schauend und sinnend. Was ists, was solche Gewalt auf meinen Geist ausübt? Worin liegt der Zauber, der mich gefangen hält? Ich kenne die meisten der großen Dichtwerke, in welchen der menschliche Geist seine Erhabenheit und Schöpferkraft offenbart hat, und ich glaube ihren Geist gefaßt zu haben. Aber keines hat so mit Einem Schlage mein Gemüth getroffen, und in solcher lichtvollen Bestimmtheit und mit solcher siegenden Gewalt sein Wesen und seine Bedeu-

tung

rung kund gethan. Aus dem Geist in geistiger Gestalt geboren, schwebt und schwankt die Dichtung vor der Betrachtung, welche leicht zerstreut und zerstört, und sich an Einzelnes anstatt an das Ganze zu halten versucht wird. Hier ist der Geist mit seiner freiesten Kraft und reichsten Fülle in den körperlichen Stoff bildend eingegangen, und hat sich eine Gestalt geschaffen, welche den Sinn des Auges in strenger Begränzung erfüllt, und so den Geist sicher ergreift und fest hält. Ich habe manche Meisterwerke der Bildnerei und Maleret gesehen, und ihre Schönheit empfunden. Ich habe das Bild Christi gesehen, welches die ganze Hoheit und Majestät des Gottes mit dem treuen wahrhaften Leben des Menschen vereinigt darstellt; ich habe das Bild der Maria in der ganzen Verklärung der schönen Weiblichkeit gesehen; ich habe im Anschauen dieser Meisterstücke des Pinsels eine Erhebung und Andacht, ein Entzücken über alle Vergleichung empfunden: aber der Eindruck war nicht so augenblicklich, nicht so entschieden und unwiderstehlich; ich mußte sinnen, betrachten, nachfühlen, nachschaffen; es war ein geistiges Anschauen, beinahe wie bei einem Gedicht. Herrlichkeiten der Natur sind vor meinem Blick vorüber ge-

gangen, welche in ihrer Art einzig genannt werden. Ich will nicht den Rheinfall, nicht die Gletscher von Grindelwald anführen, welche groß und herrlich sind, aber doch nicht den Grad von Erhabenheit erreichen, den ich dem Straßburger Münster zuschreibe. Das größte, was ich in der Natur gesehen, ist die Aussicht vom Rigi; und wenn ich diesen zur Vergleichung stelle, so hat der Münster einen schweren Wettstreit. Wie kann sich das Werk von Menschenhänden mit dem Wunder der Schöpfung vergleichen? Schon der Rigi allein in seiner lieblichen Größe, mit seinen grünen Triften und den anmuthigen Umgebungen von Seen und Städten, würde dem Münster den Rang ablaufen; zur winzigen Kleinheit aber schrumpft dieser zusammen vor jener ungeheuren Umthürmung von Schneebergen, welche den Rigi von Nordost bis Südwest umziehen. Größer war unstreitig das Gefühl, das mich auf diesem Berge ergriff; es war das Hochgefühl des Gedankens an die Größe des Schöpfers, der Schauer der Ehrfurcht vor dem Allmächtigen. Aber wie immer die Kunst den Vortheil der bestimmten Begränzung vor der Natur hat, so schien mir auch die Größe jenes Naturschauspiels zu unermessen und ungeheuer; meine Seele war über-

füllt und der empfangene Eindruck unfaßbar. Und noch einen Vorzug theile ich dem Kunstwerke vor dem Naturschauspiel zu: daß es als Menschenwerk das Gepräge des menschlichen Geistes trägt, des menschlichen Gedankens und Gefühls Zeichen ist, und uns deßwegen wärmer und freundlicher berührt. Der Geist der Schönheit und des Lebens ist ein und derselbe in der Natur und Kunst, im Menschen und allen übrigen Geschöpfen; selbst die großen Massen der Gebirge, obschon von der blinden Kraft der Anziehung zusammengeballt, sind Werk und Zeugniß des Geistes, der aus uns athmet. Aber wie das menschliche Antlitz uns befreundeter ist, und deutlicher zu uns spricht, als die schöne Blume, die schöne Landschaft: so steht uns auch das Kunstwerk näher als die Natur. In ihm fühlen wir dem schaffenden Geiste des Künstlers nach, er ist uns Mittler der göttlichen Offenbarung, Deuter der göttlichen Geheimnisse. Das Kunstwerk gehört der Geschichte, der wir unser geistiges Daseyn verdanken; und so gehört der Münster der Geschichte der christlichen Kirche und wurzelt auf dem Boden der sittlichen Freiheit und Erlösung. Der Erbauer war ein gläubiger Christ, und fühlte und lebte, wie alle wahre Christen fühlen und leben sollen;

len; er war unser Bruder im Geist, mit brüderlicher Stimme spricht er zu uns und verkündet uns, was der Geist ihm eingab, der auch uns beseelt. Hochgefühl schwellt meine Brust, wenn ich dein Werk sehe, großer Erwin! aber von Liebe entbrennt zugleich mein Herz gegen dich. Ich möchte vor dir niederknieen, aber du ergreifst freundlich meine Hand, und ich wage es, dich in meine Arme zu schließen; denn mir und allen Christen zu Liebe hast du gelebt und gewirkt und dieses Wundergebäu aufgerichtet!

Alle Kunst steht im Dienste des Glaubens und der Frömmigkeit, und nur in ihrer Entartung sagt sie sich davon los. Die heidnische Kunst trägt das Gepräge der heidnischen Religion, die christliche der christlichen. Der Münster von Straßburg ist ganz ein Werk des christlichen Geistes; und wäre die christliche Kirche untergegangen, alle christliche Geschichte vergessen, und die heilige Schrift verloren: dieses Bauwerk würde als Hieroglyphe dem deutenden Frommen verkünden, was das Christenthum gewesen. Die griechische Bauart mit ihren schlanken zierlichen Säulen, ihren klaren leichten Maaßen, ihren platten Dächern und nie-

örigen Giebeln, in ihrer sanften ruhigen Schönheit, ohne Kühnheit und Größe, in ihrer Mäßigkeit und Einfachheit, ohne Fülle und Mannichfaltigkeit, ist ein treuer Spiegel jener Religion ohne wahre Andacht, ohne den Glauben an das Unsichtbare, ohne die Liebe des reinen allgemeinen Menschlichen; die aber, in jugendlicher Kraft und Frische der Phantasie und Begeisterung blühend, von einer bildungsreichen Kunst und Dichtung unterstützt, ein heiteres, vom Licht der Schönheit verklärtes Bild des Lebens schuf, und überall Ebenmaaß, Anmuth, Wohllaut verbreitete. Das christliche Gemüth bedurfte eines höhern kühnern Schwunges. Die niedrige Decke des Tempels erhob sich zu einem kühn verschlungenen Spitzgewölbe; die schlanken Säulen verstärkten und erhöheten sich zur Riesengröße; die geraden einfachen Linien der Gesimse und Friese bogen sich zu Dreiecken und Wölbungen um, und füllten sich mit mannichfaltigen Zierathen; die Masse des Baues stieg ins Ungeheure und über dem Tempel strebte noch der Thurm in die Lüfte. In dieser Kühnheit und Größe spricht sich der zum Himmel strebende Glaube des Christen aus, der, nicht zufrieden mit dem klaren einfachen Ebenmaaß irdischer Verhältnisse, eine Einheit sucht, welche Him-

uel und Erde umspannt. Die leicht begreiflichen Maaße des Vierecks und des Zirkels verschmähte der christliche Baukünstler; das Dreieck, Symbol des geheimnißvollen Dreiklangs und der göttlichen Dreieintigkeit, die Spitzsäule, Symbol der zum Himmel aufsteigenden Flamme, die Ellipse und Parabel, welche die Bahnen der Himmelskörper bezeichnen, mußten ihm die Bestandtheile seiner Schöpfung liefern, welche ein Bild des Universums seyn sollte; und die gerade Linie und das Viereck dienten ihm nur als die irdischen Träger, als das Gerüst, auf welchem sich das kühne Gebild erhob. Wenn sich der bildende Verstand der Griechen in einsgeschränkter Sphäre seines Stoffes vollkommenen Meister zeigt, und die Form überall die Masse beherrscht: so umfaßt der auf das Unendliche gerichtete Verstand des christlichen Künstlers eine überschwengliche Fülle des Stoffs, welche die Form zu überwältigen droht; aber dieser Stoff selbst ist bis in das Kleinste von der Form durchdrungen; kleinere Säulen sprossen aus den größern, die Gewölbe zersplittern sich in einzelne Reife, eine Menge Zierathen füllen die Flächen, und diese Mannichfaltigkeit fügt sich dann wieder in größere Verhältnisse: so daß zwar der ordnende und vertheilende Verstand

stand hindurchblickt, aber nicht kalt und stolz sich über den Stoff erhebt, sondern sich wie trunken und begeistert in die Fülle verliert. Dieser Reichthum der Mannichfaltigkeit verkündet den christlichen Geist der Liebe und Freiheit. Wie er in der Natur das Kleinste und das Größte als Geschöpf Gottes liebevoll anerkennt, wie er in der sittlichen Welt die Entwickelung jeder menschlichen Kraft, die Würde jeder Person, die freie Zusammenwirkung aller Einzelnen zum Ganzen, gepflegt und befördert wissen will: so will er auch in der Kunst die freieste reichste Vereinzelung und Verzweigung unter das freie Maaß des Wohllauts zusammengefügt sehen; eine Welt soll sich dem Blicke enthüllen, und sich zum Ganzen, zum Bild des Universums, frei gestalten.

Die Baukunst der Alten verhält sich zur altdeutschen, wie ihre Musik zur unsrigen. In der alten Musik herrschte die Melodie vor, und die Harmonie trat zurück; die Form beherrschte einen leichten beschränkten Stoff. In der neuern Musik herrscht die Harmonie vor, sie schwelgt in der Fülle des Stoffs; die Melodie, die als Form die Harmonie beherrscht, wird selbst wieder in den Stoff verschlungen,

und

und muß der Harmonie dienen; und aus der Verschlingung einzelner Melodien in die Harmonie erbaut sich eine höhere Melodie, welche als Form über dem Ganzen schwebt. So vereinigt ein altdeutsches Bauwerk eine Menge einzelner Bauwerke, in denen sich das Ganze im Kleinen wiederholt, und die sich alle in das Ganze ebenmäßig einfügen; das Gestaltete wird zum Stoff, aus welchem sich eine höhere Gestaltung erbaut; alles ist selbstständig und um sein selbst willen da, und ordnet sich doch wieder dem Ganzen unter. So verbindet sich Größe mit Reichthum und Fülle, Kühnheit mit Leichtigkeit, Erhabenheit mit Wärme und Anmuth. Kein altdeutsches Bauwerk aber trägt diesen Charakter in größerer Vollkommenheit, als der Straßburger Münster, und kein Baumeister faßte diesen Geist besser, als Erwin von Steinbach. Darum baute er diesen Thurm so leicht und luftig, und goß über ihn in allen Theilen diese Fülle der Anmuth aus. In seiner großen Seele fand neben dem erhabenen Gefühl der Andacht, neben dem höchsten kühnsten Gedanken, die freudige heitere Lebenslust Raum; er schuf dem Schöpfer nach, der neben der hohen Ceder und der gewaltigen Eiche die liebliche Blume des Grases erblühen läßt. Er wußte

den

den Scherz mit dem Ernste zu verbinden, und reihete unter die Bilder der Heiligen und Helden wundersame neckende zierliche Thiergestalten. Sich selbst, den Schöpfer solches Werks, verspottete er (wie man, ich weiß nicht ob richtig, erzählt) mit gutmüthigem Scherz, und stellte sein Bild oben an den Fuß der Thurmspitze, aufschauend nach der zweiten, die er gegenüber aufführen wollte und nicht konnte, während neben ihm der Werkmeister spöttisch lächelt über den unausführbaren Gedanken.

Welch eine herrliche Zeit, die einen solchen Schöpfergeist hervorbrachte! Der Quell der Geistesgaben kann nie versiegen, immer ruft Gott von Zeit zu Zeit Heroen hervor, welche die Hohheit des menschlichen Geistes verkünden. Unsere Zeit darf sich eines Dichters rühmen, der, wie er auf das Werk Erwins zuerst wieder die Aufmerksamkeit lenkte, so auch seiner Würdiges schuf und noch Herrlicheres geschaffen haben würde, wenn er in einer bessern Zeit aufgetreten wäre. Es fehlt unserer Zeit die heilige Begeisterung, welche die Dichter tragen und heben könnte; in gemeiner kalter Umgebung stehen sie da, allein auf ihre eigene Kraft zurück gewiesen. Viel weniger aber ist

unsere

unsere Zeit im Stande, die Ausführung eines solchen Werkes, wie der Straßburger Münster ist, wozu gemeinsame Mitwirkung nöthig wird, zu fördern. Laßt sie uns preisen, jene Zeit, die den großen Gedanken Erwins zur Ausführung brachte! Wie viele Menschenhände mußten an diesem Riesengebäude arbeiten, wie viel Zeit und Geld mußte daran gewendet werden! Und kein Despot hat durch seine Treiber die Arbeiter gezwungen, und nicht die dazu verwandten Schätze von seinem Volke erpreßt; in einer freien Stadt, unter dem milden Hirtenstabe des geistlichen Regiments, ist dieser Bau zu Stande gekommen. Solches wirkte der damals die christliche Welt beseelende Gemeingeist für die Kirche, der fromme Eifer, der glühende Glaube. Damals zersplitterten sich die Kräfte und Richtungen nicht ins Mannichfaltige; Alles wurde für Einen großen gemeinsamen Zweck zusammengehalten, und alle Quellen und Bäche flossen in Einen großen Strom zusammen, in welchem sich Erde und Himmel spiegelte.

Seitdem hat sich das Leben der christlichen Welt viel reicher und mannichfaltiger gestaltet, der Stamm des Lebens hat eine Menge neuer Zweige getrieben, das Einzelleben hat sich freier

und eigenthümlicher ausgebildet, Verstand und Wissenschaft sind weiter verbreitet und reicher ausgestattet; aber damit ist auch die Eigensucht, der Eigensinn, die Genußsucht und Willkühr ins Leben gedrungen, die Richtungen und Bestrebungen durchkreuzen sich, Viele sind wider einander, Wenige vereinigen sich zu Gemeinsamem; die Kirche hat ihre Herrschaft über die Gemüther verloren, und der Staat ist ein grosses Haus, in welchem Viele abgesondert zur Miethe wohnen. Wann werden wir wieder Werke und Thaten gemeinsamer hoher Bestrebung vollführen? Wann werden wir wieder dem aufgerichteten Panier des heiligen Kreuzes folgen? Wann werden Herzen und Hände sich vereinigen zu einem großen Werke, das die Ehre Gottes und die Herrlichkeit seines Reiches auf Erden verkündet?

Erst müssen wir uns wieder zusammenfügen zu einem lebendigen Tempel des Herrn, zu einem vom Geist der Eintracht beseelten Leibe; ehe wir hoffen können, solche Tempel wieder aufzurichten, wie Erwin von Steinbach aufrichtete. Erst müssen wir die Heiligthümer, welche uns die Vorzeit hinterlassen, und die wir entweihet haben, durch Buße und Andacht wieder einweihen; das Licht des Glaubens muß

in

in ihnen wieder angezündet, das reine Wort des Evangeliums verkündigt, und die Feuertaufe des Geistes über uns ausgegossen werden. Das Christenthum ist, wie der Geist der Freiheit, den es in die Menschheit eingeführt hat, einer unendlichen Entwickelung fähig; jede Zeit hat ihren eigenen Geist und ihre eigene Schöpferkraft: ein neuer Erwin von Steinbach wird in der neuen Zeit zwar in demselben Geiste des Glaubens und der Liebe und nach demselben Urbilde, aber doch Anderes und Eigenthümliches schaffen; und die zu ihrer Durchbildung gelangte evangelische Kirche wird, wie sie Gott auf eine freiere und reinere Weise dient, sich auch in Bauwerken auf ihre eigene Weise verherrlichen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Theodor und Otto wändten sich nach einer berühmten deutschen Universität, auf welcher Jeder in seinem Fache ausgezeichnete Lehrer fand. Theodor fühlte das Bedürfniß der Belehrung und Zurechtweisung im Gebiet der Gottesgelehrsamkeit sehr dringend; denn obgleich er im Ganzen glaubte die Selbstverständigung gefunden zu haben, so hegte er doch über manche einzelne Punkte Zweifel, die ihn nicht wenig beunruhigten. Er gewann bald das Vertrauen des einen Lehrers auf der Universität, und erhielt die Erlaubniß, sich außer den öffentlichen Lehrstunden mit ihm zu unterhalten.

Eine der ersten Fragen, die er ihm vorlegte, betraf die Glaubwürdigkeit der christlichen Urgeschichte, den geschichtlichen Gehalt des Lebens Jesu. Wir erinnern uns, daß er an der geschichtlichen Wahrheit mancher biblischen

Wunder zweifelte; diese Zweifel aber entsprangen aus seinen freieren Ansichten von der Entstehungsart der neutestamentlichen Bücher. Ihn beunruhigte aber der Gedanke, daß sich diese Zweifel nicht mit dem Beruf eines Geistlichen vertrügen, und er bat daher den Lehrer um seine Meinung über diesen Punkt.

Dieser suchte ihn darüber zu beruhigen, indem er die geschichtliche Wichtigkeit der Wunder nicht hoch anschlug. Sie sind, sagte er, fast nie mit geschichtlicher Genauigkeit erzählt, indem es den Erzählern weniger um die Thatsache, als um deren Bedeutung zu thun war; und wenn uns jene nicht klar wird und sich nicht recht in den geschichtlichen natürlichen Zusammenhang fügen will: so müssen wir uns die Ansicht der Erzähler zu eigen machen, und vom Geschichtlichen als der bloßen Hülle abstehen.

Auf diese oder eine ähnliche Ansicht, sagte Theodor, bin ich wohl auch schon gekommen, indem mir das Geschichtliche oder Thatsächliche schien als Symbol genommen werden zu müssen. Aber mich beunruhigt noch mehr die Besorgniß, daß die Forschungen unserer neuesten Kritiker das ganze geschichtliche Gebäude des Christenthums erschüttern könnten.

„Dieß

„Dieß steht so fest, daß es jedem noch so kühnen Angriff trotzt. Ich will noch nicht geltend machen, daß das Neue Testament selbst in seinen wichtigsten Bestandtheilen nichts von der Kritik zu fürchten hat; aber diesen Fall selbst angenommen, so bleiben eines Theils die neutestamentlichen Schriften immer noch die ältesten und reinsten Quellen der christlichen Geschichte, andern Theils werden die Hauptsachen dessen, was sie enthalten, durch ein Zeugniß bestätigt, gegen welches nichts einzuwenden ist. Daß Jesus Christus gelebt, gelitten und gestorben, ist schon durch das Vorhandenseyn der christlichen Kirche hinreichend beglaubigt; und nicht die Annahme der Schrift und ihres wörtlichen Inhalts, sondern der Glaube an Christum, unsern Erlöser, und die Gemeinschaft mit seiner Kirche macht den Christen."

„„Es freut mich sehr, daß Sie mich in einer Ansicht bestärken, welche ich bisher nur mit einigem Zagen gehegt habe.""

„Für denjenigen, dem das Christenthum Sache des Lebens ist, liegt in dieser Ansicht nichts Beunruhigendes; nur wenn man das Wesen desselben in Buchstaben und Schrift setzt, kann man davor erschrecken. Von der Zurückführung

führung des Christenthums ins Leben hängt die Wiedergeburt des Protestantismus ab. Gleichwohl bin ich der Meinung, daß die neuere Bibelkritik in ihren Forschungen zu weit gegangen ist, vorzüglich darum, weil sie sich ein Ziel steckte, das in diesem Gebiet nicht Statt findet. Sie suchte rein geschichtliche Klarheit und Gewißheit, da, wo natürlich ein gewisses heiliges Dunkel herrschen muß. Die heiligen Bücher sind nicht, wie andere gemeine, entstanden; ihre Verfasser waren in einer Stimmung und Geistesthätigkeit, welche sie sehr von gemeinen Schriftstellern unterscheidet. Die Entstehung der drei ersten Evangelien, welche bekanntlich auf eine sonderbare Weise mit einander übereinstimmen und von einander abweichen, wird von der Kritik nie ganz aufgeklärt werden, und ein bescheidenes Geständniß ihres Unvermögens wird das sicherste Ergebniß ihrer Forschungen seyn. Kann man an das Evangelium des Johannes, dem das Leben seines göttlichen Meisters in einer höhern Verklärung erschien, in welcher das Himmlische das Irdische überstrahlte, den Maßstab legen, nach welchem man die Glaubwürdigkeit eines gewöhnlichen Denkwürdigkeiten-Schreibers mißt? Da wo ein neues geistiges Leben entsteht, wo

sich Himmlisches und Irdisches berührt; wo der Glaube und die Begeisterung ein solches Uebergewicht in der Lebensansicht gewonnen hat, läßt sich da eine Geschichtschreibung erwarten, welche Alles in pragmatischem Zusammenhange und in gemeiner Deutlichkeit darstellt? Was natürlich war, ist auch als zweckmäßig zu betrachten. Setzen Sie den Fall, die Geschichte des Christenthums enthielte keine Undeutlichkeiten, Räthsel und Wunder, und läge vor uns so klar, wie das Tageslicht: könnte es dann seinen Charakter als eine höhere Erscheinung behaupten? Alles was groß und außerordentlich ist, bringt auch sein Wunderbares und Räthselhaftes mit sich."

„„Sie verwerfen aber doch die biblische Kritik nicht ganz?"

„Keinesweges; aber ich bringe mehr ihre Thätigkeit und ihre Bestrebungen, und den Einfluß, den sie auf die geistige Stimmung der Kirche ausübt, als die Ergebnisse ihrer Forschungen in Anschlag. Sie soll den Geist wach erhalten, daß er sich nicht dem Wahne, der Leichtgläubigkeit hingebe. Sie stellt den Verstand in der Kirche vor: dieser hat seine Grenze, die er nicht überschreiten soll; dessen ungeachtet soll er nie unthätig seyn, sondern

unermüdet streben, wie weit er es, innerhalb jener Grenzen, in seinen Forschungen bringen könne.“

„„Ist es aber zu vermeiden, daß Viele aus Einseitigkeit und Uebermuth die Grenzen der Kritik überschreiten, so wie es in unsern Tagen offenbar geschehen ist?““

„Dieß ist nicht zu vermeiden, und sehr zu beklagen, weil dadurch viele fromme Gemüther verletzt werden. Im Ganzen und Großen aber gleichen sich alle Einseitigkeiten aus, und es ist unmöglich, daß das reine Gleichgewicht über all im Einzelnen sich behaupte. Es gilt hier dasselbe, was von andern Streitigkeiten und Irrungen in der Kirche gilt; im Einzelnen stiften sie Unheil, im Ganzen tragen sie zur Entwickelung des geistigen Lebens bei.“

Theodor fühlte sich durch diese Mittheilungen sehr beruhigt, und unter Anleitung desselben Lehrers verfolgte er nochmals den Gang der neuern Kritik, und fand, daß mit den sichern Ergebnissen derselben das Kirchenleben sehr wohl bestehen könne. Keine nur irgend wichtige oder wesentliche Thatsache der christlichen Geschichte wurde dadurch über den Haufen geworfen; über manchen blieb freilich ein un-

durchdringliches Dunkel liegen, aber er fügte sich in die Anerkenntniß, daß dieß eben nicht anders seyn könne. Dahin rechnete er die Auferstehung Christi. An der Wahrheit der Thatsache läßt sich nicht zweifeln, denn darin stimmen alle Zeugen einmüthig ein; aber die Art und Weise ist schlechterdings räthselhaft. Theodor beschäftigte sich eine Zeitlang mit der Streitfrage: ob man sich die Erscheinung des Auferstandenen irdisch leiblich, oder geistig zu denken habe. Nach den evangelischen Erzählungen ist das Erste so gut als gewiß, und die andere Ansicht wird darin förmlich widerlegt. Aber kann man bei dieser Annahme den Gedanken vermeiden, daß Christus nochmals habe sterben müssen? denn ein irdischer Leib ist sterblich. Wie soll man sich mit einem solchen die Himmelfahrt als möglich denken? Und war nicht die Erscheinung Christi, durch welche die Bekehrung des Apostels Paulus bewirkt wurde, geistiger Art?

Theodor fragte hierüber seinen Lehrer um Rath; und als ihn dieser auf die Meinung verwies, „daß Christi Leib zwar ein wahrhafter, aber ein verklärter Leib gewesen sey," gestand er, daß er sich bei dieser Vorstellung nichts

denken

denken könne; denn ein Leib sey eben in so fern ein Leib, als er den Gesetzen der Materie unterworfen, schwer und sterblich sey.

Dagegen erwiederte der Lehrer: So wenig ich Sie nöthigen kann, diese Vorstellung als die allein richtige anzuerkennen, eben so wenig wird die Annahme: „Jesu Auferstehung sey nichts als eine Wiederbelebung gewesen," oder die andere: „daß er den Jüngern nur geistig erschienen sey," in der Kirche herrschend und für Alle überzeugend und beruhigend werden. Das Ergebniß aller Forschung ist hier das Geständniß unserer Unwissenheit. Glauben sollen wir alle, daß Christus auferstanden ist und dem Tode die Macht genommen hat; aber begreifen und erklären können wir es nicht.

Theodor äußerte die Meinung, daß die Auferstehung Christi wohl auch symbolisch zu nehmen sey.

Sie können, erwiederte der Lehrer, das Verhältniß einer nur durch ihre geistige Bedeutung wichtigen Geschichte wohl so ansehen; aber die geschichtliche Wahrheit dürfen Sie ihr nicht absprechen, denn dadurch würden Sie den Glauben der Kirche antasten.

Das ist auch meine Absicht nicht, sagte Theodor; ich will nur damit die falsche ge-

schichtliche Forschbegier niederschlagen, die uns dieses heilige Bild durch ihre Versuche zerstören könnte.

Der Lehrer endigte dieß Gespräch mit der wichtigen Bemerkung: Es sey ein großer Unterschied zwischen der wissenschaftlichen Wahrheit, welche für die geübtesten und erleuchtetsten Denker überzeugend sey, und der kirchlichen, welche Gemeingut werden, und für Alle von der verschiedensten Bildung überzeugend seyn solle. Ein Theolog, der öffentlich eine Meinung bekenne, welche nicht diesen allgemein überzeugenden Charakter habe, verrathe entweder: daß er von der Freude über die Entdeckung derselben hingerissen sey; oder daß er nicht wisse, worauf es in der kirchlichen Gemeinschaft ankomme. Auch von der Bildungsverschiedenheit der großen Menge abgesehen, trete noch eine Rücksicht ein, welche dem theologischen Denker und Forscher Schranken ziehe. Dieser nämlich könne nie allein der Forschbegier einseitig folgen, wohin und wie weit sie ihn führe; sondern er müsse dafür sorgen, daß die Erkenntniß mit dem Gefühl im Einklang bleibe. Die Religion, in deren Dienst er stehe, lebe vorzüglich im Gefühl; und die Erkenntniß

niß solle nur über die Klarheit und Reinheit desselben wachen. Der Christ befinde sich aber, als solcher, in einer eigenthümlichen, geschichtslich gegebenen Gefühlsstimmung; kraft der Gemeinschaft, in welcher er lebe, sey ihm Christus und dessen Geschichte Erscheinung, Bild und Gewähr der ewigen religiösen Ideen: und darum solle sich der christliche Denker hüten, dieses Heiligthum mit frevelnder Hand anzutasten.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Theodor hatte manche Zweifel über die christliche Glaubenslehre, die er seinem gelehrten Freunde vortrug; dieser aber wollte ihm nicht sogleich darüber Rede stehen, und verwies ihn an das Studium der Bibel und der Kirchengeschichte.

Die Krankheit, sagte er, an welcher unsere Theologie leidet und woran sie von jeher gelitten hat, ist der Scholasticismus oder das Begriffswesen, und davon hat sich selbst unsere neuere kritische Theologie nicht ganz losgemacht. Alle Religion beruht, wie bekannt, auf ursprünglicher Gefühlserregung, und der Begriff ist nur das Mittel, sich und Andere darüber zu verständigen. Das Christenthum beruht auf einer ursprünglichen geschichtlich bedingten Lebensansicht, und wem diese nicht anschaulich geworden ist, kennt davon nur die äußere Hülle.

Nun aber werden die Meisten nur durch Begriffe, nicht durch Anschauungen, ins Christenthum eingeführt. Es hat sich im Fortgang der Zeit ein gewisses System und eine gewisse religiöse Sprache gebildet, woran fast alle Jahrhunderte der christlichen Zeit Theil haben, und worin der ursprüngliche Lebenskeim, oft tief versteckt, liegt. Glücklich sind nun diejenigen, welche diese Begriffe und Ausdrücke auf Treu und Glauben, ohne viel darüber zu denken, annehmen; denn ihnen wird das fromme Gefühl doch dunkel mit angeregt. Aber wehe denen, in welchen das Selbstdenken erwacht ist, und die doch entweder nicht die Zeit und Gelegenheit, oder nicht die durchdringende Geisteskraft und umfassende Gelehrsamkeit haben, um durch die Masse aufgehäufter Begriffe zu der ursprünglichen Ansicht aufzusteigen! Sie werden sich und Andere durch ihr Selbstdenken verwirren.

Der ganze Streit zwischen den sogenannten Supernaturalisten und Rationalisten ist dadurch herbeigeführt worden, indem weder die einen noch die andern auf dem Standpunkt standen, von welchem das Christenthum betrachtet werden muß. Beide Partheien hielten an gewis-

sen Begriffen fest, und faßten nicht die ursprüngliche lebendige Anschauung, mit welcher allein das Wesen des Christenthums ergriffen werden kann. Alle Irrungen und Zweifel, welche die christliche Glaubenslehre in ihrer überlieferten Gestalt erweckt, kommen eben daher. Die Gottesgelehrten wissen nicht das ursprüngliche Gefühl darin zu erfassen und dadurch wiederum anzuregen, sondern geben nur dem Verstande eine oft ungenießbare Speise, die er mit Widerwillen verwirft.

Theodor unterbrach ihn, und sagte: Ja wohl habe auch ich dieses schon erkannt, und mich bemüht, überall das, was dem Gefühl angehört, hervorzusuchen. Es bleibt mir aber dann meistens zu viel todter Stoff übrig, der mir lästig wird, und mit dem ich nichts anzufangen weiß.

„Das kommt daher, daß Sie dabei nicht geschichtlich verfahren. Geschichtlich ist die christliche Glaubenslehre entstanden, und geschichtlich muß sie auch begriffen werden. Die lebendige geschichtliche Auslegung der Schrift ist der einzige Weg, auf welchem man zur Wahrheit gelangt."

„„Und die Philosophie wollten Sie ganz ausschließen?""

„Reis

„Keineswegs, diese rechne ich vielmehr mit zur Auslegung; ich denke mir aber darunter nicht ein bestimmtes philosophisches System, sondern den lebendigen klaren Sinn für die Wahrheit, das Vermögen, in jeder menschlich geistigen Erscheinung die geistige Grundform und den Zusammenhang mit dem ganzen Leben des Geistes aufzufinden.“

„„Sind Sie mit dem jetzigen Zustand der Bibelauslegung besser zufrieden, als mit der Behandlung der Glaubenslehre?““

„Auch die Ausleger hängen noch zu sehr an hergebrachten Begriffen, und kennen zu wenig den Geist der Sprache, am wenigsten den der neutestamentlichen; welche zwar ältere Bestandtheile in sich schließt, diese aber mit schöpferischem Geiste zu einem neuen Ganzen verwebt hat. Verlassen Sie sich, rathe ich Ihnen, nicht zu sehr auf unsere Wörterbücher und Erläuterungsschriften, sondern suchen Ste überall selbstthätig in den Gedankengang der heiligen Schriftsteller einzudringen.“

Theodor bat ihn um einige Fingerzeige, und er fuhr fort:

„Das neue Testament gründet sich fast überall auf Vorstellungen, Andeutungen und Hoffnungen der jüdischen Religion; und ein

Hauptfehler der neueren Auslegung, welche sich die grammatisch-historische nennt, scheint mir der zu seyn, daß sie diese Beziehungen nicht richtig faßt. Man glaubt geschichtlich zu verfahren, wenn man die vorliegenden Meinungen mit Genauigkeit in bestimmten Begriffen zusammenstellt; aber das wahre geschichtliche Verfahren besteht darin, jede, zumal geistige Erscheinung aus dem Leben des Volks und der Menschheit zu begreifen. Alles, was den Zusammenhang zwischen dem Christenthum und Judenthum ausmacht, kommt auf die Erwartung des Messias zurück; und in der Aufsuchung der dahin gehörigen jüdischen Meinungen hat man viel Fleiß und Sorgfalt bewiesen, aber dabei das Wichtigste vergessen: daß nämlich diese Hoffnung allgemein menschlich ist. Sie finden in unsern Bibel-Erläuterungen erklärt, was der Name Messias heiße, wie er entstanden, wie sich der dadurch bezeichnete Begriff nach und nach ausgebildet habe; aber das Ergebniß von aller dieser Gelehrsamkeit ist die Ansicht, daß diese messianischen Vorstellungen in einer der jüdischen Nation eigenthümlichen Schwärmerei ihren Grund haben; und um Jesus von dieser Schwärmerei frei zu halten, sieht man sich genöthigt anzunehmen, daß er

sich

sich zu diesen Vorstellungen aus Lehrklugheit bequemt habe. In der That, wenn man hört, daß nach der Vorstellung der Juden und ersten Christen der Messias in den Wolken des Himmels erscheinen soll, um das Reich Gottes zu bringen: so scheint dieß baare Schwärmerei zu seyn; weiß man aber, wie diese Vorstellung mit der messianischen Hoffnung zusammenhängt, so verliert sie sehr viel von ihrer Anstößigkeit.“

„„Mir hat aber doch immer geschienen, als wenn in diesen Vorstellungen viel Mißverstandenes vorkomme. Aus den bildlichen Verheißungen alter begeisterter Seher haben die späteren eigentliche buchstäbliche Vorstellungen geschöpft, und so hat sich Irrthum auf Irrthum gehäuft.“““

„Das ist nicht ganz unwahr; aber zu Christi Zeit war die Verwirrung noch nicht so weit gediehen, daß die alten Bilder nicht von Vielen noch richtig verstanden worden wären.“

„„Die Idee der Erlösung oder des Siegs des Geistes über das Fleisch, die Sünde und Unvollkommenheit ist mir immer als der Kern aller dieser Hoffnungen erschienen; und in so fern finde ich mit Ihnen darin einen rein menschlichen Bestandtheil.“““

„Ganz

„Ganz richtig! Im hebräischen Volke, in welchem früh das höchste geistige Bewußtseyn erwachte, bei dem Unvermögen, das Vollkommene im Leben darzustellen, in welchem Gutes und Böses in beständigem Kampfe lag, Abfall und Reue, Sehnsucht nach dem Besseren, und geistige Ohnmacht auf einander folgten und neben einander bestanden, mußte der Drang und die Sehnsucht nach der Erlösung sich am meisten regen und sich am deutlichsten aussprechen. Aber in jedem Volke und in jedem Menschen muß diese Sehnsucht erwachen, und sie wiederholt sich immer von neuem. Es lag in der Natur des hebräischen Volks, daß diese Sehnsucht sich mehr in Ideen als Thaten aussprach: dadurch kam sie mehr zum Bewußtseyn, und dieß war für die Entstehung des Christenthums wichtig; zugleich aber lag darin die Quelle vieler Mißverständnisse. Die Hoffnungen lösten sich von der Wirklichkeit ab, und gewannen eine schwärmerische Richtung; und als ihre Erfüllung in Christo erschien, wurde diese von Vielen verschmäht, und von Manchen, die sie annahmen, schwärmerisch gedeutet.“

„„Die Ausleger streiten sich über den Sinn, in welchem der Ausdruck Reich Gottes im Neuen Testamente gebraucht werde. Auf

die

die Bestimmung dieses Begriffs scheint mir Alles bei den messianischen Hoffnungen anzukommen.""

„Man streitet sich darüber, weil man die Geschichte und das menschliche Leben nicht kennt. Der Grundbestandtheil dieses Begriffs ist die sittlich geistige Gemeinschaft, welche in Staat und Kirche erscheint. Bei den Juden, deren Staat mit der Kirche innig verbunden war, herrschte die politische Beziehung vor, und daher kommt die politische Richtung ihrer messianischen Hoffnungen. Da sich ihr Volk überlebt hatte, und zu verderbt war, um zu einem bessern politischen Zustand zu gelangen: so hofften sie die Umgestaltung und Erlösung von einer wunderbaren Veranstaltung Gottes. Aber alles Aeußere kommt aus dem Innern, und der Staat hat seine Wurzel in der Kirche: darum wollte Christus die innere Wiedergeburt seines Volkes, und weil auf dem innern sittlich religiösen Gebiet aller Unterschied des Volksthums verschwindet, die geistige Wiedergeburt der ganzen Menschheit bewirken; das Reich Gottes, das er brachte, war die allgemein menschliche geistige Gemeinschaft. Aber dieses Allgemeine, so rein er es faßte, mußte doch den Juden,

die

die an ihn glaubten, mehr oder weniger in volksthümlicher Beschränkung erscheinen. Der Kampf, der sich entspann zwischen dem neuen freieren lebendigeren Geist, und dem Geist der Sinnlichkeit und Gewohnheit, bewegte sich zunächst im Gegensatz zwischen den Christusgläubigen und den Anhängern und Machthabern des alten jüdischen Staatswesens, und der Sieg des Gottesreiches erschien zuerst im Untergang des ungläubigen Jerusalems. So kam es, daß das Gericht, das fortwährend durch die Zeiten geht, und Einzelne und ganze Völker, die sich der wahren lebendigen Geistesgemeinschaft widersetzen, zum Untergang verdammt, seine Farben von der Zerstörung Jerusalems lieh. Wer nun die allgemeine Idee nicht von der besondern Geschichtsanschauung der ersten Christen zu scheiden weiß, wird sich in die Lehre unseres Kirchensystems von den sogenannten letzten Dingen nicht finden können. Und so ist es fast mit allen christlichen Lehren. Sie tragen mehr oder weniger das Gepräge der Zeit, in welcher sie zuerst zum Bewußtseyn gekommen sind; andern hat eine spätere Zeit ihre Farbe geliehen, wie der Lehre von der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi."

Theodor bat den Lehrer, ihm davon seine

Ansicht

Ansicht mitzutheilen, und dieser sagte darüber Folgendes:

„Vor Christo hatten sich die Völker in Ansehung ihres Gottesglaubens auf zwei verschiedenen Wegen befunden. Die sogenannten Heiden hatten einzelne Ahnungen und Offenbarungen der Gottheit in Bildern bedeutungsvoller und schöner Gestalten festgehalten, und so den Himmel mit einer Menge erdichteter Wesen bevölkert. Die Juden dagegen hatten sich zu dem reinen Gedanken des höchsten Wesens erhoben, und nahmen alles in der Natur und Geschichte als das Werk dieses Einen lebendigen Gottes. Aber bei dieser Geistigkeit ihres Glaubens fühlten sie die Sehnsucht nach einer lebendigen Wirksamkeit und Erscheinung Gottes, nach seinem errettenden Beistand; die reine Idee, in der sie lebten, und die Wirklichkeit die sie umgab, standen in einem unglücklichen Verhältniß. Die Heiden schritten fort in der Erkenntniß der Wahrheit, und ihre Götter erschienen ihnen selbst zuletzt als Scheinbilder, welche sie dem Aberglauben des Volks oder der Phantasie der Künstler überließen. Die Juden verspotteten die Götter derselben als Lügengötzen, und so verachtet dieses Volk war, so

machte

machte dessen geistige Religion doch einen tiefen Eindruck auf die Heiden. Beide Gegensätze vereinigten sich nun in der Anerkennung der Gotteserscheinung und Gotteswirkung in Christo, dem reinen vollkommenen Menschen. Die Juden fanden in ihm ihre Sehnsucht nach einer göttlichen Wirklichkeit gestillt, und die Heiden sahen in dem Glauben an ihn ihren Hang zur Verähnlichung der Gottheit mit der Menschheit befriedigt, und gewannen zugleich die Idee des Einen höchsten Gottes. Nun hatte aber die christliche Kirche zu wachen, daß dieser Glaube an die Menschwerdung Gottes weder von dem jüdischen Monotheismus, noch von dem heidnischen Polytheismus litte, welche ihm beide Gefahr drohten. Daher der Streit über das Verhältniß Christi zu Gott: ein Streit, der zwar nicht immer geschickt und würdig genug geführt, aber doch im wahren Geiste entschieden worden ist. Man mußte sich vor dem Eindringen der heidnischen Mythologie hüten, und die Idee der Erscheinung der Gottheit in der Menschheit festhalten; auf der andern Seite aber auch dem Monotheismus nicht zuviel einräumen, indem man Christo die Gottheit absprach, und ihn bloß für einen Gottgesandten und seine Erscheinung für nichts als eine Wirkung

lung oder Offenbarung der göttlichen Kraft erklärte. Der Arianismus, welcher Christus zum ersten Wesen der Schöpfung nach Gott machte, und ihm den höchsten Charakter der Gottgleichheit nahm, neigte sich offenbar zur Vielgötterei, und verletzte die Würde Christi, als des Mittlers der vollkommensten Offenbarung. Hielt man nicht den Glauben fest, daß in Christus die Fülle der Gottheit, d. h. der göttlichen Weisheit und Vollkommenheit, erschienen sey, so war dem Christenthum das Gepräge der unwandelbaren Gültigkeit geraubt. Uebrigens ist die arianische Idee, daß es ein Mittelwesen zwischen Gott und der Welt, den gottähnlichen Logos, gebe, nichts weiter als eine Hypothese oder ein Gedicht, das vor der strengen Prüfung der Wahrheit nicht bestehen kann. Indem man hingegen glaubt und aussagt, „Gott selbst sey in Christo erschienen," bleibt man im Gebiet dessen, was man fühlt und erfährt, was einem Jeden das Herz sagt: daß er nämlich der Weiseste und Vollkommenste der Menschen war."

„„So habe ich den Unterschied der arianischen und rechtglaubigen Lehre noch nicht angesehen. Sie glauben also, daß durch diese zu

gleich die Reinheit des Monotheismus und die höchste Würde des Stifters unserer Religion bewährt worden sey. Aber wie verhält sichs mit der andern von der Kirche verschmähten Lehre, welche in der Erscheinung Christi nur eine göttliche Wirkung oder Ausstrahlung anerkennt, ich meine den Sabellianismus und die diesem ähnlichen Ketzereien? Ich sollte glauben, daß dadurch dasselbe erreicht würde.""

„Dem Monotheismus geschieht allerdings dadurch sein Recht, nicht aber der höchsten Würde des Christenthums und seines Stifters. Wird nämlich Christus für nichts als eine Wirkungsart Gottes, eine von Gott ausgegangene und wieder in ihn zurückgekehrte Kraft angesehen: so ist das Christenthum nicht die Vollendung und der Inbegriff aller Gottesoffenbarungen, sondern eine Offenbarung, welche zwar vollkommner als die andern (die ja auch Gotteswirkungen sind) seyn kann, diese aber nicht alle in sich schließt. Aehnlich wäre die Behauptung, „das Christenthum sey das vollkommenste Erzeugniß der Vernunft," wogegen die andere, „es sey die Vernunft selbst," offenbar weit mehr sagt. Uebrigens gibt die rechtgläubige Lehre, welche in Christo eine göttliche Persönlich-

sönlichkeit annimmt, dem Glauben an seine Göttlichkeit mehr Gehalt und Bestand; denn Person und Wesenheit ist mehr als eine bloße Kraft und Wirksamkeit. Auch ist sie volksmäßiger und anschaulicher.“

„„Aber ist die Unterscheidung dreier Personen in der Gottheit bei Einem Wesen nicht sinnlos?““

„Eben so wenig, als die damit zusammenhangende, welche doch vollkommen richtig ist: daß Gott über der Welt und zugleich in der Welt sey. Der Gott in der Welt ist derselbe, der über ihr ist, und doch ist er auch wieder verschieden. Ich gebe zu, daß die logischen Bestimmungen, welche die Kirchenlehre von diesem Verhältniß gibt, schwerfällig und unbeholfen sind; aber noch haben wir keine besseren von allgemeiner Gültigkeit gewonnen. Wenn Sie meine Vorträge über die Glaubenslehre hören, so werde ich Ihnen Begriffe darüber anbieten, wie sie aus meinem philosophischen System fließen; aber ich bin nicht eitel genug, um zu hoffen, daß sie von Allen angenommen werden.“

„„Hiernach ließen sich wohl auch die Streitigkeiten über die beiden Naturen in Christo rechtfertigen?““

„Allerdings. Hier liegen die beiden entgegengesetzten Fehler in der einseitig natürlichen oder geschichtlichen Ansicht, und in der einseitig wunderbaren oder idealen Ansicht. Nach der ersten ist Christus bloßer Mensch, nach der andern bloßer Gott. Jene schadet seiner Würde, diese der geschichtlichen Wahrheit seiner Erscheinung. Was geschichtlich wirklich seyn soll, muß in menschlicher Gestalt und in menschlichen Verhältnissen erscheinen. Christus soll unser Vorbild und seine Offenbarung die Vollendung der Menschenbildung seyn: dazu aber mußte er in jeder Hinsicht wahrhafter Mensch seyn. Ein bloß scheinbares gespenstisches Auftreten Gottes unter den Menschen wäre spurlos vorübergegangen, und hätte nicht wirklich in die Geschichte eingegriffen. Demungeachtet verfiel man auf die Ansicht, Christus habe einen bloßen Scheinkörper gehabt, wodurch man die göttliche Natur vor der Verunreinigung mit dem sündhaften Fleische bewahren wollte.“

„„Dieser Irrthum des sogenannten Doketismus liegt auf der Hand, wurde aber auch sehr bald in der christlichen Kirche verlassen. Späterhin stritt man sich über das Verhältniß der menschlichen Seele in Christo zur göttlichen

Natur;

Natur; und von diesem Streit habe ich die Bedeutung noch nicht finden können. Die älteren Kirchenlehrer machten, wie mir scheint, keinen Unterschied zwischen der Seele Christi und der ihm einwohnenden Gottheit: sollten diese nicht die Sache am einfachsten genommen haben?""

„Es ist dieß auch eine Art von Doketismus, nur geistig. Das Menschliche erscheint äußerlich in der körperlichen Gestalt, aber seine Quelle hat es allein in der Seele; und derjenige ist kein Mensch, der nur mit uns die körperliche, nicht die geistige Natur theilt. Die menschliche Seele ist, wie Gott, geistiger Natur, aber sinnlich beschränkt und endlich; denken wir sie uns auch noch so vollkommen, so reicht sie doch nicht an die göttliche Vollkommenheit. Mithin ist es schon an sich rein unmöglich, daß Gott, der Unendliche, die Stelle der Seele in einem menschlichen Wesen vertreten könne; denn er würde dadurch der Sinnlichkeit und Endlichkeit unterworfen. Was aber das Wichtigste ist: wenn Christus nicht, wie äußerlich, so innerlich, wahrer Mensch gewesen wäre, so fehlte dem, was er uns geworden ist, die geschichtliche Wahrhaftigkeit; er

wäre

wäre nicht unser Mitbruder und mithin auch nicht unser Mittler und Erlöser.“

„„Dieß ist vollkommen klar; aber noch immer bleibt die Schwierigkeit, wie Christus als wahrer Mensch nach Leib und Seele zugleich Gott gewesen.““

„Dieß Problem hat man allerdings nicht auf die geschickteste Art in den kirchlichen Lehrbestimmungen gelöst, aber man hat doch wenigstens den Irrthum richtig abgewehrt. Die göttliche Natur hat sich, wird gelehrt, mit der menschlichen vereinigt und sie vollkommen durchdrungen; beide sind nicht mit einander vermischt, und doch innig mit einander verbunden. Für denjenigen, welcher weiß, „wie das Ewige im Zeitlichen erkannt wird, wie wir Gott in der Welt ahnen und die Schönheit in der Materie erscheint,“ ist die Lösung dieses Problems nicht schwer.“

„„O ich verstehe Sie ganz, und schon früher habe ich mir die Lehre von der Gottheit Christi auf diese Weise klar gemacht. In Allem, was lebt, ist ein Strahl des göttlichen Lichts; aber erst in der Allheit der Welt, in welche alle einzelne Strahlen zusammenlaufen, erscheint uns die ewige Sonne. So trägt auch jeder Mensch das Ebenbild Gottes an sich, aber nur

in demjenigen, welcher alle menschliche Vollkommenheit in sich vereinigt und gleichsam der All-Mensch ist, erscheint der Abglanz der Gottheit.""

„Ganz richtig; die alles übertreffende Vollkommenheit Christi füllt gleichsam die Kluft zwischen Menschheit und Gottheit, zwischen Erde und Himmel aus: und so ist in ihn die Gottheit herabgestiegen, und hat sich in ihm menschlich offenbart. Dieses Geheimniß belächelt der kalte ungeweihte Verstand, der alles leugnet, was nicht in den Kreis der Erfahrung fällt; aber das fromme Gefühl faßt es in seiner tiefen beseligenden Wahrheit.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Unsere Leser erinnern sich, daß sich der Unterschied zwischen Theodors neuer, auf der Universität gewonnener Ansicht, und der alten, welche er seinem ehrwürdigen Lehrer, dem Pfarrer, verdankte, zu allererst in der Lehre von der Rechtfertigung bemerklich machte; indem unser Freund an einem Vortrag des Pfarrers in jener abendlichen Andachtsübung Anstoß nahm. Seitdem er nun wieder mit dem alten Glauben in Einklang zu treten angefangen, hatte es ihm sehr am Herzen gelegen, auch diesen Zweifel gelöst zu sehen; und dieses gelang ihm, nachdem er einige Briefe des Apostels Paulus von neuem in der Grundsprache gelesen hatte. Seine Gedanken über die Lehre von der Rechtfertigung waren jetzt ungefähr folgende:

Da wo der Apostel diese Lehre aufstellt, spricht er gegen die Anmaßung der Juden, durch

durch Erfüllung ihres Gesetzes gerecht vor Gott seyn zu wollen, auf den Beifall Gottes Anspruch zu machen. Den Juden, als Gesetzes-Menschen, war Gerechtigkeit das Höchste, darin bestand ihre Frömmigkeit und Gottseligkeit, darin suchten sie den Frieden mit Gott und die Ruhe des Gewissens. Der Apostel zeigt dagegen nun: daß die Beobachtung des Gesetzes, weil die vollkommene Erfüllung unmöglich sey, nicht den Beifall Gottes oder die vor ihm geltende Gerechtigkeit, sondern den Zorn Gottes, die Sünde und deren Fluch mit sich bringe. Daß die vollkommene Beobachtung des positiven Gesetzes für die menschliche Schwachheit unmöglich sey, war Theodoren vollkommen einleuchtend; denn einer Regel, es sey, welche es wolle, stets und ganz gleich zu bleiben, erfodert eine nie erliegende, jeden Anstoß überwiegende Kraft; eine solche aber ist die endliche schwache Willenskraft des Menschen nicht. Bei dem redlichsten Bestreben, das Gesetz zu erfüllen, wird uns das Gewissen bald diese, bald jene Unterlassung vorwerfen: mithin wird auf diesem Wege keine vollkommene Gewissensruhe, kein Friede mit Gott, zu erlangen seyn. Als den einzigen Weg zu diesem höchsten Ziele alles frommen Strebens sieht der Apostel Paulus

den

den Glauben an Christum an; von diesem behauptet er, „daß er allein gerecht vor Gott mache," indem er die jüdische Vorstellungs- und Redeweise beibehielt, und den Frieden mit Gott und die Ruhe des Gewissens Gerechtigkeit vor Gott nannte. Wie nun der Glaube an Christum in diesem Sinne rechtfertige, erklärte sich Theodor auf folgende Weise.

Der Glaube an Christum wird hier genommen als das unbedingte unerschütterliche Vertrauen, daß Christus der vollkommen reine und sündlose Mensch, der Sohn Gottes, sey; in welchem die menschliche Tugend ihre Vollendung gefunden, durch welchen der Wille Gottes vollkommen erfüllt worden, und der uns durch seinen Tod von der Sünde befreit und mit Gott versöhnt habe. Schon allein der Hinblick auf die Lösung der uns gestellten Aufgabe durch einen Menschen, der von gleicher Natur mit uns ist, ermuthigt uns zu dem Bestreben, dieselbe zu lösen; das Vertrauen zur menschlichen Kraft wächst durch die Erfahrung, die wir von einer außerordentlichen Kraft in andern Menschen machen; ja, auch die Lust und der Eifer wächst, wenn wir Andere das Vollkommene leisten sehen. Nun aber war

Christus nicht bloß ein vollkommen heiliger Mensch an sich, sondern er lebte, wirkte, litt aus Liebe zu uns, um uns zu sich heranzuziehen, seiner Vollkommenheit theilhaftig zu machen. Betrachten wir ihn auch nur zunächst als unsern Lehrer, der sich um unser geistiges Heil bemühte: so nehmen wir schon dadurch an seiner Vollkommenheit Theil, auch ohne daß wir sie noch selbst erreicht haben. Unser Verhältniß nämlich zu ihm, als unserm Lehrer, flößt uns Vertrauen zu ihm und Vertrauen in die Möglichkeit, ihm nachzuahmen, ein. Seine Vollkommenheit ist uns nicht mehr fremd, sie ist gewissermaßen unser eigen geworden; und selbst in dem Fall, daß wir unsere Handlungen und unsern sittlichen Zustand überhaupt noch unvollkommen finden, bleibt uns jenes Vertrauen, und bewahrt uns vor dem niederschlagenden entmuthigenden Gefühl der Selbstverachtung oder der Verzweifelung an uns selbst. Aber Christus war noch mehr als unser Lehrer. Er litt für uns den schmerzlichsten Tod. Dieser Tod, und der vertrauensvolle Hinblick auf denselben, ist erst wahrhaft rechtfertigend, ermuthigend, beseligend. Christus litt diesen Tod nicht nur vollkommen unschuldig, sondern auch mit einer Standhaftigkeit und einem Gehorsam gegen sei-

nen himmlischen Vater, wodurch er die höchste sittliche Aufgabe löste, und die vollendetste menschliche Tugend darstellte. Darauf also gründet sich zunächst das Vertrauen zu Christo, als dem vollendeten oder Gott-Menschen. Er litt aber diesen Tod aus Liebe zu den Menschen, um sie von der Gewalt der Sünde zu befreien; und seine, des an Heiligkeit Gott gleichen Menschen, Liebe wurde uns Bild und Zeugniß der göttlichen Gnade selbst, welche auch der gefallene Mensch noch mit Zuversicht hoffen darf. Dadurch, daß Christus uns diese Liebe, und durch dieselbe Gott seine Gnade bewiesen hat; wird der Hinblick auf Christi Vollkommenheit zur Theilnahme an derselben, nicht in der Wirklichkeit, sondern im Glauben und in der Hoffnung; unser Muth, daß wir ihm gleich werden können, wird dermaßen gesteigert, daß wir nicht nur unsere Kräfte zur Besserung vermehrt fühlen, sondern auch schon ohne alle Hinsicht darauf, „wie weit wir es damit gebracht haben," uns des göttlichen Wohlgefallens bewußt, ruhig, heiter und selig werden, worin eben das Wesen der Rechtfertigung besteht.

Theodor sah ein, daß diese Lehre nicht blos zu des Apostels Zeit gegen die Juden und deren

Werkheiligkeit gegolten habe, sondern auch heut zu Tage noch gelte gegen die Anmaßlichkeit der gröberen und feineren Werkheiligkeit. Letztere fand er in der Ansicht und Lebensrichtung der Kantischen Moralisten, denen das Sittengesetz und dessen Erfüllung, das Höchste ist. Dieser Art von Menschen fehlt einmal die Demuth, welche die Rechtfertigungslehre voraussetzt und empfiehlt; die Anerkenntniß, daß das Sittengesetz nicht vollkommen erfüllt werden kann; sodann der Hinblick auf eine alles übertreffende, nie ganz erreichbare Vollkommenheit; endlich die wahre beseligende Gewissensruhe, deren Stelle ihnen die anmaßliche Zuversicht auf sich selbst ersetzen muß.

Auch in anderen alten Lehren fand Theodor einen richtigen vollgehaltigen Sinn. Vielen Anstoß hatte er sonst an der Lehre von der Gnadenwahl, zumal nach der Auffassungsweise Calvins, genommen. Jetzt wunderte er sich selbst, wie dieß möglich gewesen sey. Kann man es verkennen, dachte er, daß der Mensch in allem, und so auch im Streben nach seinem Heil, vom Schicksal abhängig ist? Was da ist, das ist durch Gottes allmächtigen Willen, mithin auch die verschiedenen sittlichen Richtungen.

tungen. Die Absicht, warum Gott so Viele zu dem führt, was uns als das Verderbliche und Verkehrte erscheint, können wir nicht verstehen, und müssen seine Weisheit in Anerkennung unserer Unwissenheit verehren. Aber so viel ist klar, daß in dieser endlichen unvollkommenen Welt alles in Gegensätze, in Licht und Finsterniß, gespalten — und daß es unsere unvollkommene schwache Natur ist, die uns fähig macht, den Weg des Verderbens zu gehen. Niemand klage Gott an, als habe er ihn verleitet; er hat sich von seiner eigenen Sündhaftigkeit verleiten lassen!

Für das Verständniß des Christenthums und der Lehren desselben, fand unser Freund, der Bemerkung seines Lehrers gemäß, den Schlüssel, in der Beziehung auf das sittliche Leben des Menschen sowohl im Großen, in der Geschichte, als im Einzelnen. Im Christenthum sah er die vollendete sittliche Durchbildung des Menschengeistes, den Sieg des Geistes über natürliche und gewohnheitliche Beschränktheit und Rohheit. Im Glauben an den Gott-Menschen hat der Geist das reine Selbstvertrauen und Selbstbewußtseyn gewonnen. Christus ist das Urbild der Wahrheit

und

und der Güte rein durch sich selbst, durch die ihm einwohnende Kraft des Geistes; unscheinbar, verachtet, verfolgt bis zum Tode, strahlt er zuletzt, von der gläubigen Welt erkannt, in himmlischer Glorie. Seine Weisheit ist ohne alle Stütze und Empfehlung der Gelehrsamkeit, und doch fodert und erhält sie das Vertrauen der Welt; ja, sie hat alle andere Weisheit zu Schanden gemacht, und die höchsten Grundsätze der Wahrheit hergegeben. Ohne alle Macht und ohne bedeutenden Anhang tritt er den Machthabern seines Volkes entgegen, ja, er erliegt ihnen für den Augenblick; und dennoch siegt seine Sache, seine Gemeinde wächst und erfüllt in kurzer Zeit den Erdkreis. Alles dieses ist Zeugniß und Gewähr der alles überwindenden Kraft des Geistes in Christo, und der durch ihn gewonnenen Selbstständigkeit des menschlichen Geistes. In der Liebe, der allgemeinen menschlichen, welche Christus in die Welt eingeführt, hat sich ebenfalls der menschliche Geist ganz selbst gefunden, und ist in vollkommene Einheit mit sich selbst getreten. Nichts, was ihm angehört, ist ihm mehr fremd; kein menschliches Wesen, das den Hauch des Geistes in sich trägt, keine menschliche Vollkommenheit, kein menschlicher Werth wird

mehr verkannt und verachtet; Alles soll geprüft und das Beste behalten werden. Alles ist sonach im Christenthum menschlich, und wenn dasjenige, worin sich der rein menschliche Werth zeigt, sittlich genannt wird, rein sittlich. Sittlich müssen alle Lehrsätze des christlichen Glaubens genommen werden: nicht, als ob nichts darin läge als sittliche Vorschriften, und als ob diese den einzigen Maaßstab der Wahrheit abgäben, wie die Moralisten wollen; sondern auf die geistige Vollendung, Läuterung und Verklärung der menschlichen Natur, sollen sie bezogen werden. Gerade jene Lehre von der Rechtfertigung, welche die Unzulänglichkeit alles sittlichen Handelns voraussetzt, bezeichnet den Gipfel der sittlichen Vollendung der Menschheit.

Nie wären jene unglückseligen Streitigkeiten und Spaltungen über christliche Lehren entstanden, wenn man diese in jenem sittlichen Geiste gefaßt, und auf das sittliche Leben bezogen hätte. Eben in dieser Beziehung erscheint die Unbedeutendheit und Unfruchtbarkeit des Buchstabens, des Begriffs, des Systems. Der sittliche Geist wird freilich in seiner Reinheit immer auch nach der reinsten Erkenntniß hinstreben; aber die Liebe ist mehr, als die Erkenntniß, und diese wird immer unvollkommen bleiben, zumal in heiligen Dingen, wobei es so viel Unbegreifliches gibt.

Vier-

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Je mehr sich Theodor in diesen Ansichten vom Christenthum befestigte, je mehr die bisher gehegten Zweifel schwanden: desto stärker wurde die wiedererwachte Liebe zum geistlichen Beruf, desto freudiger die Zuversicht, mit welcher er sich zutrauete, diesem wichtigen Berufe leben zu können. Sehr gereichte es übrigens zu seiner Beruhigung, daß er sich das Zeugniß geben konnte, auf dem bisher betretenen Wege des Zweifels zu einem höhern Grad der Tüchtigkeit gelangt zu seyn, als es ihm möglich gewesen seyn würde, wenn er nie am alten kindlichen Glauben wäre irre geworden.

Hätte ich, sagte er zu sich selbst, nicht die mir dargebotene Form des christlichen Glaubens, den alten hergebrachten Lehrbegriff, verworfen: so würde ich schwerlich zu der Freiheit des Geistes gelangt seyn, durch welche mir das

Wesen, der Gehalt der Sache alles, die Form aber und der Buchstabe wenig gilt. Ich würde nicht den freien Blick in die Geschichte und das menschliche Leben gerichtet, und daselbst die Bedeutung des Christenthums gefunden haben. So hast du mich auch darin, rief er aus, o gütiger Vater im Himmel, richtig geleitet! du führtest mich durch die Nacht zum Licht, wie du das ganze Menschengeschlecht geführt hast!

Er sagte dieß in freudig frommer Erhebung, und sein Auge glänzte vom Feuer der Begeisterung. Aber die Erinnerung an Hildegard und die Sehnsucht nach ihr, mit deren Andenken sich alle großen Gedanken in seiner Seele vereinbarten, trübte seine heitere Stimmung durch die Sorge, daß er mit der Wahl des geistlichen Berufs ihrem Besitz entsagen werde.

Ach! rief er aus, ist es nicht dasselbe Gefühl, mit welchem ich deine fromme reine Seele umfasse, o Hildegard! und mit welchem ich den edelsten Beruf, der den Menschen gegeben ist, die Arbeit im Weinberg Gottes, erwähle? Und soll ich in die traurige Nothwendigkeit kommen, dem einen oder dem andern zu entsagen?

sagen? Würde ich nicht mit dem von Liebe beglückten Herzen freudiger arbeiten, als wenn es sich an der tiefen Schmerzenswunde der Entsagung verblutet?

Das Andenken an Hildegard wurde jetzt bei unserm Theodor von Tag zu Tage lebhafter, da sich der Zeitpunkt des Wiedersehens näherte. Otto wartete nur auf Briefe von seinem Vater und seiner Schwester, die ihm ihre Ankunft in Italien melden sollten, um ebenfalls mit seinem Freunde dahin aufzubrechen. Diese Briefe aber blieben länger aus, als sie sollten; und als endlich einer von Hildegard ankam, so kündigte er einen Aufschub an, der selbst den Bruder, geschweige denn den glühenden Liebhaber, ungeduldig machte.

Hildegard sagte in ihrem Briefe unter anderm:

„Ich weiß nicht, warum ich mich so kindisch auf Italien freue. So viel ich dort zu erwarten habe, so viel mir dort Natur, Geschichte und Kunst darbieten wird, so viel ich Grund habe, mich auf Dein Wiedersehen, geliebter Bruder, und auf das Wiedersehen Deines trefflichen Freundes zu freuen: so wenig ist dadurch das ungeduldige Schlagen des Herzens erklärt, wodurch mir der hiesige ohnehin

unerfreuliche Aufenthalt fast unerträglich wird. Vielleicht liegt der Grund meiner Ungeduld in der verdrießlichen Stimmung des Vaters, der dießmal mit seinen Geschäften sehr unzufrieden ist, und an dem so lange geführten Beruf überhaupt den Geschmack zu verlieren anfängt. Er hofft, daß er in Rom weniger Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, als hier, finden wird, und sehnt sich mit mir lebhaft nach dem schönen italienischen Himmel. Das gewinnen wir durch unsern Aufschub, daß wir gerade in der milden Jahreszeit nach Rom kommen, und uns nicht vor der glühenden Hitze irgendwo eine Zufluchtsstätte zu suchen nöthig haben."

„Also an dem Ufer der Tiber, unter den Trümmern und Denkmälern der alten herrlichen Römerwelt, unter den Schöpfungen der Blüthezeit der christlichen Kunst, im Angesicht der wundervollen Kirche des heil. Petrus; unter dem Glanze der festlichen Gepränge unserer heil. Religion, werden wir uns wieder sehen, liebster Otto, mit einander leben, und im Austausch unserer Gedanken und Gefühle uns anregen, erfrischen, bilden! Einen solchen Ort soll man nur mit Freunden und Geliebten besuchen. Im befreundeten Auge spiegelt sich alles Merkwürdige, Große und Schöne, fri-

 scher

scher und lebendiger ab; und wenn das Herz mit angeregt ist, so ist auch der Geist lebendiger, und faßt Alles kräftiger und tiefer auf. Soll nicht Alles im Gebiet der Geschichte und Kunst, und selbst in der Natur, auf das Herz bezogen werden? Wenn die Römer groß handelten und Großes schufen, so thaten sie es aus Vaterlandsliebe; und was ist die Vaterlandsliebe anders, als die Liebe zu Mitbürgern, Freunden, Brüdern und Hausgenossen, zum heimischen Heerde, zu den Altären der Götter? ist sie nicht der Inbegriff aller menschlichen Liebe, nächst der Liebe zu Gott, die höchste Kraft des liebenden Herzens? Mir ist es immer höchst peinlich gewesen, über Gegenstände der Kunst mit Menschen zu reden, welche darüber nur ihre Gelehrsamkeit auskramen oder ihren Scharfsinn und Witz glänzen lassen. Es ist mir eben so peinlich gewesen, als wenn ich während der Aufführung der schönsten Musik Karte spielen sah, und ganz gleichgültige oder leichtsinnige Gespräche führen hörte."

Otto theilte diesen Brief seinem Freunde mit, der ihn, besonders die letzte Stelle, mit tiefer Bewegung des Herzens las. Er fand darin ganz das schöne Gemüth der Geliebten

wieder

wieder, jenen frommen Ernst, mit dem sie Alles auffaßte und betrachtete, und welchem eine nie getrübte Heiterkeit den Glanz der Anmuth lieh. Er las um diese Zeit die Corinna der Frau von Stael, und fand darin die Bemerkung Hildegards bestätigt, daß die Betrachtung Roms, im Wiederschein der Liebe, erst die rechte Bedeutung gewönne. Er pries den glücklichen Gedanken der Dichterin, Rom auf diese Weise zu schildern, und fand, daß die Auffassung und Ausführung desselben ihrem Herzen und ihrer Dichtergabe gleich viel Ehre mache. Den Wanderungen Corinna's und Oswalds folgte er mit Hildegards Bild im Herzen; und wenn er diese nicht an die Stelle jener setzen konnte, da Hildegard über Alles gewiß sehr viel anders gedacht und gefühlt hätte, als Corinna: so war es doch die Liebe, welche ihren Bemerkungen überall die lebendige Beziehung gab, und Theodor übersetzte sich Alles in seine und Hildegards Herzenssprache. Er las hierauf, in derselben Stimmung, noch mehrere andere Beschreibungen von Rom, und es gestaltete sich davon in seiner Seele ein Bild, das alle seine Lichter und Farben von der Liebe zu Hildegard entlehnt hatte.

In dieser Beschäftigung und Stimmung

schrieb

schrieb er folgende Distichen nieder, welche Otto so sinnreich und den Gedanken seiner Schwester so entsprechend fand, daß er sie, obschon mit Theodors Widerstreben, dem Briefe an dieselbe beilegte.

Seht Bildsäulen bei Nacht, vom Scheine der Fackeln erhellet:
Schärfer erscheinet die Form, magisch der Marmor belebt.

Jeglichem Kunstwerk naht im heiligen Dunkel der Andacht,
Und der Begeistrung Licht trage die Liebe voran!

Endlich, nach etlichen Monaten, kam von Hildegard die Nachricht, daß ihr Vater nunmehr dem Ende seines Geschäfts entgegen sehe, und in einigen Wochen abreisen zu können hoffe. Theodor und Otto beschlossen hierauf, ihre Reise sogleich anzutreten, und, um nicht zu früh in Rom einzutreffen, nahmen sie sich vor, in Oberitalien länger zu verweilen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Der Weg führte unsere beiden Reisenden über Freiburg im Breisgau, wo ihnen die Betrachtung des schönen Münsters einen hohen Kunstgenuß gewährte.

Seit Theodor den Straßburger Münster gesehen, und dadurch den Aufschluß über den Sinn und Geist des altdeutschen Kirchenbaues gewonnen hatte, war er weit mehr, als sonst, auf ähnliche Bauwerke aufmerksam; der Freiburger Münster aber nahm seine Aufmerksamkeit doppelt in Anspruch, da Erwin von Steinbach ebenfalls der Erbauer desselben ist.

Das große reiche Bild, von jenem ersten Werke Erwins, in der Seele tragend, fand sich Theodor anfangs, durch den Anblick dieses zweiten, wenig befriedigt. Der Freiburger Thurm ist nicht bloß kleiner, als der des Straßburger Münsters, sondern es fehlt ihm auch

der

der Reichthum an Zierathen und Bildwerken, und die Flächen sind zu leer gelassen. Unser Freund fand darin mit Recht eine der vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten der deutschen Bauart: daß die Ordnung und Klarheit der Verhältnisse nicht auf Kosten der Fülle und Mannichfaltigkeit hergestellt wird, sondern beides, Form und Stoff, in Einklang steht. Die griechische Baukunst liebt leere Flächen, weil die verständige Klarheit zu ihrem Charakter gehört; die deutsche hingegen vermeidet das Leere und Allzulichte, und sucht die Fülle und Mannichfaltigkeit, weil ihr die warme trunkene Begeisterung eigen ist. Hingegen fand Theodor die in zierlichen Schnörkeln durchbrochene, gleich einer Riesenblume aufsteigende Spitze des Thurms sehr schön, und beinahe schöner, als die des Straßburger Thurmes, dessen Durchbruchsformen mehr geradlinig, und nicht so zierlich verschlungen sind. Auch gereicht es dem Freiburger Thurme zum Vorzug vor seinem größeren und gewaltigeren Bruder, daß er ganz vollendet ist, und mit den beiden kleinern Thürmen, die sich über dem Schiffe der Kirche befinden, ein sehr schönes Ganzes bildet.

Ungern vermißte Theodor das schöne Straßburger Portal beim Eintritt in die Kirche.

Eigenthümlich ist die hiesige Einrichtung, daß das Portal in eine Vorhalle hineingerückt ist, so daß der Beschauer ruhiger die Bildwerke desselben betrachten kann. Um ihn noch länger zu beschäftigen, und ihm noch mehr Gelegenheit zur Sammlung seines Geistes zu geben, sind an den Wänden der Vorhalle eine Menge Gemälde, die Tugenden und Laster vorstellend, angebracht. Aber unsern Beschauern gefielen weder die Gemälde, die ohnehin fast ganz verblichen waren, noch die etwas rohen Schnitzwerke, noch die ganze Form des Portals; welches, zumal von außen in der Entfernung, keinen großartigen Anblick gewährt.

Sie traten in die Kirche, und fanden sich von der hohen Schönheit dieses im reinsten deutschen Styl erbauten Tempels, von dem sie nichts Außerordentliches erwartet hatten, sehr überrascht. Der Führer drängte sie, auf den Thurm zu steigen, welcher bald sollte verschlossen werden, und sie mußten sich vom Anschauen losreißen. Die Treppen, auf denen man bis zu den großen Bogenfenstern hinaufsteigt, sind inwendig angebracht und von Holz; erst von da weiter hinauf führt eine steinerne Wendeltreppe; aber die höchste Spitze ist nicht anders,

als

als durch Klettern zu besteigen, welches Wagestück jährlich die Steinhauer unternehmen müssen. Unsere Wanderer standen jetzt oben auf der Gallerie, und genossen die entzückende Aussicht auf die herrliche Gegend. Die Aussicht vom Straßburger Thurme geht in die Ferne, und zunächst ruht das Auge auf der großen Häusermasse der Stadt; hier findet der Blick gleich in der Nähe die schönsten Ruhepunkte: eine fruchtbare lachende Ebene umgibt die Stadt gegen Norden und Westen, in welcher sich der hohe Kaiserstuhl erhebt, und welche südlich von der grünen Bergkette, die sich nach dem sogenannten Himmelreich hinzieht, östlich vom ganz nahen Schloßberg mit seinen Weingärten, und nördlich von den niedrigen Gebirgen bei Lahr und Offenburg umschlossen wird; den fernen Horizont im Westen begrenzt das gewaltige Gebirg der Vogesen, in blauen Nebel gehüllt. In dieser reizenden Gegend, einem Garten Gottes, erhebt sich der schöne Thurm, als eine Warte, zur Beschauung und Bewunderung der herrlichen Natur hingestellt. Die christliche Frömmigkeit scheint sich hier mit dem Naturdienst Gottes vermählen zu sollen: die beiden Offenbarungen desselben, die in der Geschichte und die in der Natur, treten vor das Auge

des

des frommen Beschauers, und er fühlt, daß es dieselbe göttliche Güte ist, welche die Natur geschaffen und Christum zur Erlösung der sündhaften Welt gesandt hat.

Theodor und Otto stiegen jetzt wieder herunter, um das Innere der Kirche zu betrachten. Welch ein erhabenes Bild der Vollendung, der heiligen ruhigen Größe! Zwei Reihen hoher schlanker Säulen tragen das ungeheure Gewölbe, das sich hinten im Chor zu einer hohen Kuppel perspectivisch verjüngt; ein wahrer Tempel der Andacht, die Seele über sich selbst emporhebend, den Geist zur Sammlung und Einkehr in sich mahnend. Am Straßburger Dom war die allzugroße Breite zu tadeln; hier befriedigen ganz die richtigsten Verhältnisse; dort verschiedener Styl, hier alles im schönsten Einklang. Die schönsten Glasmalereien in den Fenstern (nur Schade, daß sie über dem Portal fehlen!), ein herrliches Altar-Gemälde, von Baldung Grün, ganz im guten altdeutschen Styl gearbeitet, voll Natur und edler frommer Einfalt, reich und sinnig in der Zusammenstellung, und viele andere Bilder und Denkmäler beschäftigten unsere Beschauer, bis sich die Sonne zum Untergange

neigte,

neigte, und sie abrief; denn sie wollten noch den Schloßberg besteigen. Noch einmal faßten sie den Eindruck des Ganzen auf, und präg= ten sich das hohe Bild tief in die Seele: dann gingen sie.

Die Sonne sank eben hinter die Vogesen, als sie auf dem Schloßberge ankamen. Ueber die Ebene verbreitete sich ein zarter Duft. Die Berge standen noch vom Abendroth beschienen, das sich glühend über die Vogesen ergoß. Der Thurm stieg ruhig und groß, ein Bild des andächtigen Gebets, in das Abendroth empor, dessen Gluthen durch das Blumengewirk seiner Spitze vergoldend strahlte; es war die Verklä= rung des zum Himmel entzückten Beters. Theo= dor war wunderbar bewegt; sein Geist erhob sich zu Gott in dem ernsten Gedanken an den von ihm erwählten heiligen Beruf, und in dem Gelübde, demselben getreu zu seyn. Ohne ihn in seiner Andacht zu stören, vielmehr ihn noch mehr erhebend und erwärmend, gesellte sich zu jenem Gedanken das Andenken an Hildegard, welche seine Seele jenseit des vergoldeten Ge= birgs im fernen Westen suchte. Glückliches reines Gemüth, in welchem sich die Liebe zu Gott mit der irdischen Liebe verträgt, für wel=

ches der unselige Zwiespalt zwischen Himmel und Erde aufgehoben oder vielmehr nie vorhanden gewesen ist! Denn nur der Unreine findet Unreines in Gottes Welt, und nur sein eigener Zwiespalt bringt Zwiespalt in das, was an sich eins ist.

Auf dem Rückwege nach der Stadt lenkte Otto das Gespräch auf den Kirchenbau. In Deinem schönen Aufsatz über den Straßburger Münster, sagte er, hast Du zwar dessen Bauart aus dem Geiste des Christenthums abgeleitet, am Ende aber die Andeutung gegeben, daß sich in der evangelischen Ktrche etwas Neues und Eigenthümliches gestalten könne. Indessen hat bis jetzt der Protestantismus auf den Kirchenbau keinen vortheilhaften Einfluß geäußert; und ich sollte glauben, daß das Vollkommene hierin schon gefunden und davon abzugehen keineswegs rathsam sey. — Er äußerte sich besonders in lebhaftem Tadel über eine neuerbaute protestantische Kirche, die er in einer süddeutschen Residenz gesehen hatte, und deren Bauart ihm zwischen der eines griechischen Tempels und der eines modernen Theaters zu schweben schien.

Für den Zweck des katholischen Gottesdienstes, erwiederte Theodor, ist der altdeutsche

Kirchenbau gewiß vollkommen zu nennen; aber für den evangelischen Cultus erwarte ich noch einen besseren. Da wo der Hochaltar, und das daselbst zu haltende Hochamt, den Mittelpunkt des Gottesdienstes ausmacht, ist die längliche Gestalt oder die Kreuzform ganz zweckmäßig; und wo außerdem eine Menge Nebenaltäre für die Heiligen sind, muß es außerhalb der Säulen zu beiden Seiten noch eine Nebenkirche geben, wohin sich diejenigen wenden können, welche ein besonderes Vertrauen zu einem der Heiligen führt, dem sie ihr Anliegen vortragen wollen.

„Nicht wahr? Du willst die evangelischen Kirchen für die Predigt eingerichtet wissen, die bei uns freilich beinahe Nebensache ist, und fast immer nur von einem Theile der Gemeinde gehört wird. Aber so erhältst Du Kirchen, die eben so prosaisch sind, wie Euer Gottesdienst; es werden Hörsäle werden, nicht Kirchen.“

„„Das Bild einer andächtigen Versammlung, in Eintracht und Liebe vereint, von einer begeisternden Rede ergriffen, ihre Gefühle in heiligen Gesang aushauchend, ist wahrlich nicht so prosaisch, wie Du meinst. Es

gibt

gibt nichts Erhabneres, als der Anblick einer großen Volksversammlung.""

„Du hast Recht; ich habe ein Mal von einer Höhe ein großes Kriegsheer versammelt gesehn, und mich mächtig davon ergriffen gefühlt. Auch habe ich gelesen, daß der Anblick des alten Amphitheaters in Verona, mit Menschen angefüllt, alles übertreffen soll, was man sich Erhabnes denken kann."

„„Der Eindruck wird durch die lebendige Bewegung der Menge, durch ihr Gemurmel und ihr Geschrei verstärkt; wie viel mehr noch durch den heiligen Gesang, den sie erhebt! In einer andächtigen christlichen Versammlung wird die Idee einer christlichen Gemeinde anschaulich und wirklich. Christus wollte eine lebendige Gemeinde, wie im Leben, so in der Andachtsübung; der Katholicismus hingegen vergißt, über der Kirche und dem Cultus, die Gemeinde, welcher er zu sehr die Vereinzelung gestattet. Einseitig ebenfalls, aber doch geistiger ist die Ansicht der reformirten Confession, welche die Kirche, den Cultus und deren Schmuck der Versammlung der Gemeinde und deren Andachtsübung nachsetzt. Das Beste wird seyn, beides zu vereinigen; und die Kir-

chen

chen so zu bauen, daß sie dem Zwecke der Versammlung der Gemeinde dienen, zugleich aber für sich selbst der Idee der Schönheit entsprechen.""

„Du wirst also die amphitheatralische Form fodern?"

„„Allerdings eine solche Form, welche es möglich macht, daß Alle nicht nur den Prediger, sondern auch die ganze Gemeinde im Auge haben, und dieses erhebenden Anblicks genießen. Und mit dieser Brauchbarkeit wird sich auch die Schönheit vereinigen lassen. Ein Bauwerk von eyrunder Form, oben in ein hohes Spitzgewölbe auslaufend, würde nicht nur ein bequemer Versammlungsort seyn, sondern auch für sich denselben Eindruck, wie eine große Versammlung, gewähren, und das Bild des hohen heiligen Einklangs darstellen.""

„So würde man also zu der Bauart des römischen Pantheons zurückkehren?"

„„Nicht ganz; ich würde nicht das reine Rund, auch nicht die griechische Säulenordnung zulassen. Alle Grundformen des altdeutschen Kirchenbaues müßten, so weit es für diesen Zweck thunlich wäre, beibehalten werden.

O! wenn ich es noch erlebte, daß die Kraft einer neuen religiösen Begeisterung sich über unser Volk ergösse, und ihm zu solchen heiligen Bauwerken Lust und Liebe, Kraft und Ausdauer gäbe! Aber ich fürchte, der beste Zeitpunkt, wo man einen solchen Geist hätte im deutschen Volke erregen können, ist ungenutzt vorüber gelassen worden!'''

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Theodor und Otto hatten einige Städte Oberitaliens und Toscana's gesehen, und sich daselbst länger aufgehalten, als ihr Plan gewesen war, weil das Besehen der Merkwürdigkeiten mehr Zeit kostete, als sie sich vorgestellt. Ungeduldig eilten sie nach Rom, wo sie in der Wohnung des alten Schönfels abstiegen. Ein wohlbekannter Bedienter empfing sie, und verkündigte schon durch seine Erscheinung die Gegenwart seiner Herrschaft. Man erfuhr von ihm, daß der Vater nicht zu Hause, Hildegard aber auf ihrem Zimmer sey. Otto wollte sie überraschen, und eilte mit Theodor, ohne sich anmelden zu lassen, zu ihr hinauf.

Sie traten ins Vorzimmer ein, und Hildegard kam ihnen aus der offenen Thüre ihres Zimmers entgegen. Welche freudige Ueberraschung zeigte sich in ihren Blicken und Gebehrden!

behrden! Eine glühende Röthe bedeckte ihr Gesicht, indem ihr Blick auf Theodor fiel; mit ausgebreiteten Armen ging sie ihrem Bruder entgegen, und fiel ihm um den Hals. Hierauf gab sie Theodoren ihre Hand, die er zärtlich küßte.

Man fragte nun und erzählte einander, wie man bisher gelebt und wie man gereist sey. Aus allem, was Hildegard zu Theodor sagte, leuchtete die innigste Theilnahme und Anhänglichkeit hervor. Er selbst war ganz trunken von der Freude des Wiedersehens, und hing mit Entzücken an ihren Augen.

Otto entfernte sich bald, angeblich um den Vater aufzusuchen, in der That aber auch in der Absicht, um seinen Freund, dessen Neigung er errathen hatte, mit der Geliebten allein zu lassen.

Als er fort war, erkundigte sich Hildegard bei Theodor nach seinen und Otto's Studien, und fragte ihn, ob er sich in der Wahl seines Berufs befestigt habe.

Nicht ohne Unruhe und Verwirrung gab unser Freund von den Ergebnissen seines Studiums Rechenschaft, und schloß mit der lebhaften Erklärung: daß er alle seine Zweifel überwunden,

wunden, und den Entschluß gefaßt habe, den geistlichen Stand zu ergreifen.

Er hatte während dieser Rede von Zeit zu Zeit einen Blick auf sie geworfen, und sie immer die Gleichmuth behaupten sehen, die er sonst an ihr bemerkt, und die sie nur im Augenblick des Wiedersehens verlassen hatte, was schon sehr viel zu seiner Verwirrung beitrug. Als sie aber gar seinen Entschluß lobte, und ihm dazu Glück wünschte, konnte er sich nicht länger halten; er fiel zu ihren Füßen, ergriff ihre Hand und rief: Aber, Hildegard, nur mit Ihnen kann ich leben und diesen Beruf erfüllen. Entscheiden Sie mein Schicksal! Mit Ihnen ist Leben, Kraft und Segen des Wirkens; ohne Sie der Tod.

Mit einem Blicke, in welchem sich auf eine unbeschreibliche Weise die süße Verwirrung des liebenden Mädchens und der Ernst eines großen festen Charakters vermischte, sagte Hildegard: Lieber Theodor, stehen Sie auf! Ich bitte Sie, mäßigen Sie sich, und lassen Sie mich!

Ich lasse Sie nicht — rief Theodor, ihre Hand an die heißen Lippen drückend — bis Sie mir sagen, ob Sie mich lieben, und die Meine seyn wollen, oder nicht.

Mein lieber, lieber Freund! sagte sie mit einem unendlich rührenden Tone: ich bin Ihre wahre Freundin; damit begnügen Sie sich!

Theodoren befiel bei diesen Worten ein Schmerz, der sich mit einer auflösenden Gewalt über sein ganzes Wesen verbreitete. Er hielt noch Hildegards Hand an seinen Lippen, sein Haupt neigte sich auf ihren Arm, und er schien in Bewußtlosigkeit versunken.

Da hörte Hildegard den Diener ins Vorzimmer treten, und ihr Ruf: Man kommt! schreckte Theodoren aus seiner Betäubung, und er stand auf.

Der Diener meldete ein Paar Herren, welche sich zum Thee einfanden. Sie traten ein, und Theodor erkannte in dem einen seinen Universitätsgenossen Sebald wieder, der sich jetzt als ausübender Maler hier in Rom befand. Hildegard und ihr Vater pflegten des Abends mehrere deutsche Künstler und Gelehrte, die sich in Rom aufhielten, bei sich zu sehen. Zu diesen gehörten die Beiden, welche eben angekommen waren; und es währte nicht lange, so fanden sich noch mehrere ein.

Theodor beurlaubte sich auf einige Augenblicke, um die Reisekleider abzulegen; auch bedurfte

durfte er der Einsamkeit, um sich von seiner Verwirrung zu erholen.

Es kostete ihn Mühe, die Fassung wieder zu gewinnen. Ihn peinigte gleich sehr der Vorwurf, unbescheiden und unbesonnen gehandelt zu haben, und der Zweifel, ob Hildegard ihn liebe. Sichtbar verlegen und verstimmt, kehrte er in die Gesellschaft zurück, wo Sebald eben in lebhaftem Gespräch begriffen war.

Er stritt sich mit einem Genossen seiner Kunst über den wahren Geschmack in der Malerei, worüber sie beide ganz entgegengesetzte Grundsätze aufstellten.

Es waren nämlich damals in Rom zwei Schulen oder Partheien der Künstler, eine christlich romantische und eine griechisch klassische. Diese suchte alles Heil im Studium und in der Nachahmung der alten Kunst; jene wollte sich des wahren christlichen Geistes befleißigen, verachtete die alte Kunst als heidnisch, setzte über Alles den Ausdruck des einfältigen demüthigen Glaubens, und empfahl die Nachahmung der alten deutschen und italienischen Maler; indem ihr selbst Raphael zu heidnisch vorkam, und der Form und Schönheit zu viel gehuldigt zu haben schien. Zu der letztern Schule gehörte Sebald, zu der ersten dessen Gegner.

Der Griechenfreund sagte: Das Urbild des Schönen ist nur eines, und gehört allen Völkern und Zeiten. Die Alten haben durch eine eigenthümliche Auffassungs- und Darstellungsgabe sich diesem Urbilde am meisten zu nähern gewußt, und von ihnen müssen wir lernen, wenn wir Schönes bilden wollen.

Sebald antwortete: Die Griechen, denen der Glaube fehlte, wußten nur die äußere Schönheit aufzufassen, und suchten vergeblich das Höchste in Umrissen und Formen festzuhalten. Der Christ strebt nach dem Urbild der geistigen Schönheit in Glaube, Hoffnung, Liebe; ihm gilt die äußere Form wenig, denn auch in einem unschönen Gesicht können sich diese christlichen Grazien malen.

„Was sich malen läßt, gehört der äußern Form an, und was dieser angehört, kann nur durch äußere Schönheit gefallen.“

„„Die äußere Schönheit in ihrer Vollendung faßt nicht die Fülle der geistigen Schönheit. Alle Eure regelmäßigen antiken Köpfe haben eine gewisse geistige Leerheit oder einen Zug von irdischem Uebermuth und Selbstvertrauen. Eine christlich gläubige zum Himmel gerichtete Seele wohnt gern in einem durch Fasten und Casteiungen niedergedrückten Leibe.““ — —

Bei diesen Worten sahen sich mehrere in der Gesellschaft lächelnd an, denn Sebald hatte nichts weniger als das Ansehn eines christlichen Asketen. Er merkte diesen Spott, ließ sich aber nicht irren und fuhr fort:

„„Und so verschmäht sie auch die äußere Schönheit. Wie Gott das Thörichte der Welt erwählt hat, um die Weisheit der Welt dadurch zu Schanden zu machen: so erwählt er auch das Unscheinbare und Einfache von Gestalt, um daran die wahre Schönheit zu offenbaren.““

„Sie sprechen auf diese Weise gegen alle bildende Kunst, und Sie mögen darin Recht haben, daß das Christenthum dieselbe nicht begünstigt. Darum flüchte ich mich eben in das kunstreiche Alterthum, wo die Schönheit blühte, und das Göttliche sich in der Form offenbarte. Die Christen mögen denken und dichten, der Gedanke ist ihre Welt; aber das Bilden sollen sie den Griechen lassen.“

Ich denke, fiel Hildegard ein, daß Euch strenge Herren beide die Meisterstücke der christlichen Malerei widerlegen. Kommt Raphaels Pinsel nicht dem antiken Styl gleich? und tragen seine Köpfe, zumal die weiblichen, nicht

den

den reinsten Ausdruck christlicher Demuth und Andacht an sich?

Er verdankt eben der Antike sehr viel; versetzte der Griechenfreund.

Raphaels Köpfe sind schön, sagte Sebald; aber frömmer, einfältiger ist der Ausdruck in denen der altdeutschen und altitalienischen Maler.

Theodor bemerkte dagegen: Raphaels Maria auf dem Bilde der Vermählung zu Florenz ist so einfältig kindlich, wie irgend ein altdeutsches Bild; und doch ist sie von wunderbarer Schönheit.

Was ich besonders noch an Raphael zu tadeln habe, setzte Sebald hinzu, ist die Grazie in dem Faltenwurf der Gewänder, die Zierlichkeit der Stellungen, des Haarputzes, und überhaupt der irdische Glanz, der über Alles verbreitet ist; was sich nicht mit der christlichen Demuth und dem himmlischen Sinne verträgt.

Etwas Wahres ist an dem, was Sebald sagt, versetzte ein deutscher Gelehrter; mich zog auch, als ich zu Dresden war, die dortige Madonna von Holbein eine Zeitlang mehr an, als die von Raphael: bis ich endlich fand, daß jenes Bild durch seine hohe Wahrheit das Ge-

müth

müth mehr anspricht und so zu sagen menschlicher ist, dieses aber in wunderbarer Vollendung den ganzen Geist ergreift und wahrhaft göttlich ist.

Etwas Wahres, sagte Theodor, ist auch selbst in den Grundsätzen meines Freundes Sebald.

Recht, mein Freund! fiel Hildegard ein: machen Sie den Mittler zwischen den beiden Streitern! Ich habe Sie immer so sehr mild und billig in Ihren Urtheilen, selbst über unsere Kirche, gefunden.

Eigentlich, mein Fräulein, versetzte Sebald, sollte und dürfte ich mir einen Protestanten als Schiedsrichter verbitten, in einer Sache, die nur in der katholischen Kirche richtig beurtheilt werden kann. Aber lassen Sie uns ihn hören.

Theodor sah ihn betroffen an, indem er vermuthen mußte, daß Sebald zur katholischen Religion übergetreten sey; und nur die Rücksicht auf die Umgebung hielt ihn ab, ihm eine bestimmte Erklärung darüber abzufodern, und seinen Unwillen über diesen Fehltritt auszusprechen. Er nahm sich zusammen, und sagte:

Ich werde als Christ urtheilen, aus dem christlichen Geiste, so weit er mir eigen ist;

und wenn die Katholiken Christen sind und seyn wollen, so werden Sie, hoffe ich, mit meinem Urtheil zufrieden seyn. Ich bin nicht der Meinung unsers Griechenfreundes, daß die Griechen das höchste Urbild der Schönheit gekannt und dargestellt haben. Wenn es wahr ist, daß die Menschheit erst durch das Christenthum sittlich vollendet worden, daß erst in Jesu der vollkommne Mensch erschienen ist: so folgt daraus, daß auch erst durch das Christenthum die höchste Idee der Schönheit geoffenbart worden; denn die Schönheit und Sittlichkeit sind in ihrem Grunde Eins. Aber unser Griechenfreund hat Recht, wenn er alle Schönheit als darstellbar ansieht, und für die bildenden Künste nur eine äußere Schönheit anerkennt; und Freund Sebald hat Unrecht, wenn er glaubt, daß die geistige Schönheit die äußere in Gesichtszügen, Gebehrden, Kleidung, verschmähe.

Sebald machte Miene, ihn zu unterbrechen, aber Hildegard befahl ihm durch einen Wink Stillschweigen, und Theodor fuhr fort.

Das Ideal christlicher Schönheit, welches mein Freund aufgestellt hat, ist keinesweges das der höchsten christlichen Schönheit, indem

es nicht frei von Gegensatz und Beschränkung ist. Nur da ist die höchste Schönheit, wo die Einheit des Geistes und Körpers erscheint, wo der Geist zur Vollendung aufgeblüht ist, wo sich die Unschuld mit der Erkenntniß, die Einfalt mit der Fülle und dem Glanze, die Demuth mit dem Vertrauen, der Ernst mit der Heiterkeit, vereinigt. Die älteren Maler stellen in ihren Bildern die Züge der Unschuld, Einfalt und Demuth auf, und rühren damit tief und wirken Erbauung, indem sie uns an diese von uns meistens verlorenen Tugenden mahnen; aber dieser Eindruck ist mehr sittlicher, als künstlicher Art; und es fehlt die Erhebung über den Gegensatz dessen, was seyn soll und nicht mehr ist, das Gefühl der Vollendung und des Sieges.

Viele, und auch Hildegard, nickten unserm Freunde Beifall zu.

Ein Gemüth, fuhr er fort, mag sehr rein, fromm und liebenswürdig seyn; aber wenn es nicht den Leib vollkommen beherrscht, wenn dieser in Haltung und Gebehrden vernachlässigt ist, wenn sich darin nicht die freie Kraft in Anmuth und harmonischer Bewegung spiegelt: so fehlt demselben doch die Vollendung. Gerade

rade so ist es mit der Schönheit der Gesichtszüge und des Wuchses: dafür kann der Mensch nichts, er muß zufrieden seyn, wie ihn die Natur gebildet hat; aber der Maler soll die Unvollkommenheit der Natur nicht nachahmen, und dem schönen Geiste einen schönen Körper leihen. Oder glaubt man, daß sich die Schönheit des Geistes nicht in einem schönen Körper spiegeln könne?

Ich will es nicht schlechthin leugnen, versetzte jemand aus der Gesellschaft; aber meistens sind die regelmäßig schönen Gesichter, zumal unter den Männern, ausdrucks- und geistlos; hingegen die unregelmäßigen sind anziehend und bedeutend; und das bestätigt die vorhin gemachte Bemerkung, daß die griechischen Köpfe, die doch regelmäßig schön sind, geistig leer und unbedeutend seyen.

Es mag seyn, erwiederte Theodor, daß die hervorbringende Kraft der Natur nicht immer das zugleich geistig und körperlich Vollkommne schaffen kann; aber darin liegt kein Gesetz für die Kunst. Und was die griechischen Köpfe betrifft, so sey mir als einem Laien die Ketzerei vergönnt, daß ich das gewöhnliche griechische Profil allerdings etwas einförmig und kalt finde.

finde. Doch ist der Bildnerei nicht die Mannichfaltigkeit und Wärme verstattet, welche der Maler, selbst bei der Beibehaltung einer Grundgestalt, durch die Farbenmischung und den Blick des Auges erreichen kann; und ihm vorzüglich ist es möglich, die geistige Schönheit darzustellen, weßwegen man mit Recht die Malerei für die eigenthümlich christliche Kunst hält.

Sie würden, sagte der Griechenfreund, mit mir das größte Mißfallen an dem neuesten Werke des Malers N. finden, worin er ganz dem Niederländer Johann van Eyk nachgeahmt hat. Es ist dieselbe widrige Ziererei, als wenn eine alte Jungfer von funfzig Jahren das naive Mädchen von sechszehn Jahren spielen will.

Und doch glaube ich, antwortete Theodor, daß diese, wenn auch gezwungene und gezierte Rückkehr zu der alten Einfalt dem Geschmack ersprießlicher ist, als die theatralische gespannte Manier der Franzosen.

Der Eintritt des alten Schönfels unterbrach das Gespräch. Er empfing unsern Theodor mit einer wahrhaft väterlichen Wärme, und trug dadurch sehr viel dazu bei, daß er

wieder heiter und ruhig wurde. Die Aufmerksamkeit, mit welcher ihn Hildegard in der allgemeinen Unterhaltung ausgezeichnet, hatte wie ein lindernder Balsam auf die Wunde seines Herzens gewirkt, und er verließ die Gesellschaft sehr gefaßt, wenn auch nicht ganz beruhigt.

Zweites Kapitel.

Am andern Tage suchte Theodor Sebalden auf; denn er war begierig zu erfahren, ob er wirklich den Schritt gethan, und zur katholischen Kirche übergetreten sey. Er fand ihn vor einem Crucifix und einem Todtenkopfe knieend, und wollte sich wieder entfernen, um ihn nicht zu stören; aber Sebald stand auf, und hieß ihn bleiben.

Ich habe mich also in meiner Vermuthung nicht geirrt, sagte Theodor: Du hast unsere Kirche verlassen?

Eben weil es keine Kirche war, antwortete er, und ich eine solche suchte, verließ ich sie.

„Die evangelische Kirche hältst Du für keine Kirche? Nicht wahr, weil sie kein sichtbares Oberhaupt und keine Hierarchie hat?“

„„Allerdings auch darum; überhaupt aber, weil ihr der Charakter der Allgemeinheit und Objectivität fehlt, und somit Cultus, Kunst, Symbolik und Mythologie, kurz Alles, was zu einer Kirche gehört.““

„Du hast da in wenig Worten viel gesagt; laß es uns genauer betrachten! Was verstehst Du unter der Kirche?“

„„Die objective Darstellung oder die reale Seite der Religion.““

„Das ist eine sehr vage Erklärung. Höre dagegen die meinige! Das Wort Kirche, griechischen Ursprungs, bezeichnet eigentlich das Gebäude, in welchem der Gottesdienst gehalten wird; und sollte gar nicht zur Bezeichnung des Begriffs, den wir suchen, gebraucht werden. Christus stiftete eine Gemeinde, ecclesia, nicht eine Kirche. Erst zu der Zeit, als man die christliche Gemeinde nur in der Kirche, und außerdem, im thätigen Leben, nicht mehr fand, wurde der Name Kirche dafür gebraucht, an welchen sich leicht ein falscher Begriff anschließt.“

„„O verschone mich mit Deiner biblischen Deduktion! So macht ihr es, ihr Protestanten; ihr holt alles von den Anfängen her, und vergeßt,

vergeßt, daß es eben Anfänge waren, aus denen sich das Vollkommnere entwickelt hat.""

„Wenn Du an die christliche Offenbarung glaubst, so mußt Du auch darin die Grundideen und Regeln für Alles suchen. Bleiben wir also bei dem Wort und Begriff der Gemeinde, so ist klar, daß das Wesen derselben in der Gemeinschaft besteht; und diese Gemeinschaft ist keine andere, als die sittlich-religiöse, durch Glauben und Liebe bestimmte Gemeinschaft der Christen mit Christo und unter einander selbst. Nun frage ich Dich: ob wir Protestanten keine christliche Gemeinde bilden, da wir an Christum glauben, und uns eines thätigen Lebens in der Liebe befleißigen?"

„„Wenn Du die Kirche so fassest, so haben die Sekten, die Quäker, Mennoniten und wie sie alle heißen, auch eine Kirche.""

„Ja, aber nicht von der rechten Art, weil sie die Einseitigkeit und Besonderheit suchen. Nach ihren Grundsätzen läßt sich keine allgemeine christliche Kirche erbauen, schon darum, weil kein Staatsleben damit verträglich ist, und die Richtung auf das Innere bei ihnen so sehr vorherrscht, daß dadurch eine äußere feste Gestaltung des Kirchenlebens unmöglich gemacht wird; wie sie denn schon keine Theologie, ge-

schweige

schweige einen ordentlichen Cultus haben. Aber alles dieses kannst Du uns Protestanten nicht vorwerfen."

„„Ich meine doch, wenigstens eines: herrscht bei Euch nicht auch die Richtung auf das Innere vor? Kann und darf nicht ein jeder seine individuelle Meinung vortragen?""

„Wir unterdrücken die Freiheit der Meinungen nicht, aber wir unterwerfen sie einer Regel: Das ist die Schrift, durch die wir mit der allgemeinen Kirche zusammenhangen; so wie wir auch die geschichtliche Ueberlieferung nicht ganz verwerfen, und an alten löblichen Instituten, wie z. B. an der Kindertaufe, halten."

„„Mag alles Andere seyn, wie es wolle: ich finde nur in der katholischen Kirche eine erhebende Gemüth und Phantasie befriedigende Andachtsfeier; nur sie begünstigt die Kunst, und leiht ihr würdige Gegenstände.""

„Ja wohl ist der katholische Cultus nur allzusehr auf die Phantasie und Sinnlichkeit berechnet; ob dadurch aber der wahre Geschmack befriedigt werde, ist eine andere Frage. Wo nicht sittliche Ideen zum Grunde liegen, wo nicht die freie Kraft des Geistes hervortritt, da ist an keine Befriedigung des Geschmacks

zu

zu denken. Und wo im katholischen Cultus sind diese sittlichen Ideen, wo diese sittliche Kraft? Alles ist ins Materielle gezogen, alles schmeichelt der Schlaffheit des Geistes. Nimm die Messe! Wie ist die ursprüngliche Idee des Opfertodes Christi darin entstellt und vergröbert!"

„„Symbolische Darstellung nennst Du Vergröberung?""

„Wenn die Messe Symbol des Opfertodes Jesu ist, so weiß ich nicht, was Symbol ist. Ich erkenne nur dasjenige für ein Symbol, was das Bezeichnete selber ist, obschon in einer niedern Art oder in der äußern Erscheinung. Zum Beispiel: der sich entfaltende Schmetterling ist Symbol der Auferstehung oder Unsterblichkeit; weil dessen Umwandlung in der That eine Auferstehung, nur in körperlicher irdischer Weise, ist. Aber die Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi ist ja nur erlogen, und die Opferung desselben ebenfalls. Das Symbol des Brodes und Weines in der Messe ist in keiner Beziehung mit dem Leibe und Blute Christi Eins; anders in unserm Abendmahle, wo es, in lebendiger Gemeinschaft genossen, nicht nur das Bild des Lebensbrodes Christi, sondern dieses selbst ist."

Sebald

Sebald zeigte sich über diese Bemerkung empfindlich, und Theodor brach daher das Gespräch ab, und entfernte sich bald.

Es führte ihn der Weg an einer Kirche vorbei, worin eben Gottesdienst gehalten wurde, und er trat hinein. Man las die Messe; und da er lange keiner beigewohnt hatte, so blieb er und trat näher hinzu. Er blickte um sich, und sah Hildegard, welche eben ihren andächtigen Blick nach dem Altar hinrichtete. Sie bemerkte ihn ebenfalls, und ihre andächtige Aufmerksamkeit wurde auf einen flüchtigen Augenblick abgelenkt; aber sie sammelte sich sogleich wieder, zumal da auch Theodor sein Auge sogleich wieder von ihr wandte, um sie nicht zu stören, und nur seitwärts nach ihr hinsah. Wie schön erschien sie ihm in ihrer Andacht! Er dachte an jenen Augenblick, wo er sie zuerst gesehn, und Wehmuth ergriff sein Herz. Ach! er war ihr seitdem nicht viel näher getreten, und jetzt noch hoffnungsloser als damals!

Die Beobachtung der Meßhandlung bestärkte ihn in dem Widerwillen, den er gegen diesen Gebrauch hegte, und so eben ausgesprochen hatte. Mit einer Art von Eifersucht sah er die Geliebte seines Herzens in andächtiger Stimmung da, wo er selbst nur Anstoß und Aergerniß

gerniß fand, und er nahm sich vor, sich nächstens mit ihr darüber zu besprechen. Sie muß doch, dachte er, in der Messe eine Anregung und Nahrung ihres frommen Gefühls finden; denn eine bloß äußere Uebung ist ihre Andacht gewiß nicht. Wie könnte sich sonst in ihrem Auge diese Innigkeit spiegeln?

Da ihm der Unterschied der Religion eines der Hindernisse seines Glückes zu seyn schien (denn an Hildegards Liebe zweifelte er in ruhigen Augenblicken kaum mehr): so war es ihm um so peinlicher, die Geliebte, die sonst so sehr mit ihm übereinstimmte, einem andern Glauben huldigen zu sehn; und der dunkle Wunsch regte sich in ihm, sie zu seinem Glauben und zu seiner Kirche herüberzuziehen.

Drittes Kapitel.

Hildegard kam der Absicht unsers Freundes selbst entgegen, als sie bei der nächsten Zusammenkunft zu ihm sagte: Ich bin begierig zu sehen, welchen Eindruck der katholische Gottesdienst hier in Rom, der Mutterkirche, auf Sie macht. Sie waren heute in der Messe: ich habe Sie gesehen.

Theodor erwiederte: Sie haben meine Urtheile über die katholische Kirche immer sehr billig und unparthetisch gefunden; Sie werden mir daher verzeihen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich der Messe nur mit Widerwillen beiwohnen kann.

In Hildegards Gesicht zeigte sich auch nicht die geringste Spur von Empfindlichkeit; sie fragte ganz ruhig: Und warum?

Er antwortete: Die Messe bedeutet Folgendes: Christus, der für uns Fleisch und

Blut

Blut angenommen und für uns in seinem Tode zum Opfer dargebracht hat, nimmt bei der Wandlung der Hostie, kraft des Segensspruches des Priesters, von neuem Fleisch und Blut an, und wird vom Priester abermals geopfert. —

So ungefähr, unterbrach ihn Hildegard, ist mirs erklärt worden, und so sehe ich die Handlung an. Wenn das Wandelungsglöckchen ertönt, so falle ich, von dem Gedanken durchschauert, „daß Gott sich zur menschlichen Natur herabgelassen, daß er sich immerfort zu ihr herabläßt," andächtig auf meine Knee; es ist als wenn ein himmlischer Lichtstrahl das Erdendunkel durchbräche, es ist der Strahl der göttlichen Gnade, der unsere Sündennacht erhellet!

Sie sagte dieses mit einer Wahrheit des Ausdrucks, welche Theodoren ganz ergriff. Er war in seiner Gedankenreihe beinahe irre gemacht, und scheute sich, mit seiner Anklage gegen einen Gebrauch hervorzutreten, den die Geliebte in einem so andächtigen Sinne betrachtete. Sie foderte ihn aber selbst auf fortzufahren, indem sie ihn fragte: Was haben Sie nun einzuwenden?

Er fuhr fort: Die Menschwerdung und Aufopferung Christi, ein Mal in der Geschichte voll-

vollbracht, ist für alle Zeiten hinreichend; wir bedürfen jetzt keiner täglichen Opfer mehr, wie ehedem die Juden und Heiden. Allerdings soll Christi Opfer wiederholt werden, nicht nur in der Betrachtung der Gläubigen, sondern auch in ihrem Leben; wir sollen mit ihm sterben und auferstehen dadurch, daß wir der Welt und ihren Lüsten entsagen, und ein neues Leben im Glauben und in der Liebe beginnen. Dieses sollen wir in jedem Augenblick in uns selbst vollbringen, aber auch in der Gemeinschaft mit unsern Mitgläubigen im Abendmahle: wo wir im Genusse des Brodes und Weines der lebendigen Gegenwart Christi theilhaftig werden, wo Christus, in die Herzen seiner Gläubigen einziehend, von neuem Mensch und in ihrem gereinigten Gemüth von neuem den Tod für die Sünde stirbt. Aus dem Abendmahl ist nun die Messe entstanden, indem der gemeinschaftliche Genuß des Brodes und Weines, welcher gerade das Wesentliche ist, weggelassen, und der einseitige Genuß des Priesters an dessen Stelle gesetzt worden ist. Man hat aus einem lebendigen innern Akt, der sich in der Gemeinschaft der Gläubigen äußerlich abspiegeln soll, ein todtes kaltes Gepränge gemacht; wobei der oft sehr unwürdige Priester die Mitt-

lerschaft

lerschaft zwischen Christo und den Seinigen anmaßlich ausübt. Man hat das, was ein Mal für alle Mal geschehen ist, der Wiederholung unterworfen, und die Christen wieder zu dem Bedürfniß täglicher Sühnopfer herabgezogen. Nehmen Sie dazu die crasse Vorstellung von einer wirklichen Verwandlung der Hostie, den Götzendienst, den man damit treibt, indem man davor die Kniee beugt: und Sie werden meinen Widerwillen gerecht finden.

Hildegard war nachdenklich geworden. Sollte nicht, sagte sie, die Abweichung der Messe von der ursprünglichen Form des Abendmahls der Hauptgrund Ihres Widerwillens seyn? Sie sind bei der Betrachtung der Messe zu kritisch gestimmt, und überlassen sich zu sehr der geschichtlichen Vergleichung dessen, was da ist, und dessen, was da war; während ich mich an das Gegebene halte, und darin eben die Idee finde, die Sie entwickelt haben?

Haben Sie, fragte Sie Theodor mit forschendem Blick, wirklich immer diese Idee in der Messe gefunden?

Nicht gerade so bestimmt, wie Sie dieselbe fassen, antwortete sie mit einem Anflug von Erröthen. Aber ich glaube doch, daß man sie darin finden kann.

Man kann sie, sagte er, hineinlegen, wenn man weiß, wie der Gebrauch entstanden ist. Aber er spricht sie keinesweges aus; und ein kirchlicher Gebrauch, der nicht seine Bedeutung anschaulich macht, ist nicht nur zwecklos, sondern auch dem Aberglauben förderlich. Wie viele Katholiken glauben, daß in der Messe für unsere Sünden genug gethan werde durch die Verrichtung des Priesters, die sie gedanken- und gefühllos ansehen! Ganz anders ist das Abendmahl, welches nicht ein bloß vorstellendes (repräsentatives) Sinnbild, sondern der vorgestellte Akt selbst ist.

Otto, der während dieses Gesprächs herzugetreten war, sagte: Das Abendmahl haben wir auch; aber da an diesem nicht alle immer Theil nehmen können, so ist es gut, daß wir eine bildliche Vorstellung desselben in der Messe haben, wodurch wir bei jedem Gottesdienst an das höchste Mysterium des Christenthums erinnert werden. Der protestantischen Kirche fehlt ein solcher heiliger abschließender Akt im Cultus; Ihr müßt Euch mit der Predigt behelfen, welche selten mehr thut, als daß sie langweilt und erkältet.

Mir scheint, erwiederte Theodor, das Mysterium des Todes Jesu durch diese bildliche,

oder vielmehr, im Sinne der katholischen Kirche, eigentliche und wirkliche Vorstellung, nur entweiht zu werden. Das Heilige soll man nicht zu gemein und sichtbar machen; es soll im Herzen, als seinem Tempel, ruhen. Das ist eben der Fehler der katholischen Kirche, daß sie das Innerliche zu sehr äußerlich macht, und dadurch der Schlaffheit der Menschen zu viel Vorschub thut. Es ist viel leichter, etwas mit Augen zu sehen, als mit dem Geiste zu fassen!

Und der Fehler Eurer Kirche, fiel Otto ein, ist, daß sie alles nur innerlich gefaßt wissen will; wodurch nicht nur alle Anregung unterbleibt, sondern vornehmlich das Gemeinschaftliche und Oeffentliche des Gottesdienstes leidet.

Gibt es eine schönere Anregung, erwiederte Theodor, als den Gesang und das Gebet, und ist dieß nichts Gemeinschaftliches? Aeußerlich hören und sprechen wir mit einander die Worte der Andacht, und innerlich klingen sie im Herzen wieder.

Es ist wahr, sagte Hildegard, ich bin ein Mal in einer protestantischen Kirche sehr andächtig gewesen. Es war in Zürich, wo der Kirchengesang vierstimmig, ohne Begleitung der Orgel, und darum viel richtiger und harmonischer, als anderwärts ist. Die Gemeinde war

mit dem Anfang des Gottesdienstes vollständig beisammen, und Niemand störte durch seine spätere Ankunft. Man sang zwei Verse; dann sprach der Prediger das Gebet mit Ausdruck und Würde, dann folgte eine sehr schöne Predigt, welche mit einem Gebet schloß; hierauf sang man wieder zwei Verse, und der Segensspruch beschloß den ganzen einfachen Gottesdienst. Es herrschte die tiefste Andacht und Aufmerksamkeit; Herz und Geist fanden im Gesang, im Gebet und in der Predigt Nahrung und Erhebung, und das Ganze machte einen großen Eindruck auf mich.

Theodor sah sie bei diesen Worten mit freudig glänzendem Auge an.

Ich, sagte Otto, kann mich einer solchen Erfahrung nicht rühmen. In Sachsen habe ich mehrmals dem Gottesdienst beigewohnt, aber mich immer sehr gelangweilt. Die Predigten waren trockene Abhandlungen, und der Gesang eben so langwierig als langweilig.

Das ist der Fehler des lutherischen Cultus, erwiederte Theodor, daß dabei zu viel gesungen wird. Durch die Länge verliert der Gesang seine erhebende Kraft, da er nur einfach seyn darf, und daher nicht durch Abwechselung reizen kann.

Aber, sagte Otto, wenn bei Euch die Predigt nichts taugt, so fehlt dem Gottesdienste der Kern; und eine schlechte Predigt nimmt selbst dem Gebete und Gesange die Kraft. Wir sind dagegen mit dem schlechtesten Priester versorgt; er verrichtet die Messe gerade eben so, wie der würdigste.

Da fühle ich doch anders, lieber Bruder! versetzte Hildegard: der Anblick eines Priesters, von welchem der Ruf Schlimmes sagt, oder der in seinen Mienen den Ausdruck der Rohheit und Gemeinheit trägt, ist für mich störend.

Und in der katholischen Kirche ist der Priester so hoch gestellt! sagte Theodor. Er erscheint als Verwalter der heiligsten Geheimnisse, er schafft durch seine Worte das Wunder der Wandelung, und darf allein das Blut des Herrn genießen. Ein katholischer Priester sollte der würdigste reinste Mensch seyn, und ist oft gerade das Gegentheil.

Viertes Kapitel.

Nach einem unglücklichen Geständniß, wie jenes war, welches unser Freund der geliebten Hildegard gemacht hatte, würden gewiß viele Andere das ganze Verhältniß abgebrochen, und die Geliebte verlassen haben. Aber Theodor wurde durch die Freundlichkeit und Güte, womit ihn Hildegard zu behandeln fortfuhr, festgehalten, wenn ihn auch nicht die Anhänglichkeit für ihren Bruder gefesselt hätte.

Hildegard litt bei der eingetretenen Störung ihres bisher so reinen Verhältnisses zu Theodor mehr, als es den Anschein hatte; und es schmerzte sie tief, daß sie dem von Herzen geliebten Jüngling hatte wehe thun müssen. Sie benutzte die nächste sich darbietende Gelegenheit, und gab ihm deutlicher, als je, zu verstehen, daß die Pflicht gegen ihren Vater der Neigung ihres Herzens im Wege stehe.

Es

Es war eines Abends die Rede von einem damals viel gelesenen Romane, in welchem die leidenschaftliche, mit mannichfaltigen Hindernissen kämpfende Neigung eines Mädchens zu einem jungen Manne geschildert war. Hildegard äußerte die Meinung, daß sie eine solche Leidenschaft weder schön, noch natürlich finde; und daß der Zwiespalt zwischen der Neigung und Pflicht nur in einem rohen oder verderbten Herzen Platz finden könne.

Nun, versetzte Otto, ein solcher Zwiespalt hat ja auch bei unserer Heldin nicht Statt. Sie gehorcht dem strengen Willen ihres Vaters, und entsagt dem Geliebten.

Aber, erwiederte Hildegard, sie bringt ein schweres Opfer, und huldigt der Pflicht nur mit ihrer Handlung; nicht mit ihrem Herzen, in welchem die Neigung die Oberhand behält. Sie hängt an ihrem Geliebten fortwährend mit einem schwärmerischen Andenken, welches das freudige Bewußtseyn der Pflichterfüllung stört. Das ist die wahre Tugend, welche die Pflicht liebt, und sie mit freier freudiger Wahl aller andern Neigung und deren Befriedigung vorzieht.

Nach dieser Deiner Ansicht, antwortete Otto, bestände die Tugend nicht im siegreichen

Kampfe mit der Begierde und Leidenschaft. Das wäre die höchste Tugend, von Begierden und Leidenschaften frei zu seyn.

Theodor vertheidigte Hildegards Ansicht, und wies auf das Vorbild des Erlösers hin, den wir uns frei von Begierden, und darum als den vollkommnen gottgleichen Menschen denken: Unsere Tugend, setzte er hinzu, ist freilich immer nur kämpfend; aber es kommt darauf an, wie leicht uns der Sieg wird: derjenige ist der Vollkommenste, der am leichtesten siegt.

Soll denn, warf Otto ein, der Mensch gar keine Leidenschaften haben? Oder in der Anwendung auf unsern Fall: sollen die Mädchen ohne Liebe heirathen, ihre Männer nicht nach ihrer Neigung wählen? Dann gibt es lauter Convenienz-Heirathen, vor denen uns der Himmel bewahren möge!

Gesunde kräftige Leidenschaften, antwortete Theodor, sind dem Leben, wie der Dichtung, durchaus nothwendig: sie geben die Triebfedern für die Handlungen, und dem Gefühl Kraft und Wärme. Aber die Mäßigung derselben ist noch keine Unterdrückung, und die Kraft ist darum nicht weniger stark, wenn sie geleitet wird.

Ich sollte denken, versetzte Hildegard nicht mit voller Unbefangenheit, daß eine Neigung recht stark und entschieden seyn könne, ohne die Reinheit des Gemüths zu trüben, und die höhere Liebe zur Pflicht zu schwächen. Das Gefühl des Wohlgefallens, die reine Liebe kann vollständig vorhanden seyn, ohne daß die Begierde nach dem Besitze hinzutritt. Die Begierde nach dem Verbotenen — ich meine nicht bloß das, was durch das Sittengesetz verboten, sondern auch, was durch besondere Pflichtverhältnisse unzulässig, und selbst was durch äußerliche Umstände, Vermögen, Stand, Alter u. s. w., versagt ist — halte ich für etwas Unsittliches oder Unziemliches.

Wie strenge, und doch wie wahr! sagte Theodor, der die Beziehung auf seinen Fall nicht verkannte, mit nicht geringer Bewegung. Kein Geschöpf ist so anmaßend und so aufrührisch gegen die Natur, wie der Mensch. Die Pflanze streckt dahin ihre Wurzeln nicht aus, wo keine Nahrung für sie zu finden ist; das Thier begehrt nur, was ihm verstattet und heilsam zu genießen ist: nur der Mensch ist wie ein Kind, das am liebsten nach dem Verbotenen greift. Aber — setzte er, nicht wagend

auf Hildegard den Blick zu heften, obschon er es ihr zu beherzigen geben wollte, hinzu — darum soll man auch den Kreis des Verbotenen nicht ohne Noth erweitern; man reizt nur dadurch zur verbotenen Lust.

Hildegard verstand ihn, und erwiederte: Wohl soll man dieß nicht thun, aber man soll die Verbote da, wo sie deutlich ausgesprochen sind, nicht verkennen; das hieße eben, denselben ungehorsam seyn.

Es traten einige Künstler ein, und zuletzt kam auch Sebald. Das Gespräch lenkte sich auf Gegenstände der Kunst und der Alterthumskunde. Hierbei richtete jemand die Frage an Theodor: welchen Eindruck Rom auf ihn mache, das er nunmehr den Hauptheilen nach kennen gelernt hatte.

Es ist wohl einem Jeden erlaubt, antwortete er, Rom, wie die Welt — und es ist ja eine Welt nach des großen Dichters Ausdruck — von seinem Standpunkte aus zu betrachten. Ich betrachte es vom christlich religiösen Standpunkte, und von diesem erscheint es mir nicht günstig.

Man wunderte sich darüber, und klagte ihn der Sonderbarkeit an.

Ich

Ich muß mir Ihre Anklage gefallen lassen, erwiederte er; und ich will mich gar nicht dagegen vertheidigen, sondern nur darüber erklären. Die Denkmäler des alten Roms halte ich hoch in Ehren, und gegen die Schönheit und Größe derselben bin ich nicht unempfindlich. Da mir die Aufmerksamkeit und Kenntniß eines Alterthumsforschers fehlt, so betrachte ich die bloß für die Kunstgeschichte merkwürdigen Gegenstände etwas gleichgültiger: dagegen sind mir die Ueberbleibsel des alten Roms, die an dessen Geschichte erinnern, sehr anziehend. Gegen das alte Rom also habe ich gar nichts, sondern nur gegen das neue, aber darum auch gegen das alte.

Du räthselst, sagte Sebald etwas spöttisch.

Mit Einem Wort, fuhr Theodor fort, das neue Rom ist mir zu heidnisch, und darum vermisse ich jenen ächten Gegensatz zwischen dem Alterthum und der neuen Zeit.

Es wird also Alles, was Du sagen willst, auf eine Anklage des Katholicismus hinauskommen — versetzte Sebald.

Nicht des Katholicismus überhaupt, antwortete Theodor, sondern des römischen, und dann auch der römischen Kunst und Sitte. Daß römische Tempel, wie das Pantheon,

in

in christliche Kirchen sind verwandelt worden, war natürlich; allein dadurch ist uns weder der heidnische Tempel rein erhalten, noch ein ächt christliches Heiligthum an dessen Stelle gegeben worden. Was ich aber zu den nachtheiligsten Folgen solcher Verwandlungen rechne, ist, daß dadurch in Rom die Entstehung eines eigenthümlich christlichen Tempelbaues ist verhindert worden. Wie bin ich überrascht worden: in Rom auch nicht Eine Kirche im sogenannten gothischen oder vielmehr altdeutschen Styl zu finden! Wenn mit den unermeßlichen Kosten, welche auf die Peterskirche gewendet worden, ein Tempel im Styl des Straßburger Münsters wäre aufgerichtet worden: wie würde darin die christliche Kunst über die heidnische triumphiren! Wie im Bau der Kirchen, so finde ich die Spuren und Anklänge des Altrömischen im Gottesdienst. An die Stelle des Götter- und Heroendienstes ist die Verehrung der Heiligen getreten. Welch eine Menge von Marienbildern in dieser christlichen Stadt! Würde ein alter Römer, der aus der Unterwelt zurückkehrte, nicht glauben: daß die Enkel den Dienst des Jupiter mit dem einer weiblichen Gottheit vertauscht hätten? Wie Vieles würde ihn wohl darin erinnern, daß hier

der

der Dienst des Einen wahren Gottes und seines Sohnes einheimisch seyn soll? Sähe er die Messe und die festlichen Gepränge und Aufzüge, er würde zwar alles neu und verändert, aber doch mit dem alten Gottesdienst verwandt finden. Sähe er den Pabst und die Cardinäle, in ihrem prunkenden Aufzug, er würde die alten Pontificen und Augurn nur in neuer Vermummung wieder zu sehen glauben. Noch bin ich mit dem Einzelnen zu unbekannt, um die Vergleichung ganz, und auch bis ins bürgerliche Leben hinein, durchführen zu können; aber im Ganzen habe ich gewiß recht.

Wenn nun im Gegentheil Alles ein rein christliches Gepräge hätte, wenn christliche Tempel die alten heidnischen überragten, wenn der Gottesdienst zwar immerhin anschaulich symbolisch, aber eigenthümlich christlich wäre, und sich so der christliche Charakter durch das ganze Leben ausspräche: dann würde sich der Anblick der alten Denkmäler und das Andenken an die alte Geschichte erst in das rechte Licht stellen; wir ständen in der Mitte zweier Welten, und der Eindruck müßte über alle Vergleichung groß und gewaltig seyn.

Gerade das, was Sie unbefriedigt läßt, erwiederte ein Künstler, die Vermischung des

Antiken

Antiken und Modernen, die durchgängigen Beziehungen auf das Alterthum, die antike Luft, so zu sagen, in der man hier lebt, macht uns den Aufenthalt in Rom so anziehend, lehrreich und bildend. Wir werden hier so recht im Alterthum einheimisch. Der Anblick der Denkmäler thuts nicht allein; um sie im Geiste der Alten zu verstehen, muß man mit ihnen leben — die Welt, wie sie, ansehen lernen.

Die Vermischung des Antiken und Modernen, sagte ein Anderer, ist auch durch die Landes- und Volksart bedingt. Der plastische Sinn der Alten ist zum Theil eine Frucht der südlichen Lebensweise überhaupt; und dieser Bildungstrieb mußte nothwendig ins Christenthum übergehen.

Darin finde ich, sagte Sebald, den Triumph des Christenthums, daß es sich alles aus dem Alterthum angeeignet und dienstbar gemacht hat; und darin bewährt sich dessen geschichtlicher Geist, daß es das Ueberlieferte in sich aufgenommen und verarbeitet hat.

Ich würde nur darin den wahren Triumph desselben erblicken, erwiederte Theodor, wenn es nirgends einen todten Stoff mit fremder Form aufgenommen, wenn es das Aufgenom-

mene

mene durchaus, wie Du eben sagst, verarbeitet, und ihm sein Gepräge aufgedrückt hätte.

Seyn wir froh, sagte ein Künstler, daß dieß nicht geschehen ist: sonst würden wir viel weniger aus dem Alterthum übrig haben; die heidnischen Kunstwerke würden dann häufiger, als es jetzt der Fall ist, zerstört worden seyn.

Ich spreche auch nur von dem Eindruck, den das Ganze auf mich macht, sagte Theodor.

Und zwar wohl gemerkt, fügte Sebald hinzu, den es von Deinem Standpunkt aus auf Dich gemacht hat. Dahin gehört unter andern die Voraussetzung, daß die gothische Bauart allein die ächt christliche sey. Darüber werde ich noch Gelegenheit finden, mit Dir zu streiten.

Fünftes Kapitel.

Sebald, den unser Theodor jetzt häufiger sah und genauer kennen lernte, als es auf der Universität der Fall gewesen war, wurde ihm von Tag zu Tage widerwärtiger. Durch jene Philosophie, welche zwar einem kaltverständigen Zeitalter manche heilsame Anregungen gegeben, aber in die Wissenschaft Verwirrung gebracht, und der Dunkelheit des Denkens und der Unlauterkeit des Gefühls Vorschub gethan hat, war er zu der Ansicht geführt worden: daß der Protestantismus, weil er ohne Phantasie, ohne Kunst und Poesie und ohne öffentliches Leben sey, den Namen einer Religion nicht verdiene, und als eine Ausartung des Christenthums betrachtet werden müsse; und da er zumal die Kunst zum Lebensberuf wählte, so glaubte er, nach dem beliebten Ausdruck, in den Schooß der Kirche zurückkehren zu müssen.

An

An seinem Beispiel konnte man lernen, daß die Religion, wenn sie in die Phantasie gesetzt und der Sittlichkeit und Erkenntniß entzogen wird, ihren wohlthätigen Einfluß auf die Gesinnung verliert. Er war von Jugend auf lüstern und zu Ausschweifungen geneigt gewesen, und jetzt im phantastischen Künstlerleben hatte sich diese Richtung bei ihm ganz befestigt. Es waren wenige Künstler in Rom, die es nicht für eine Art von Berufspflicht oder für eine mit ihrer Lebensart verbundene Nothwendigkeit ansahen, in der rohesten Berührung mit dem schönen Geschlecht zu leben. Mehrere von ihnen, und auch Sebald hatten dessen kein Hehl, und hielten sich kaum vor Frauen zurück, von ihren Liebes-Abenteuern zu reden. So wenig nun Theodor eine solche Lebensart billigen konnte, so würde er doch gern eine gewisse Duldsamkeit dagegen bewiesen haben, wenn Sebald nicht dabei die sonderbarste Veränderlichkeit des Charakters gezeigt, und das Laster mit der Frömmigkeit vereinigt hätte.

Wenn er nämlich eine Zeitlang recht ausschweifend gelebt, oder eben vielleicht eine Liebschaft beendigt hatte: so lebte er dann mehrere

Tage

Tage wie ein Einsiedler, trug ein härenes Gewand, fastete, betete und geißelte sich. Theodor traf ihn ein Mal in solchen Uebungen; denn so wenig er seine Ausschweifungen verbarg, so wenig hielt er diese sonderbaren Bußübungen geheim. Unser Freund konnte sein Erstaunen nicht zurückhalten, und fragte ihn, was das bedeuten sollte?

Der sündige Leib, antwortete Sebald, muß von Zeit zu Zeit casteiet werden, sonst wird er gar zu übermüthig.

Ich habe nicht geglaubt, erwiederte Theodor, daß Du so sehr streng gegen Dich wärest, weil Du Dich Deiner kleinen Sünden so wenig schämst. Die Uebertretungen gegen ein gewisses Gebot sind ohnehin hier in Rom, selbst unter der Geistlichkeit, nicht selten.

Ach! sagte er mit einem scheinheiligen Blick, wenn es bloß einfache Uebertretungen dieser Art wären! Solche tilgt die Beichte und das eine oder andere gute Werk. Ich als Künstler kann nicht das Gebot der Keuschheit streng beobachten, meine Kunst bringt mir zu viel Versuchung. Wenn ich mit einem flüchtigen Fehltritt abkomme, so schätze ich mich glücklich; denn dadurch bin ich nicht sehr gestört oder herabgezogen. Wenn ich aber mein Herz an

eine

seine Dirne hänge, und ganz mit ihr und für sie lebe, wenn ich in Wollust versinke und die Kraft verliere, höhere Gedanken zu fassen und zu verfolgen: dann ist es Zeit, daß ich den Leichnam für seinen Frevel strafe. Und nach vollbrachter Strafe fühle ich mich dann auf lange Zeit erleichtert und erhoben, die Arbeit geht mir besser von Statten, und ich bin so bald nicht wieder von weiblichen Reizen zu fesseln.

Theodor hielt mit Mühe seinen scharfen Tadel zurück, indem er bei sich dachte: das ist die Tugend, welche diese Art von Religiosität mit sich bringt! Da sie nicht mit der Sittlichkeit aus Einer Quelle fließt, oder vielmehr, diesen ihren Ursprung verleugnend, sich der Phantasie in die Arme wirft: so tritt nur von Zeit zu Zeit das Gesetz als ein warnendes Schreckbild vor die Seele, und macht ihr Angst, bis dann wieder der Sinnenreiz die Oberhand behält.

Mit Unwillen bemerkte Theodor, daß Seebald zuweilen auf Hildegard, deren reine Seele nichts davon ahnete, lüsterne Blicke heftete. Der Wollüstling! dachte Theodor. Er kann das Reinste nicht ohne unreine Gedanken ansehen, und das soll ein Leben in der Phantasie

tasie seyn! Diese Phantasie hat in der That schwerfällige bleierne Flügel, daß sie immer am körperlichen Reiz hangen bleibt!

Theodors Verdacht, daß Sebalds Phantasie auch in der Kunst nicht fret von Lüsternheit sey, bestätigte sich bald durch die günstigen Urtheile, die er über einige lüsterne Gemälde fällte.

Theodor machte ihm bemerklich, daß ein solcher Dienst der Lust für die Kunst erniedrigend sey. Die Kunst, sagte er, soll selbst in der Darstellung der bloß körperlichen Schönheit die innere Kraft und Freiheit des Geistes hervortreten lassen. Und dieß leistet sie, wenn sie ihren Darstellungen das reine Gepräge der Form gibt; wenn, was sie hervorbringt, aus der gestaltenden Kraft des Geistes, nicht aus träger Lust hervorgeht, und auch bei den Betrachtern die gestaltende Kraft des Geistes, nicht die Lust, in Anspruch nimmt.

Sebald vertheidigte sich mit der Bemerkung: daß die Gemälde, von denen die Rede war, von großem technischen Verdienst, und darum des Studiums werth seyen.

Das mag seyn, erwiederte Theodor; ich aber würde mir kaum die künstlerische Unbefangens

fangenheit erwerben können, welche dazu gehört, dieses Verdienst anzuerkennen.

Eines Tags traf Theodor auf der Treppe einen Gemäldehändler, der eben aus Hildegards Zimmer kam. Theodor ließ sich die Gemälde zeigen, und erschrak, als er ein sehr unzüchtiges darunter fand. Er fragte, ob das Fräulein die Gemälde betrachtet und etwas davon gekauft habe. Diese Leda mit dem Schwan, antwortete der Händler mit zweideutigem Lächeln, hat sie ganz erschreckt, so daß sie mich ohne weiteres fortschickte. Theodor verwies ihm seinen Mißgriff, ohne sich merken zu lassen, wie sehr er dadurch erbittert sey.

Er faßte nämlich den Argwohn, daß Sebald den Gemäldehändler dazu angestiftet habe, um Hildegards Geschmack an das Lüsterne zu gewöhnen, und sich dadurch für seine Begierden bei ihr Gehör zu verschaffen; und er sah in der Folge diesen seinen Argwohn immer mehr bestätigt. Er arbeitete darauf hin, diesen schlechten Menschen aus der Nähe seiner Geliebten zu entfernen; weil er aber zu leise auftrat, und Hildegard für den Verdacht unempfänglich, Sebald dagegen zudringlich und zugleich vorsichtig genug war: so näherte er

sich sehr langsam seinem Ziele, und Sebald blieb nach, wie vor, in ihrer Gesellschaft.

Er drängte sich auch mit ein, als Hildegard eines Tages mit Theodor und Otto einige der vorzüglichsten Kirchen Roms besuchte. Seine Gegenwart reizte aber Theodoren immer zum Streit, und Sebald gefiel sich besonders darin, den Anwalt des Katholicismus gegen ihn zu machen.

Theodor war nicht unempfindlich für die Größe und Majestät der Peterskirche und ihrer Umgebung. Wäre er allein an Hildegards und Otto's Seite gewesen, so würde er sich ganz dem Eindruck hingegeben haben; aber da ihm Sebald die Schönheit des Baues beweisen wollte, so mußte er widersprechen.

Man war eben durch den ungeheuren vierfachen Säulengang herein auf den Platz vor der Peterskirche getreten, und hatte sich so gestellt, daß man mit Einem Blick Kirche, Platz und Säulengang umfaßte. Es herrschte eine feierliche Stille, die nur durch das Plätschern der Springbrunnen unterbrochen wurde.

Gesteh, sagte Sebald triumphirend zu Theodor, daß Du noch nichts so Großes und Erhabenes im Gebiete der Kunst gesehen hast! und bewundere den Riesengeist eines Michael Angelo,

der

der dieses Werk schuf, und die Hohheit unserer Kirche, in welcher dasselbe konnte aufgeführt werden!

Theodor stand im Anschaun verloren, und hörte nicht auf diese auffodernden Worte, um sich den erhabenen Eindruck nicht verderben zu lassen.

Hildegard stand an seiner Seite, und sagte mit dem innigsten Ausdruck, fast ihm nur hörbar: Wie heilig und hehr! Das ist der Vorhof des Himmels!

Theodor erwiederte: Welche Ruhe rings umher! Säule schließt sich an Säule, Gesims ruhet auf Gesims, über allem thronet die hohe Kuppel, und dazwischen dehnt sich der weite leere Raum: es scheint, als sey alles Leben aus dem Ganzen in die Brunnen zurückgewichen, wo allein noch das Wasser, das ewige Element, das vor der Schöpfung aller Dinge war, und aus dem alles Lebendige hervorging, webt und spielt. Es ist die lebendige Seele, die in andächtiger Betrachtung zu Gott aufstrebt; während der Leib des frommen Betrachters in Ruhe aufgelöst und gleichsam in Schlaf versenkt, und das Auge unverwandt gen Himmel gerichtet ist.

Hildegard sah ihren Freund mit einer Thräne im Auge an.

Sebald aber konnte nicht ruhen, und fragte Theodoren, ob er noch immer die Bauart des Straßburger Münsters vorziehe?

Die Masse dieses Baues, erwiederte Theodor, ist ungleich größer, und dieses gestehe ich gern; besonders mangelt dem Straßburger Münster der Platz, welcher den angemessenen Standort für die Betrachtung darböte, und die würdige Einfriedigung desselben durch Hallen. Aber gerade die Größe der Masse setzt das Unpassende der griechischen Bauart ins Licht. Die lichtvolle Ordnung der Säulen und Gesimse dient eher dazu die Masse zu verkleinern, als ihre Größe anschaulich zu machen; der Blick beherrscht den Stoff zu leicht, weil er die Regel zu bald findet, nach welcher er geordnet ist.

Hildegard und Otto gaben ihm in dieser Bemerkung Recht. Sebald aber pries desto lebhafter die Idee Michael Angelo's, daß er ein zweites Pantheon als Kuppel auf die Peterskirche gesetzt habe, und sah darin ein Bild des Triumphes des Christenthums über das Heidenthum.

Theodor fand diese Idee ebenfalls groß und kühn, aber doch nicht originell: weil dieselbe

Bauart beibehalten worden sey. Man dürfe nicht nachahmen, zumal wenn man übertreffen wolle.

Sie traten jetzt in die Kirche. Welch ein ungeheurer Raum, welche heilige Stille, in welcher jeder Fußtritt, jedes Geflüster wiederhallte! Keiner wagte ein lautes Wort zu sprechen, aus Furcht, die heilige Stille zu stören, und selbst Sebald enthielt sich des Gesprächs. Theodor und Hildegard sahen einander mit einem Blick voll Innigkeit und Andacht an.

Als sie heraus gingen, sagte Theodor zu ihr und Otto: Wahrlich so groß habe ich mir den Tempel nicht gedacht. Hier wetteifert die Kunst mit dem Erhabensten in der Natur! Das ist der Tempel der Demuth: wie ist es möglich, daß darin der geistliche Stolz und die Herrschsucht nicht in Selbstzerknirschung vergehen?

Wer nicht demüthig hineintritt, erwiederte Hildegard, kehrt auch nicht demüthig daraus wieder.

Es war, als hätte sie diese Worte in Beziehung auf Sebald gesagt, der vorangegangen war, und sich triumphirend zu Theodor wandte mit der Frage: ob er hier auch tadeln könne?

Ich tadle nur, erwiederte Theodor, daß dieser Tempel im unheiligen Rom steht, und von ungeweiheten Füßen betreten wird.

Sebald schwieg mit boshaftem Lächeln.

Nachdem man die Façade der Peterskirche betrachtet hatte, ging man unter lebhaftem Gespräch nach Hause, und Theodor machte unter andern diese Bemerkung:

Ich kann bei Betrachtung der Peterskirche nie die Erinnerung an die Art, wie die Gelder zum Bau derselben zusammengebracht worden, unterdrücken. So wie manche Despoten ihre Prachtgebäude mit dem Blut und Schweiß ihrer Unterthanen, so hat der römische Stuhl die Peterskirche, auf Kosten der Gewissen der Christen, aufgeführt, und um ein Kunstwerk aufzurichten, unzählige sittliche Gräuel in der christlichen Welt verbreitet.

Wenn die großen Männer, erwiederte Sebald, welche Großes geschaffen haben, immer auf das gewissenhafteste hätten verfahren wollen: so hätten sie nichts zu Stande gebracht. Jene Irrungen oder Gräuel, wie Du sagst, sind vorübergegangen; aber die Peterskirche steht noch, und wird ewig stehen.

Das Schändliche, sagte Theodor mit kräftigem Unwillen, bleibt immer schändlich, und

der

der Zweck heiligt nie die Mittel! Wenn Helden und Herrscher ihre Hände nicht immer rein erhalten, so wollen wir sie mit dem leidenschaftlichen Eifer, der sie beseelte, und mit dem Drang der Umstände einigermaßen entschuldigen. Aber die Kirche sollte immer nur auf die Weise ihres Stifters Jesu Christi wirken, der sich nie eines unreinen Mittels bediente.

Ich finde es sehr bedeutend, setzte er hinzu, daß gerade in dem Augenblick, als die auf das Aeußerliche hinstrebende katholische Kirche, um sich in diesem Bauwerk zu verherrlichen, den Mißbrauch des Ablasses aufs schändlichste übertrieb, und dadurch die frommen Gewissen empörte, die auf das Innerliche gerichtete protestantische Kirche entstand, und dem Gräuel ein Ende machte.

Sechs:

Sechstes Kapitel.

Sebald hatte schon oft behauptet, daß die protestantische Kirche der Kunst zuwider sey; bis endlich Theodor, schon um Hildegard und Otto nicht durch diese Behauptung irre führen zu lassen, sich darüber mit ihm in einen Streit einließ.

Sebald führte als Grund seiner Behauptung an, daß der Protestantismus ganz auf die verständige Erkenntniß gerichtet sey.

Theodor sagte dagegen: Allerdings haben die Reformatoren die Verirrungen der katholischen Kirche mit dem Lichte der gelehrten Erkenntniß beleuchtet; und die Gottesgelehrten unserer Kirche haben sich späterhin beflissen, das Lehrgebäude derselben, an welchem die Katholiken immer wieder die feindliche Hand legten, zu befestigen und auszubauen. Ich will zugeben, daß diese Richtung auf die Erkenntniß

niß bisher einseitig festgehalten worden ist, wie dergleichen Einseitigkeiten geschichtlich bedingt sind. Aber die wahre und Grundrichtung der protestantischen Kirche geht auf die Herstellung eines lautern lebendigen vollkommnen Kirchenlebens; und wenn die Kunst zu den Blüthen und Früchten des Lebens gehört, so ist dieselbe keineswegs vom Protestantismus ausgeschlossen.

„Aber die Kunst ist doch bald nach der Reformation in der protestantischen Kirche eingeschlafen, oder hat sich wenigstens aus der Kirche in das weltliche Leben gezogen; wie denn die niederländische Malerei sich bald statt heiliger Vorwürfe Gegenstände aus dem gemeinen, ja aus dem niedrigen Leben wählte."

„„Die reformirte Kirche war allerdings nicht frei von dem Geist der Bilderstürmerei und Kunstfeindschaft; aber der Lutherschen kann man diesen Vorwurf nicht machen. Waren doch selbst zwei der größten deutschen Maler Lucas Kranach und Albrecht Dürer die eifrigsten Freunde Luthers und der Reformation.""

„Sie waren noch vom Geist des Katholicismus genährt, und können nicht als Zöglinge des Protestantismus gelten."

„„Sonderbar! dann lässest Du wohl auch Luthern selbst, den eifrigen Freund der Kunst, beson-

besonders der Musik, nicht als Protestanten gelten? Gerade die Reformatoren und ersten Anhänger des Protestantismus sind die besten Gewährsmänner desselben, weil unsere Kirche späterhin in Verfall gerathen ist, den ich keinesweges leugnen will.""

Otto kam seinem Freunde zu Hülfe mit der Bemerkung, daß auch in der katholischen Kirche die Malerei späterhin in Verfall gekommen sey.

Das ist sehr wahr, erwiederte Theodor, und der Grund dieses Verfalls liegt ganz wo anders, als im Protestantismus. Die Künste haben ihre Zeiten, eine Zeit des Wachsthums und der Blüthe, und eine Zeit der Abnahme; und liegt die eine danieder, so erhebt sich die andere. Unsere Zeit ist der Musik günstiger, als der Malerei; und jene, als die geistigere innerlichere Kunst, ist die Kunst des Protestantismus, von welcher er gern im Gottesdienst Gebrauch macht.

Die Künste, versetzte Sebald, sind alle innig unter einander verbunden, und wer die eine verachtet, der verachtet alle. In Euren leeren Kirchen finden heilige Gemälde keinen Platz. Ihr müßt auf die Predigt hören, und habt keine Zeit auf Gemälde hinzuschauen.

„„Als ich einst in Weimar dem Gottesdienste beiwohnte, habe ich während des Gesangs und der Predigt auf das herrliche Gemälde Lucas Kranachs, das die Kirche wie eine Sonne durchleuchtete, mit wahrer Andacht hingesehen.“

„„Ihr habt die heil. Mythologie oder Legende verworfen, und ohne sie ist die Kunst arm.““

„Ich glaube nicht, daß dieser Verlust sehr zu beklagen ist. Die katholischen Maler selbst haben meistens biblische Gegenstände gewählt, weil sie allgemeiner bekannt sind; und für die Wirkung eines Gemäldes ist es schlechthin nothwendig, daß die dargestellte Geschichte auf den ersten Anblick erkannt werde. Die immer wiederkehrenden Gegenstände, Mariä Verkündigung, Christi Geburt, seine Anbetung, Verklärung u. s. w., sind die fruchtbarsten und ansprechendsten, in deren Darstellung auch der selbstständige Künstlergeist immer neu und eigenthümlich werden kann.““

Dieser Ansicht stimme ich ganz bei, versetzte Hildegard: ich suche in einem Gemälde nicht die Geschichte, sondern den Ausdruck; nicht die wie immer schöne und nachahmenswerthe Handlung, sondern den Geist der Frömmigkeit,

migkeit, Andacht und Hingebung; auch kann die Malerei eigentlich nur das Letztere darstellen, weil sie nur einen Moment der Handlung festhalten kann.

Das Gespräch nahm jetzt eine allgemeine Wendung, und man tadelte, mit Bezug auf bestimmte Gemälde, die man kürzlich gesehen, die so oft begangenen Fehler in der Wahl des Vorwurfs, besonders die Wahl heidnischer und unanständiger Vorwürfe.

Die Schuld fällt auf die Besteller und Bezahler der Gemälde, sagte Sebald: die armen Maler müssen oft ums Brod arbeiten!

So wie die Kunst, sagte rasch Otto, eine sichere Herrschaft über die Gemüther ausübt, so sollte auch der rechte Künstler den Kunstfreund beherrschen und bestimmen, und ihn sich dienstbar machen, anstatt ihm zur Schmach der Kunst zu dienen; und es wird ihm dieß gelingen, wenn er die rechte Kunstliebe, oder, so zu sagen, Kunstreligion hat, und damit Ehrgefühl und Charakter verbindet.

Die Schuld, versetzte Theodor, fällt doch am meisten auf die Kunstfreunde, die durch nichts als ihren Geschmack, und nicht durch Nahrungssorgen bei der Wahl der Bilder bestimmt werden. Aber wenn der schlechte Geschmack

schmack herrscht, wenn die Liebe zur Kunst durch Wollust entweiht ist: so liegt die Quelle des Verderbens nicht bloß in den Einzelnen, sondern im Ganzen. Die Menschen werden dann schlecht erzogen und gebildet, der Geist der Gesellschaft, des Volks, der Kirche, des Zeitalters, ist verdorben, und von ihm geht das Verderben der Einzelnen aus. Sollte nicht die Richtung der katholischen Kirche auf das Aeußerliche, das Wahrnehmbare, das in die Sinne fallende, der wahren Kunstbegeisterung hinderlich seyn? Sucht man nur Sinnliches in den Bildern, so wird man bald nach unheiligen, weltlichen, lüsternen Gegenständen greifen. Die wahre Kunstbegeisterung, wie die wahre Kunstschöpfung, entspringt im Innern, in einem geheimnißvollen innern Akt werden die Ideen gleichsam empfangen und dann geboren. Darum preise ich die protestantische Kirche, welche den Menschen nicht durch Gepränge und andere äußerliche Zurüstungen zur Frömmigkeit erzieht, sondern den Geist durch geistige Erregungs- und Bildungsmittel zu beleben und zu läutern sucht!

Der Geschmack, der Sinn für die Kunst, wandte Sebald ein, bedarf der Uebung. Wer

nicht

nicht Gelegenheit hat, Gemälde zu sehen, wird keinen Künstlerblick gewinnen.

Ich kann mich dessen nicht rühmen, erwiederte Theodor; ich habe spät angefangen, Gemälde zu sehen und Geschmack dafür zu gewinnen: aber dadurch ist mir doch ein Vortheil zugewachsen, nämlich die Unabhängigkeit und Unbefangenheit des Urtheils, womit ich, ohne es zu ahnen, selbst über Kunstkenner ein gewisses Uebergewicht erlangt habe. Indem ich rein aus der Idee und dem Gefühl urtheile, und mich nicht an Ueberlieferungen und Uebereinkommnisse halte, fasse ich gewöhnlich das Wesentliche schärfer ins Auge, und erkenne die Grundgestalt durch alle Schleier und Hüllen hindurch.

Das ist sehr wahr, versetzte Hildegard, daß, wie überall, so auch in der Kunstkennerei das gedanken- und gefühllose Nachsprechen zu Hause ist; und wenn man Manchen, die als Kenner gelten, die geschichtlichen Notizen und die aufgefangenen fremden Urtheile nähme, so würden sie nackt und bloß, wie die rohesten Anfänger, dastehen.

Die Quelle des Verderbens, sagte Theodor, liegt darin: daß die Kunst nicht als etwas Heiliges, der Sittlichkeit und Religion Angehöriges

höriges betrachtet wird; und obgleich die katholische Kirche sehr vielen Gebrauch von der Malerei gemacht hat, so ist doch diese Ansicht unter den Katholiken keinesweges verbreitet. Glückliche Zeit, wo die Kunst und Dichtung dem unwürdigen Dienste der Unterhaltungs- und Vergnügungssucht entnommen sind, und als Lehrerinnen und Priesterinnen der Menschheit betrachtet werden!

Wann wird diese Zeit kommen? fragte Hildegard.

Dann, antwortete Theodor, wenn Wissenschaft, Kirche und Staat sich zur Vollkommenheit durchgebildet und sich wieder ein öffentliches Leben unter uns gestaltet hat. Erhalten wir je wieder ein solches, so wird es geistiger seyn, als je eins gewesen ist; der Geist der Wahrheit und Schönheit wird es durchdringen und bewegen!

Siebentes Kapitel.

Sebald hatte schon längst Gelegenheit gesucht, mit Hildegard allein zu seyn, um ihr die Wünsche seines Herzens vorzutragen, deren stummer Ausdruck durch seine lüsternen Blicke immer von ihr unverstanden blieb. Die schickliche Gelegenheit schien ihm gekommen zu seyn, als Theodor mit einem Landsmann, den er in Rom getroffen, auf einige Tage nach der Gegend von Albano gereist war. Er lud Otto und Hildegard in seine Werkstätte, um ein so eben fertig gewordenes Gemälde, das er vorgab, bald abliefern zu müssen, daselbst zu betrachten. Man erfüllte seinen Wunsch, und kam. Aber Sebald hatte dafür gesorgt, daß Otto bald abgerufen wurde. Hildegard wollte nun ebenfalls fortgehn, aber Otto redete ihr selbst zu, seine Rückkunft abzuwarten, und noch einige Kupferstiche zu besehen, die ihr

Sebald zeigen wollte, indem er bald wieder zu kommen hoffte; und sie blieb.

Kaum sah sich Sebald mit ihr allein, so erklärte er ihr in leidenschaftlichen Ausdrücken seine Liebe.

Sie vergessen sich, Herr Sebald! sagte Hildegard kalt, und wandte sich nach der Thüre, um ihren Bedienten zu rufen, mit dem sie nach Hause gehen wollte.

Sebald vertrat ihr den Weg, ergriff ihre Hand, fiel ihr zu Füßen, und bat um Verzeihung seines Fehltrittes, den er jedoch wiederholte, indem er noch immer von seiner Liebe sprach.

Hildegard bat ihn vergebens, sie in Ruhe zu lassen; vergebens drückte sie ihren Unwillen über das Unanständige seines Betragens aus: er ließ sie noch immer nicht los.

In diesem Augenblick öffnete Theodor die Thüre, und wurde Zeuge dieser Scene.

Sebald sprang auf, und stotterte in der größten Verwirrung etwas zu Theodors Empfang, über dessen unerwartete Wiederkunft er sich wunderte.

Hildegard stand von Schamröthe übergossen da, und wußte nichts zu sagen. Sie fürchtete,

daß Theodor die Scene übeldeuten könne, und wollte doch nichts zu Sebalds Anklage sagen.

Theodor half Beiden aus der Verlegenheit, indem er erzählte, wie es gekommen, daß er früher, als er gewollt, nach Rom zurückgekehrt war. Nämlich sein Reisegefährte war unterweges krank geworden, und hatte sich genöthigt gesehen, auf der Stelle nach Rom zurückzukehren.

Hildegard bot Theodoren ihren Arm, um sie nach Hause zu begleiten. Sie nahm auf eine feierlich kalte Weise von Sebald Abschied, indem sie erklärte, daß sie ihm sogleich die geliehenen Zeichnungen zurückschicken werde: wodurch sie ihm zu verstehen gab, daß er ihr Haus meiden solle.

Auf dem Wege nach Hause gingen Hildegard und Theodor eine kurze Zeit stumm neben einander. Beide fühlten das Unschickliche, von dem geschehenen Vorfalle zu reden, zumal da die Beziehung auf jenen ähnlichen mit Theodor nahe lag. Dieser fing daher ein gleichgültiges Gespräch an, und leitete die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände.

Aus einem gewissen richtigen Zartgefühl theilte Hildegard auch ihrem Vater und Bruder den Vorfall nicht mit, sondern gab bloß

zu

zu verstehen: daß Sebald sich Unfeinheiten erlaubt habe, die sie auf eine fühlbare Weise rügen müsse; und daß er von nun an das Haus mied, sah man als eine Folge seiner Empfindlichkeit an.

Unserm Freunde verschaffte dieser Vorfall in seinem Verhältnisse zu Hildegard einen gewissen Vortheil, dessen entschlossene Benutzung ihn dem erwünschten Ziele näher geführt haben würde. Schon daß er mit ihr ein Geheimniß theilte, verschaffte ihm ein Uebergewicht über sie; noch mehr aber der durch das, was er gesehn, veranlaßte Anschein, als ob sie Sebalden durch ihr Betragen zu der begangenen Unziemlichkeit Muth gemacht, und seiner Neigung Nahrung gegeben habe. Hildegard behauptete von nun an nicht mehr jene Unbefangenheit, womit sie ihn in ehrerbietiger Scheu von sich entfernt gehalten hatte.

Aber Theodor war zu stolz, um von diesem Vortheil gegen sie Gebrauch zu machen; er wollte ihr Herz und ihre Hand nicht erobern, sondern als eine freie Gabe empfangen. Auch mußte er fürchten, daß sie einst den ihr abgedrungenen Schritt bereuen möchte. Den Beweggrund ihrer bisherigen Weigerung, die zarte

Sorge für ihren Vater, die hingebende kindliche Liebe, die ihr eigenes Glück dem des Vaters aufopferte, achtete er viel zu hoch, als daß er eine augenblickliche Schwachheit hätte benutzen sollen, um den Sieg über ihren festen Vorsatz zu gewinnen.

Dazu kam die Betrachtung: daß die Wahl des geistlichen Berufs, wozu er sich durch das Andenken an die geliebte Mutter und durch die von keinen Zweifeln mehr unterdrückte, vielmehr durch die freudigste Ueberzeugung gehobene und gestärkte Neigung verpflichtet fühlte, sich nicht mit der Wahl seines Herzens vertrage. Als evangelischer Geistlicher konnte er nicht eine Katholikinn als Braut heimführen; und Hildegard von ihrer Kirche abtrünnig zu machen, war zwar sein längst gehegter Wunsch gewesen; aber reiflicher erwogen, durfte er doch kaum die Erfüllung desselben hoffen. Sie hatte ihm ohnehin das Opfer des Standesunterschiedes zu bringen; und sollte er ihr noch das zweite Opfer zumuthen? Würde ihr Vater, der ohnehin durch diese Verbindung so sehr viel zu verlieren hatte, in das Eine so gern, wie in das Andere willigen? Und, was die Hauptsache war, durfte er hoffen, daß er die Geliebte

liebte vom Vorzug der evangelischen Kirche überzeugen würde? Mußte er doch gestehen, daß er ihrem frommen Herzen manche Erregung und Nahrung, an die sie von Jugend auf gewohnt gewesen, ohne Ersatz entziehen müßte. Sie sah freilich manche Fehler ihrer Kirche ein, aber doch hing sie an den Gebräuchen und Uebungen derselben mit kindlicher Liebe.

Stand aber die Wahl unserm Freunde so, daß er entweder dem geistlichen Berufe oder der Geliebten entsagen sollte: so wollte er die Letztere aufgeben. Um Theresens willen hatte er gern den Zweifeln Gehör gegeben, die ihn von dem geistlichen Stande abgeführt; aber nicht zum zweiten Mal wollte er die irdische Liebe der himmlischen vorziehen. Der Gedanke, „daß man für einen großen heiligen Lebensberuf, für ein von Gott aufgetragenes Werk am Bau des Reiches Gottes, ein Opfer, und wäre es auch das schmerzlichste, nicht scheuen dürfe," schlug immer mehr Wurzel in seinem Herzen. Hildegard verlassen, sie nie mehr sehen, fern von ihr den Lebensweg wandeln — bei diesem Gedanken erfüllte eine unendliche Wehmuth seine Seele; aber triumphirend erhob sich sein Geist bei dem Gedanken:

daß

daß er mit Hildegard durch die gleiche Entsagung vereinigt sey, und daß er dieses Opfer der Pflicht, dem Willen Gottes bringe. Wohl ist es wahr, daß im Schmerze, in der Entsagung, die höchste Erhebung des Geistes ist. Ach! hat uns Gott nicht zum Glücke bestimmt, weil er uns die geistige Vollendung nur im Leiden zu erreichen gestattet hat?

Achtes

Achtes Kapitel.

Ein Gespräch, welches an einem der nächsten Abende im Schönfelsischen Hause in Theodors Gegenwart geführt wurde, blieb nicht ohne Einfluß auf die Entschließung unseres Freundes.

Es ist mir lieb, sagte der alte Schönfels, daß Sebald wegbleibt: ich konnte nie viel Gefallen an ihm finden.

Es ist ein Mensch ohne Charakter; versetzte Otto.

Und ohne wahre Kunstliebe; fügte Hildegard, ihre Verlegenheit verbergend, hinzu.

Seit ich ihn kenne, ist er mir als ein Schwätzer ohne Geist und Gemüth erschienen; sagte Theodor.

Schönfels. Besonders war er mir auch darum verhaßt, daß er zur katholischen Kirche übergetreten ist.

Theodor. Sonderbar! ich begriffe Ihren Unwillen, wenn er Ihre Kirche verlassen hätte; da es aber der umgekehrte Fall ist, so weiß ich nicht, wie ich Ihre Aeußerung nehmen soll.

Schönfels. Ich bin der Meinung: jedermann bleibe bei der Religion, in welcher er geboren ist. Eine jede hat ihre Mängel und ihr Gutes; in einer jeden kann man Gott verehren, und daß man ein ehrlicher gut gesinnter Mensch ist, bleibt immer die Hauptsache.

Theodor. Sie betrachten die Religion, ich will nicht sagen, wie ein Kleid, dessen Schnitt das Herkommen und die Mode bestimmt; aber doch wie eine Sitte, oder wie eine Staatsverfassung, die man nicht willkührlich ändern kann.

Schönfels. Allerdings ungefähr so. So wie man nun in jeder Staatsverfassung ein ehrlicher Mann seyn kann, wenn man die bestehenden Gesetze nur redlich erfüllt: so, meine ich, kann man auch in der Beobachtung einer jeden Religion fromm seyn.

Theodor. Doch werden Sie gewiß die nicht-christlichen ausnehmen. Glauben Sie, daß ein frommer Muhammedaner eben so fromm ist, wie ein frommer Christ?

Schön-

Schönfels. Das darf und will ich nicht behaupten; gleichwohl wird mir der Muselmann lieber seyn, der bei dem Glauben der Väter bleibt, als derjenige, der sich zur christlichen Religion bekehren läßt.

Hildegard. Ich glaube, man muß eine Religion von zwei Seiten betrachten: ein Mal als Sache der Wahrheit und Ueberzeugung, und dann als Sache der Liebe und Treue. Wer seine Religion verläßt, der verläßt die Seinigen, und zerreißt ein heiliges Band.

Theodor. Diese letztere Rücksicht ist allerdings von großer Wichtigkeit; aber die erstere wiegt doch vor: denn Christus hat gesagt: „wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, der ist meiner nicht werth.“

Schönfels. Nun wohl! der Nichtchrist, der Heide oder Jude, soll, sobald er an Christum glaubt, seine bisherige Religion verlassen und zum Christenthum übergehn; aber der Christ, der doch immer an Christum glaubt — er gehöre zu einer Kirche, welche es sey — soll selbst in dem Fall, daß er ihre Gebrechen einsieht, nicht davon abtrünnig werden.

Theodor. Sie brechen damit den Stab über alle, die zur Zeit der Reformation die katholische Kirche verließen. Thäten Sie es

nun aus dem Grunde, daß Sie die katholische Kirche für fehlerlos und vollkommen hielten, so könnte ich nichts dagegen haben. Aber Sie haben, wenn ich mich recht besinne, vor einiger Zeit zugestanden: daß die Reformation nothwendig, und selbst für die katholische Kirche heilsam gewesen sey.

Schönfels. Allerdings! weil ich glaube, daß durch dieselbe der Aberglaube und die Priesterherrschaft einen mächtigen Stoß erlitten haben. Aber Ihre eigene Meinung ist, daß die Reformatoren nur nothgedrungen die Stiftung einer neuen Kirche begonnen haben; und dieß spricht gegen den Wechsel der Religion.

Theodor. Keinesweges! Als ein Mal die neue Kirche bestand, war es für die Uebers zeugten Pflicht, zu ihr überzutreten; und es haben es auch Unzählige gethan.

Otto. Mir scheint: daß diejenigen, die von den Fehlern ihrer Kirche und den Vorzügen einer andern überzeugt sind, mehr Nutzen stiften, wenn sie unter ihren Glaubensgenossen bleiben, und sie für ihre besseren Ansichten zu gewinnen suchen.

Hildegard. Das ist auch meine Meinung: sie können dann zugleich der Pflicht

der

der Wahrheit, und der Treue gegen die Angehörigen, leben.

Theodor. Wenn sich nur nicht einem solchen Betragen die Trägheit und Gleichgültigkeit zum Grunde legt! Die Meisten können nur dadurch, daß sie einen öffentlichen Schritt thun, für die Sache der Wahrheit mit Nachdruck wirken; denn wie wenige sind dazu gemacht, zu lehren, zu erleuchten, zu überzeugen! Ich kann es nicht bergen — sagte er zum alten Schönfels — Ihrer Ansicht scheint in der That Gleichgültigkeit, oder, wie man sagt, Indifferentismus, zum Grunde zu liegen. Wenn sich die Gesinnung des Menschen in seinem Betragen ausdrücken soll, warum soll er nur allein seine Ueberzeugung zurückhalten? Wenn man das Bedürfniß einer innigen religiösen Gemeinschaft fühlt, wenn man sich nicht eigensüchtig absondert, sondern gern anschließt — und das sollte ein jeder: — so wird man in der Kirche, deren Glaube und Gottesdienst uns nicht mehr befriedigt, nicht länger bleiben können.

Der alte Schönfels schüttelte den Kopf und sagte: Sie mögen in der Theorie Recht haben, aber wie oft stimmt diese gar nicht mit der Erfahrung!

rung! Wenn ich erst ein Mal einen ehrlichen Mann kennen gelernt habe, der von den Protestanten zu uns herüber kommt, dann will ich anders urtheilen.

Nun, antwortete Theodor, sollte denn gar Keiner, dessen Bekehrung in neuerer Zeit bekannt geworden ist, auf den Namen eines ehrlichen Mannes Anspruch machen? nicht der Graf Stollberg?

Den ich doch, fiel Schönfels ein, für keinen Mann von festem Charakter halte.

Ich habe einige junge Leute in *** gekannt, erwiederte Theodor ablenkend, die aus voller redlicher Ueberzeugung von der katholischen Kirche zu der unsrigen übergingen: ein Schritt, wovon weder sie selbst, noch unsere Geistlichkeit Lärm gemacht haben, der aber Vielen von uns zur Erbauung gereicht hat.

Darin, lieber Vater, sagte Otto, muß ich unserm Theodor Recht geben: daß es für die ganze Ansicht des Lebens nicht gleichgültig ist, auf welchem Standpunkt der religiösen Ueberzeugung man sich befindet. Vor einigen Jahren noch war ich sehr für die Hierarchie unserer Kirche eingenommen; und damals sah ich

die

die Geschichte so einseitig und partheiisch an, daß mir die schönsten Erscheinungen derselben in einem ungünstigen Lichte erschienen.

Der Alte schien nicht überzeugt zu seyn, hatte aber auch keine Lust, den Streit fortzusetzen, und lenkte das Gespräch auf etwas Anderes.

Theodor sah aus diesem Gespräch, daß Hildegards Vater schwerlich daran Gefallen finden würde, wenn sie ihrem Geliebten in seine Kirche folgen wollte; und er nahm dieß sehr zu Herzen. Auch machte eine andere zufällig veranlaßte Aeußerung des alten Schönfels, daß er die Ehen verschiedener Religionsverwandten nicht rathsam finde, einen großen Eindruck auf unsern Freund, und trug etwas dazu bei, daß der Entschluß der Entsagung immer mehr in ihm reifte.

Um diese Zeit erhielt er Briefe von Johannes und Friederiken, welche eine große Sehnsucht, ihn wieder zu sehen, ausdrückten. Friederike hatte schon seit einiger Zeit ihre Verbindung mit Neuhof vollzogen, und fühlte sich sehr glücklich, besonders auch in der frohen Aussicht, bald Mutter zu werden. Johannes, der von der glücklichen Vollendung der theologischen

gischen Studien seines Freundes und dem gefaßten Entschluß, den geistlichen Stand zu wählen, wußte, wunderte sich über den langen Aufschub, indem er unter andern sagte:

„Meiner Freude über Deine Rückkehr zu einem Lebensberuf, wozu Dich die Natur und das Gelübde Deiner seligen Mutter bestimmte, gleicht die Ungeduld, mit welcher ich Dich im heiligen Amte zu sehen wünsche. „Was Du thun willst, thue bald!“ dieß gilt von jedem gefaßten Entschlusse, und zumal von einem guten, und einem so wichtigen, wie der Deinige ist, dessen Ausführung so wirkungs- und segensreich seyn wird. „Warum stehst Du so müßig am Wege?“ ruft Dir Dein Heiland zu: auf! gürte Dich zur Arbeit! Ach! lieber Theodor, komm bald zu uns, zu unserer Freude, zu unserer Ermunterung, Stärkung und Erbauung! Ich rechne sehr viel auf den Rath und Beistand, den Du mir bei Deinen höheren Einsichten gewähren kannst; aber gedenke besonders des Wunsches unsers väterlichen Lehrers und Freundes, Dich noch vor seinem nahen Ende an heiliger Stätte zu sehen, worauf er mit Freuden in die Grube fahren will. Es wird Dir nicht schwer werden, eine in der

nächsten Nach-

Nachbarschaft erledigte Pfarrstelle zu erhalten: dann können wir uns jede Woche sehen, und unsere Amtsgeschäfte mit einander besprechen.“

Diese Briefe wirkten von der andern Seite, daß Theodor mit jenem Entschlusse bei sich aufs Reine kam; den letzten Anstoß aber gab folgens der Vorfall.

Neuntes Kapitel.

Sebald schrieb an unsern Freund eine Herausfoderung zum Zweikampf. „Sie haben mich beleidigt: vielleicht nicht nach den gemeinen Begriffen von Ehre, sicher aber nach dem Gefühl meines Herzens. Wir sind nie Freunde gewesen, und haben uns immer feindlich berührt; daß Sie aber als mein glücklicher Nebenbuhler nicht nur meinem Glücke im Wege stehen, sondern auch ein spöttischer Zeuge meiner Beschämung gewesen sind, dafür fodert mein Herz Rache. Ich fodere Sie auf, mir Genugthuung zu geben u. s. w.“

Theodor, ohnehin kein Freund vom Zweikampf, hatte am wenigsten Lust, sich mit einem solchen Gegner, wegen eines solchen bloß eingebildeten Ehrenpunkts, zu schlagen. Er schrieb ihm daher zurück: Er habe ihn weder unmittelbar noch mittelbar beleidigt, ihn auch nicht

beleidigen wollen, zumal da er keinesweges sein glücklicher Nebenbuhler sey; wenn sie sich beide nicht liebten, so könnten sie ja einander aus dem Wege gehen: er finde daher keinen Grund, die Herausfoderung anzunehmen u. s. w.

Es vergingen einige Tage, und die Sache schien beigelegt zu seyn: da wurde Theodoren hinterbracht, daß Sebald keineswegs befriedigt, vielmehr nur noch mehr aufgebracht und entschlossen sey, ihn öffentlich auf eine empfindliche Weise zu beleidigen. Man rieth ihm, die Herausfoderung anzunehmen, und den schlechten Menschen derb zu züchtigen.

Theodor konnte sich dazu nicht entschließen. Den Zweikampf betrachtete er überhaupt als ein Sühnungsmittel des rohen Hasses und der rohen Rachsucht. Hat Einer den andern beleidigt, so gestehe er seinen Fehler ein, und bitte ihn um Verzeihung, und der Andere sey mit dieser Herstellung seiner Ehre zufrieden. Aber da will gewöhnlich der Beleidiger nicht sein Unrecht eingestehen, und der Beleidigte bietet nicht die Hand zur Versöhnung, sondern greift sogleich zu den Waffen. Hier war gar keine Beleidigung vorgefallen, und Theodor hatte Sebalden nicht beleidigen wollen; er hatte ihm diese Erklärung gegeben, und doch war er nicht

damit zufrieden. Sollte sich nun Theodor dem blinden Hasse fügen, und sich dazu hergeben, Unrecht zu thun, indem er den Gegner verwundete oder gar tödtete, oder sich von ihm verwunden oder tödten zu lassen? Unvernünftiger kann keine Handlung seyn, als wenn Menschen in blinder grundloser Leidenschaft an einander gerathen, und die Schranken des Rechts durchbrechen, um ihre böse Lust zu kühlen!

Theodor hätte nur Hildegards Vater den ganzen Vorfall mitzutheilen gebraucht, um sich vor Sebald Ruhe zu schaffen, und ihm zugleich die wohlverdiente Strafe zuzuziehen. Schönfels hätte durch seinen mächtigen Einfluß sogleich Sebalds Entfernung aus Rom bewirken können. Aber Theodor hielt es für das Edelste und Klügste, seinem Gegner aus dem Wege zu gehen; zumal da er nunmehr ganz fest entschlossen war, Hildegard zu entsagen, Rom zu verlassen, und sich in seine Heimath zu begeben.

Dieser Entschluß hatte ihm einen schweren Kampf gekostet. Manche schlaflose Stunde der Nacht hatte er mit seiner Leidenschaft gerungen, immer hatte ihm der Gedanke an seine Mutter und an die sich immer deutlicher aus-

spres

sprechende Berufspflicht den Sieg verschafft, den er aber immer von neuem verlor, bis er zuletzt desselben vollkommen mächtig wurde. Nun war er ruhig, klar und heiter.

Die Dichtung erhebt den Menschen über das Leben, und veredelt und verklärt die Leidenschaften. Seine innere Ruhe bewies und befestigte Theodor dadurch, daß er folgende Zeilen niederschrieb.

Laß des Herzens ungestüm Verlangen!
Auf der Erde blüht kein Himmelsglück;
Wagst du hier das Urbild zu umfangen:
Scheu entflieht's, ein Schatten bleibt zurück.

Zu den Sternen, die dort oben prangen,
Richte sehnsuchtsvoll den feuchten Blick!
Durch den Tod zum Leben zu gelangen,
Ist der Menschen ewiges Geschick.

Fürchte deiner höchsten Lust Gewährung!
Du umfängst den ird'schen eitlen Schein;
Reichern Lohn gewinnst du durch Entbehrung.

Unverlierbar bleibt die Liebe dein;
Durch Entsagen wird ihr die Verklärung,
In der Opferflamme glüht sie rein.

Er bereitete im Stillen seine Abreise vor, und wollte im Schönfelsischen Hause nur schriftlich Abschied nehmen, weil er sich nicht Stärke genug zutraute, der Geliebten mündlich Lebewohl zu sagen. Als er sie zum letzten Mal

sah, und ihr im Herzen das ewige Lebewohl zurief, hätte ihn der Schmerz beinahe überwältigt; doch er ermannte sich, faßte die Züge des schönen Angesichts nochmals in sein Gedächtniß, und eilte fort.

Als er nach Hause kam, ergriff er die Feder, und schrieb an Hildegard folgende Worte zum Abschied nieder.

„Ich sage Ihnen, theure Hildegard, und den Ihrigen schriftlich Abschied, weil ich mir den Schmerz der Trennung erleichtern will. Vielleicht schelten Sie mein Betragen schwach, aber Jeder muß sich selber am besten kennen, und darf nicht mehr auf seine Schultern nehmen, als er tragen kann. Lernt man gute edle Menschen kennen, so macht man gern darauf Anspruch, mit ihnen vereint durch das Leben zu gehen. Ach! es ist wohl oft ein thörichter unerfüllbarer Wunsch; aber unser Herz bedarf der Liebe, und wenn es das Unmögliche begehrt, so muß es seine Thorheit schmerzlich büßen, und darf daher wohl auf Verzeihung Anspruch machen. Sie, Freundin, erschienen mir als ein Bote des Friedens aus einer höhern Welt, und in Ihnen war mir die Bedeutung des Lebens gefunden. Ich muß Sie verlassen, und werde Sie vielleicht nie wieder sehen; aber

aber vergessen werde ich Sie niemals, und den Gewinn, den mir Ihre Erscheinung gebracht hat, mir gewiß erhalten. Der heißeste Wunsch, den ich zum Himmel sende, ist: daß es Ihnen stets wohl gehen möge, daß der Friede dieses schönen Herzens nie getrübt, daß der Glanz dieses himmlisch reinen Auges nie umwölkt werde. Daß Sie zuweilen meiner gedenken werden, dafür bürgt mir die Sicherheit und Festigkeit Ihres Wesens: Sie würdigten mich Ihrer Freundschaft, und so werden Sie mir dieselbe auch erhalten.“

Als Theodor diese Zeilen wieder durchlas, fand er sie beinahe zu kalt und gleichgültig geschrieben. Er hatte sich zusammengenommen, um nicht zu viel zu sagen, und seinen Schmerz zu stark auszudrücken, und auf schwache Ausdrücke in Gedanken ein Gewicht gelegt, welches gewiß auch Hildegard empfunden haben würde, wenn sie den Brief gelesen hätte.

An Otto und den alten Schönfels schrieb Theodor ebenfalls Abschiedsbriefe. Er sorgte dafür, daß dieselben gleich nach seiner Abreise übergeben würden, welche auf den folgenden Morgen angesetzt war.

Unter dem Briefschreiben und den andern Zurüstungen zur Reise war der Abend heran gekom-

gekommen. Um möglichen Besuchen aus dem Wege zu gehen, und seinen Gefühlen ungestört nachhängen zu können, begab er sich nach dem Kloster **; wohin er einige Mal Hildegard und ihren Bruder, die mit dem Prior genau bekannt waren, und den freien Zutritt in den schönen Klostergarten hatten, begleitet, und wo er eines Tages mit der erstern, unter einer schönen Baumgruppe sitzend, eine ihm unvergeßliche Stunde im Austausch ernster Gedanken zugebracht hatte. Man übersieht von diesem Garten aus alle Ruinen des alten Roms, das Coliseum, das Forum, die Triumphbögen u. s. w. Aus den grünen Umgebungen des Gartens blickt man auf die Stadt hinab, wie aus der Gegenwart in die Vergangenheit. Dieser der Betrachtung der menschlichen Vergänglichkeit gewidmete Ort entsprach ganz der gegenwärtigen Gemüthsstimmung unseres Freundes, dem auch sein Glück in Trümmern zusammengestürzt war, und der auf seine früheren Hoffnungen, wie auf eine untergegangene Welt, zurücksah.

Er ging auf und ab unter den Bäumen, und stand zuweilen stille und starrte hinab auf die Stadt. Sein Auge füllte sich mit Thränen.

nen. Wozu diese Thränen? sagte er, die Hand in die Augen drückend. Muß nicht alles untergehen? Ist nicht auch die Herrlichkeit der Weltherrscherin untergegangen? Er dachte an seine selige Mutter, deren geliebte Gestalt unter der Erde moderte. Sie ist dahin, dachte er, an der meine ganze Seele hing: warum traure ich, daß ich auch sie (er dachte an Hildegard) verlieren soll? Ja — rief er laut — es muß geschieden seyn, Hildegard! lebe wohl, Geliebte meines Herzens!

Bei diesen Worten trat Hildegard, welche sich ihm unbemerkt genähert hatte, vor ihn. Sie hatte mit ihrem Vater einen Spaziergang hieher gemacht, der unterdessen zum Prior gegangen war.

Was ist Ihnen, lieber Theodor? sagte sie besorgt. Sie wollen uns verlassen?

Er ergriff stumm ihre Hand, und drückte sie an seine Lippen. Es fiel eine Thräne darauf.

„O Gott! Sie weinen? Was haben Sie vor? Ich verstehe! Sie wollten uns ohne Abschied verlassen! Ist das freundschaftlich gedacht?“

Theodor mußte ihr gestehen, daß er am nächsten Morgen abreisen wolle. Ich gedachte,

sagte

sagte er, mir den Schmerz des Abschiedes zu ersparen, und nun muß ich doch den bitters süßen Kelch leeren! Leben Sie wohl, theuerste Freundin! sagte er mit gepreßter Stimme, indem er gehen wollte.

Theodor — rief Hildegard — ich lasse Dich nicht, Du mußt bleiben! Ich habe Dich zu diesem Schritte gezwungen, indem ich mein Herz bekämpfte. Ich lasse es nun frei, mein Vater wird mir verzeihen, ich bin die Deine!

Theodor empfand in diesem Augenblick nichts als das unendliche Glück, von Hildegard geliebt und ihres Besitzes gewiß zu seyn, und vergaß darüber alles Andere.

O Hildegard — rief er, sie an sein Herz schließend — Du mein, auf ewig mein? Kann ich dieses Glück ertragen?

Auf das erste Entzücken des geschlossenen Liebesbundes folgten nun die ruhigeren, nicht minder beglückenden Erklärungen der Liebenden über den Ursprung und das Wachsthum ihrer Liebe. Hildegard gestand ihrem Geliebten, daß sein Anblick gleich das erste Mal einen tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht habe, dem sie aber nicht nachgehangen: weil sie nicht gehofft, ihn wieder zu sehen, und weil sie entschlossen gewesen, keinem Manne ihr Herz zu schenken.

Sein

Sein Wiedersehen auf dem Rigi habe jenen Eindruck in voller Stärke erneuert; aber bald habe sie ihr Herz dahin gestimmt, in ihm nur den Freund zu sehen; jetzt aber fühle sie wohl, wie sehr sie sich getäuscht habe, da sie nicht ohne ihn leben könne.

Mit welcher Wonne erfüllten diese Erklärungen das Herz unsers Freundes! Aber bald gewann die Ueberlegung Raum, und es stiegen in ihm Zweifel auf. Er fragte Hildegard, ob ihr Vater in ihre Verbindung willigen werde?

Mein Vater, antwortete sie, liebt mich zärtlich und wird mein Glück nicht stören. Ich wollte es ihm freiwillig aufopfern, aber hätte er meine Neigung geahnet, so würde er es nicht zugegeben haben.

Aber willst Du, fragte er sie weiter, um meinetwillen Deine Kirche verlassen, und mit mir in den niedern Stand eines Landpredigers hinabsteigen?

Ich hoffe, erwiederte sie, Du wirst mich ganz von den Vorzügen Deines Glaubens überzeugen, und das einfache Landleben ziehe ich allem Glanze vor; ja, wenn Du nicht diesen Stand erwähltest, wer weiß, ob ich, wenn auch überzeugt, zu Deiner Kirche übergehen würde. Ich halte es für meine Christenpflicht,

Dich

Dich Deinem Beruf nicht zu entziehen; und so wie ich Dich stets zur Wahl desselben ermuntert habe, so muß ich auch thätig dazu mitwirken.

„Wird aber Dein Vater beide Schritte billigen?"

„„Er ist so mild und billig, und hat so wenig Vorurtheile, daß ich nicht daran zweifle.""

Hildegards Vater hatte sich veranlaßt gesehen, früher weg zu gehen, und schickte den Bedienten, sie abzuholen. Theodor begleitete sie nach Hause. Er wäre gern noch an diesem Abend ihrem Vater zu Füßen gefallen, um ihn um seine Einwilligung zu bitten; aber er fand ihn nicht zu Hause, so wenig als Otto. Er mußte sein volles Herz für sich allein behalten, da er auch nicht in der Gesellschaft der Geliebten bleiben konnte.

Zehntes Kapitel.

Am andern Morgen theilte Theodor dem Bruder der Geliebten das Vorgegangene mit.

Nun endlich, sagte Otto erfreut, habt ihr euch verständigt! Glaubst du denn nicht, daß ich deine Neigung zu meiner Schwester längst, schon bei unserer Wiederbegegnung in der Schweiz errathen habe? Ich ließ euch gehen, um mich nicht in dasjenige zu mischen, was der freien innern Entwickelung bedurfte; aber einige Mal habe ich doch den Gelegenheitsmacher gespielt.

Theodor sprach von dem Opfer, das ihm Hildegard bringe, da sie sich einzig der Gesellschaft und Pflege ihres Vaters habe widmen wollen; und äußerte die Besorgniß, daß der Vater den Verlust seiner Tochter ungern ertragen werde. Aber Otto beruhigte ihn deßwegen, und drückte lebhaft seine Freude darüber aus,

daß

daß Theodor so nahe mit ihm verbunden wers den sollte.

So sollen uns denn — rief er, Theodoren umarmend — auch noch die Bande des Blutes vereinigen! Freund meiner Seele, nun auch mein Bruder! Lieben kann ich Dich nicht mehr, als ich Dich schon bisher geliebt habe; aber sicherer wird unsere Freundschaft seyn durch die Verbindung mit meiner Schwester, mit der ich Ein Herz und Eine Seele bin. Dich wird mir kein mir fremdes Weib abwendig machen; so lange Du meine Schwester liebst, wirst Du mich auch lieben.

Hättest Du wohl, erwiederte mit Wärme Theodor, jemals an der Dauer meiner Freundschaft zweifeln können? Haben wir nicht den Bund für das Leben geschlossen?

Hildegard sprach unterdessen mit ihrem Vater. Sie gestand ihm ihre Liebe zu Theodor, und bat ihn um Verzeihung, daß sie ihrem gefaßten Entschluß, nur für ihn zu leben, untreu geworden, und der Neigung ihres Herzens nachgegeben habe.

Der Alte machte ihr zärtliche Vorwürfe, daß sie einen solchen Entschluß habe fassen können, wodurch sie auf das Glück ihres Lebens Verzicht geleistet. Sie wisse wohl, daß er seinen

nen Wunsch, sie durch einen braven Mann beglückt zu sehen, mehrmals angedeutet habe.

Aber, sagte Hildegard, wie darf, wie kann ich Dich, lieber Vater, verlassen, und meinem Manne folgen?

„Du sollst mich nicht verlassen, ich folge Dir. Bald hoffe ich meine Geschäfte aufgeben zu können, dann will ich in Muße meine letzten Lebenstage genießen, und an Deiner Seite mich Deines Glückes freuen.“

Eben trat Theodor ein. Hildegard ging ihm freudig entgegen, und, ihn bei der Hand nehmend und zu ihrem Vater führend, rief sie: der Vater will mit uns ziehen, ich brauche ihn nicht zu verlassen!

O wenn Sie das wollten! sagte Theodor zu ihm; ich würde mich bemühen, Ihnen Ihr Leben so angenehm, als mir möglich ist, zu machen; und wenn es mir gelänge, so würde ich dadurch nur mein eignes Glück erhöhen.

Kommt, Kinder, rief der Alte, empfangt meinen Segen!

O lassen Sie mich, fiel Theodor ein, mein Glück ganz rein, ohne Furcht einer künftigen Störung, empfangen! Geben Sie uns Ihre Einwilligung nicht eher, bis Sie die Bedingungen kennen, unter denen ich um die Hand

Ihrer

Ihrer Tochter werbe. Sie selbst hat mich in dem Entschluß, Landprediger zu werden, bestärkt: wollen Sie sie nun diesen niedrigen Stand mit dem höheren, worin sie geboren ist, vertauschen lassen?

„Landprediger oder Landedelman — da ist kein Unterschied, als den der Reichthum und die Armuth macht. Meine Tochter wird bei Ihnen keinen Mangel leiden; alles Uebrige gehört dem Vorurtheil, und Vorurtheile habe ich nicht, wie Sie wissen."

Aber, fuhr Theodor fort, die Frau eines evangelischen Landpredigers kann nicht Katholikinn seyn.

„Ich verstehe Sie! Sie soll zu Ihrer Kirche übertreten, und Sie übernehmen das Geschäft der Bekehrung gern; denn, gestehen Sie nur, Sie sind doch ein wenig bekehrungssüchtig: darin erkennt man Ihren Beruf zum geistlichen Stande. Freilich komme ich hier mit meinen Grundsätzen ins Gedränge; aber was meine Tochter will, das ist mir recht." — Bist Du denn schon mit Dir einig? fragte er Hildegard.

Noch nicht, antwortete sie; aber die Liebe und Wahrheit vermag Alles; und ich hoffe —

sagte

sagte sie, sich an Theodor anschmiegend — mein Geliebter wird mich ganz überzeugen.

Das Eheweib eines Geistlichen, versetzte Theodor lächelnd, muß eine halbe Gottesgelehrte seyn; und wenn mir meine Hildegard ihre Aufmerksamkeit widmen und etwas mehr über die Religion nachdenken will, als sie bisher gethan hat: so zweifle ich nicht, daß sie eine eifrige evangelische Christin werden wird.

Mir werden Sie, sagte der Alte scherzhaft, meinen Glauben oder vielmehr meinen Unglauben lassen; denn nicht undeutlich haben Sie mich neulich der Gleichgültigkeit in der Religion beschuldigt. Doch, Kinder, lassen wir dieses! Ihr liebt euch, und werdet euch einander glücklich machen: dazu gebe ich euch meinen väterlichen Segen. Seyd so glücklich, wie ich es, ach! freilich nur zu kurz, mit meiner seligen Marie war, und der Himmel erhalte euch einander bis ans Ende!

Er schloß tief gerührt die Tochter und den Sohn in die Arme. Seit dem Tode der Mutter hatte ihn Hildegard nicht so ergriffen gesehen. Jetzt, Kinder — sagte er — laßt mich allein! Auch ihr werdet euch eures Glückes in der Stille freuen wollen.

Theodor und Hildegard gingen. Sie waren ebenfalls zu sehr bewegt, um nicht das Bedürfniß der Einsamkeit zu fühlen. Theodor zog sich auf sein Zimmer zurück, und entlud sein volles Herz in einem Dankgebet gegen Gott, der ihm das schwere Opfer, das er zu bringen entschlossen gewesen, gnädig erspart hatte. Er gedachte dabei seiner Mutter, deren Wunsch und Gelübde nunmehr erfüllt werden sollte, ohne daß es das Glück seines Herzens kostete. Seliger Geist, rief er, nun siehst Du mit Wohlgefallen und Zufriedenheit auf mich herab; nun ist dieses Herz ganz ruhig, das immer der Vorwurf gequält hat, dir untreu geworden zu seyn, das nun seine süßeste Pflicht mit seiner liebsten Neigung vereinbart.

Nachdem er ruhiger geworden, schrieb er an Johannes und Friederike, ihnen sein Glück zu melden. Nie in seinem Leben hatte er solche freudige Briefe geschrieben.

In seinem Briefe an Johannes sagte er unter anderm: In meiner Hildegard habe ich nicht nur ein liebendes Herz gefunden, das mir die Erde zum Himmel machen wird, sondern auch durch sie an Bildung gewonnen, und werde noch immer mehr durch sie gewinnen. In ihr als einer frommen Katholikinn lebt die Reli-

Religion im ahnenden Gefühl; gelingt es mir, sie von unserm Glauben zu überzeugen, so wird sich in ihr zum Gefühl die erleuchtete Erkenntniß gesellen, und sie wird ein Muster weiblicher Frömmigkeit seyn. Unsere frommen Protestantinnen sind meistens entweder zu schwärmerisch und neigen sich zum falschen Mysticismus, oder sie sind kalt verständig und moralisirend. Meine Hildegard wird in die rechte Mitte treten, und mich zugleich in der rechten Mitte erhalten. Schon habe ich durch sie gelernt, woran es der religiösen Erziehung und der Andachtsübung in unserer Kirche fehlt; und welche Nahrung kann noch mein Herz aus dem ihrigen schöpfen, das einen so reichen Schatz in sich schließt!

Theodors Abreise von Rom blieb natürlich nun noch eine Zeitlang aufgeschoben. Den verdrießlichen Handel mit Sebald versprach Otto beizulegen, ohne daß ihm auf irgend eine Weise wehe gethan würde; und er erfüllte dieses Versprechen so gut, daß Theodor diesen widerlichen Menschen lange Zeit kaum mehr zu Gesichte bekam.

Eilftes Kapitel.

Als Theodor seine Geliebte, nun Verlobte, am andern Morgen wieder sah, fiel sie ihm mit Ungestüm um den Hals, und rief: mein Theodor! Du bist mein, und nichts soll mich von Dir scheiden!

Theodor wunderte sich bei sich selbst über die Leidenschaftlichkeit des sonst so ruhigen und klaren Mädchens, fühlte sich aber dadurch mehr geschmeichelt, als beglückt. Hildegards Augen blickten unstät, und begegneten nicht, wie sonst, ruhig und unbefangen Theodors Augen.

Beide Liebende waren sehr lebhaft im Ausdruck des freudigen Gefühls ihres Glückes, das sie heute zuerst mit einander ruhig betrachteten. Wenn es ein Glück auf Erden gibt, so ist es das zweier liebenden Herzen, die sich durch eine edle tugendhafte Neigung mit einander verbinden. Alle wahre Glückseligkeit ist nur

nur eine innere, die Befriedigung und Erhebung des Geistes: was aber kann uns mehr befriedigen und erheben, als wenn sich uns ein edles Gemüth ganz zu eigen gibt, wenn das, was wir sind und wollen, in ihm Anerkennung, Einstimmung und Unterstützung findet?

Theodor bemerkte, daß das Marienbild, welches in Hildegards Cabinet hing, und vor welchem sie ihre häusliche Andacht zu verrichten gewohnt gewesen, mit einem Vorhang bedeckt war. Er trat hinzu, und enthüllte das Bild, um es nochmals zu betrachten, da er es immer sehr schön gefunden hatte.

Hildegard wurde verlegen, und suchte ihren Geliebten von der Betrachtung des Bildes abzuziehen. Als er sich davon abgewendet, und in ein anderes Gespräch eingegangen war, zog Hildegard den Vorhang wieder vor. Da wurde Theodor aufmerksam, und errieth, was in der Geliebten Seele vorging.

Was ist Dir, Geliebte? sagte er. Du bringst meiner Liebe ein Opfer, das schwerste Opfer, das man bringen kann, den frommen Glauben; und bringst es ohne das freudige feste Bewußtseyn, daß Du daran Recht thust. O bringe es lieber nicht, als auf diese Weise!

bringe es nicht eher, als Du es bringen kannst!

Hildegard lehnte sich an seine Schulter, und weinte. Als sie ruhiger geworden war, gestand sie, was in ihr vorgegangen war.

Nachdem sie am vorigen Tage, im vollen Gefühl ihres vom Vater bestätigten Glückes, sich auf ihr Zimmer zurückgezogen hatte, wollte sie im Bedürfniß, ihr Herz vor Gott auszuschütten, nach ihrer Gewohnheit vor dem Marienbilde niederknieen: da fiel ihr ein, daß ihr die Liebe zu Theodor das Gesetz auflege, dieser Gewohnheit zu entsagen; sie blickte scheu zur Mutter Gottes auf, und es schien ihr, als wenn das sonst so huldreiche Bild sie mit einem düster strafenden Blick ansehe. Sie erhob und stärkte sich durch ein zu Gott gerichtetes Gebet, in welchem sie um Kraft und Beistand zu dem Schritte flehete, den sie aus Liebe und aus der schon längst gewonnenen Ueberzeugung von dem reinern Geiste der protestantischen Kirche thun wollte. Sie fühlte sich auch dadurch gestärkt und befestigt: aber es war ihr, als wenn sie in der Maria eine mütterliche Freundin verlassen und betrüben sollte; und sie war bis jetzt nicht im Stande,

ihr Bild anzusehen, daher sie es verhüllt hatte. Der innere noch fortdauernde Kampf, in welchem zwar die Liebe die Oberhand behielt, aber doch ihren Gegner nicht ganz überwinden konnte, gab ihr jene Spannung und Leidenschaftlichkeit, in welcher sie Theodor gefunden hatte.

Die Verlegenheit, in welche dieses Geständniß unsern Freund setzte, war nicht gering; und er hatte diese Klippe, an welcher sein Glück scheitern konnte, nicht vorausgesehen.

Der Augenblick gibt uns oft Entscheidungen an die Hand, welche wir durch langes Ueberlegen nicht finden würden. Hätte man Theodoren den gegenwärtigen Fall zur ruhigen Untersuchung und Entscheidung vorgelegt, er würde vielleicht nicht den Ausweg gefunden haben, den er jetzt, gleichsam im Instinkt der Liebe, traf. Der Lehrbegriff der Protestanten hat die Verehrung der Heiligen ganz abgeschnitten: weil der Mißbrauch, der damit im Großen getrieben worden war, die Ausrottung dieses Theiles des katholischen Gottesdienstes nach sich gezogen hatte, und in diesem Stück der Bruch mit der katholischen Kirche eben so unvermeidlich, als in mehreren anderen, war. Die nachherige Streitsucht der protestantischen Theologen, durch die offenen und geheimen

Angriffe der Katholiken gegen die neue Kirche gereizt und genährt, hatte jede Wiederannäherung an die alte Kirche unmöglich gemacht, weil man immer den gänzlichen Rückfall zu derselben fürchtete. Was aber im Ganzen und Großen keine Statt finden konnte, das konnte es wohl in einem einzelnen Fall. Hildegard, eine fromme gefühlvolle Katholikinn, konnte, von der höheren Wahrheit der protestantischen Kirche überzeugt, ihre bisherige kirchliche Gemeinschaft verlassen, aber doch das Gute und Schöne des katholischen Glaubens mit hinüber nehmen, in so fern sie dadurch nicht ihren neuen Kirchengenossen anstößig und ärgerlich würde. Sie konnte hinfort die Maria zwar nicht mehr anbeten, was ja selbst die katholische Kirchenlehre nicht erlaubt, auch nicht anrufen, was der protestantische Lehrbegriff nicht gestattet: aber doch gleichsam als ihre geistige Freundin und Vertraute vor Augen und im Herzen behalten. Diese Idee ergriff Theodor, um seine Freundin zu beruhigen.

Liebe Hildegard, sagte er, Sie sind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß Sie dieses schöne Bild der weiblichen Reinheit und Demuth nicht mehr mit andächtigem Blick betrach-

ten

ten dürfen. Was unsere Kirche mißbilligt, ist, daß Sie die Maria bisher als Fürsprecherin bei Gott angerufen haben. Maria, bitte für uns! dürfen Sie nicht mehr sagen, weil solches der wahren Anbetung Gottes Eintrag thut. Unser Gebet soll sich unmittelbar zum himmlischen Vater erheben, wir sollen uns als seine Kinder fühlen, welche, durch Christum erlöst und mit dem Geist der Freiheit begabt, alles von ihm bitten dürfen, was ein von irdischer Lust gereinigtes Gemüth bitten darf. Gott bedarf keiner Fürsprecher, um sich mit väterlicher Liebe zu uns zu neigen; die Versöhnung des verderbten Menschengeschlechts ist durch Christum geschehen, welcher in sich selbst die Gottheit und Menschheit vereinigt, und diese zu jener emporgehoben hat.

Ich verstehe nicht, antwortete Hildegard, warum wir Christum als Mittler verehren dürfen, und nicht die Maria, welche uns Frauen als Mittlerin näher steht.

„Der einfache Grund ist: weil Christus uns durch die Offenbarung der Wahrheit, durch seine vollkommne Gerechtigkeit und seinen Liebes- und Opfertod von den Sünden erlöst und mit Gott versöhnt hat, Maria aber nicht;

weßwegen auch von ihr in der Schrift so wenig die Rede ist, und ihr durchaus nicht ein Christo ähnliches Verdienst beigelegt wird. Sie war durch ihre Reinheit und Demuth der Bestimmung gewürdigt worden, Mutter des Erlösers zu werden; aber in ihr war die menschliche Natur keinesweges schon ganz von Sünden gereinigt, dieß geschah erst durch Christum und seinen Tod. Indem sie an den geliebten Sohn glaubte, und so mit ihm auch in die innigste geistige Verbindung trat, so wie sie mit ihm in körperlicher Verbindung war: so wurde sie ganz von Sünden gereinigt, und steht nunmehr als höchstes Vorbild des weiblichen Geschlechts da, und als solches soll das fromme Weib sie innig ans Herz schließen, und stets vor Augen haben."

„„Wozu aber soll ich sie vor Augen haben, wenn ich sie nicht um Beistand bitten soll? Es ist so tröstlich, zu vollendeten verklärten Geistern um Fürbitte zu flehen!""

„Man bittet immer gewissermaßen um Beistand, wenn man zu einem Höheren aufblickt; denn ein solcher Aufblick stärkt und gibt Vertrauen. Sie sollen zur Maria als zum vollendeten Musterbilde weiblicher Vollkommenheit auf-

aufblicken, und dadurch sich erheben und stärken.“

Hildegard wurde nachdenklich, und schien auf dem Wege der Verständigung zu seyn. Nach einigen Augenblicken sagte sie: Ich glaube, daß ich mich mit Ihrer Idee beruhigen könnte, wenn ich mich nicht erinnerte, daß mir einst ein sehr absprechender protestantischer Geistlicher gesagt hat, unsere Maria sey nichts als ein Gebild der Phantasie. Sie, lieber Freund, wollen mir nicht gleich Alles rauben, und mir noch eine schwache Stütze lassen; aber gestehen Sie nur, Sie glauben auch nicht an die Wesenheit der Maria.

Ich habe schon bemerkt, erwiederte Theodor, daß die heil. Geschichte nur wenig von der Maria erwähnt, was schon darum nicht anders seyn kann, weil sie so wenig in die Geschichte der Offenbarung und Erlösung verflochten ist. Sie kommt sogar zweimal in einer scheinbar nachtheiligen Beziehung vor: ein Mal, als sie auf der Hochzeit zu Kana ihren Sohn etwas vorlaut zur Hülfe auffodert; und das zweite Mal, als sie mit dessen Brüdern ausgeht, ihn nach Hause zu führen, weil sie gehört, er sey von Sinnen. Aber diese Schatten,

ten, wenn sie auch nicht schon bei näherer Betrachtung verschwänden, werden getilgt durch das, was am Ende der Lebensgeschichte Jesu von ihr erzählt wird. Sie stand unter dem Kreuze ihres Sohnes — schon dieß allein zeigt, welche liebende Mutter sie war — und Christus empfiehlt sie seinem geliebtesten Jünger zur Versorgung. Welch ein unschätzbarer Zug der heiligen Geschichte! Mit zwei Worten wird uns gesagt, wie werth Maria dem Herzen ihres göttlichen Sohnes war, und sie wird das durch ihm so nahe gestellt, daß sie an seiner Herrlichkeit Theil nimmt.

Hildegards Blicke erheiterten sich bei dieser Rede Theodors. Also, sagte sie, ist die Person einer Mutter Gottes, des Vorbilds reiner Weiblichkeit und Mütterlichkeit, nicht erträumt? Sie lebte wirklich, und lebt noch an der Seite ihres göttlichen Sohnes?

Sie lebt, so wahr es eine Unsterblichkeit der Seelen gibt, und sie lebt an der Seite ihres geliebten Sohnes; denn Christus wollte, daß alle die Seinigen bei ihm wären, und die ihm vom Vater verliehene Herrlichkeit sähen: wie viel mehr die geliebte Mutter, die auf Erden so viel um seinetwillen erduldete. Sie

hat die Belohnung dafür empfangen, indem sie mit dem Sohne ihres Herzens verklärt worden. Alles, was die schönen Bilder katholischer Maler vom Tode und von der Auffahrt der Maria darstellen, hat eine hohe innere Wahrheit, obschon die beglaubigte Geschichte darüber schweigt.

Zwölftes Kapitel.

Der schon erwähnte Prior des Klosters ** hörte von der Verlobung Hildegards mit Theodor, und vermuthete entweder ihren beabsichtigten Uebertritt zur protestantischen Kirche, oder der alte Schönfels hatte ihm etwas davon angedeutet: genug, er hielt es für seine Pflicht, Hildegard, seine bisherige Beichttochter, vor diesem Schritte zu warnen. Er war ein frommer liebenswürdiger alter Mann, aber in der Theologie wenig erfahren, und mit all den Vorurtheilen angefüllt, welche die katholischen Theologen vom gemeinen Schlag für unumstößliche Grundsätze ihrer Glaubenslehre halten. Er kam, und bat sich eine geheime Unterredung mit Hildegard aus.

Keinen bessern Vorschub hätte die Aenderung ihrer Ueberzeugung erhalten können, als durch diese Unterredung. Denn sie mußte sich

gegen

gegen Angriffe vertheidigen, deren Plumpheit in die Augen fiel; und dadurch befestigte sie sich. Der Mensch ist, gleichsam durch eine gewisse Sorge für seine Freiheit und Selbstständigkeit, auf seiner Hut, wenn Andere Einfluß auf seine Ueberzeugung üben wollen. Wie sehr nun auch Hildegard an ihrem Geliebten hing, und sich mit ihm in geistige Uebereinstimmung zu setzen bereit war: so blieb ihr doch eine geheime Furcht, daß sie ihre Freiheit an ihn verliere, wenn sie seinen Ueberzeugungsgründen Gehör gebe. Aber gerade dieses, was dem Einfluß Theodors auf sie noch etwas im Wege stand, machte, daß sie gegen den Prior, der den Fehler beging, sie als eine schon Abtrünnige zu betrachten, sich in den rüstigsten Vertheidigungsstand setzte.

Meine Tochter, sagte der Prior, mein Amt verpflichtet mich, Sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in welche Sie sich durch die Verbindung mit einem Ketzer begeben, der Sie, wie ich befürchten muß, schon unterlegen sind. O Gott! wenn Sie, ein so gutes frommes Kind, dem Schooße der allein seligmachenden Kirche entrissen würden!

Ehrwürdiger Vater, antwortete Hildegard, ich hoffe Ihren Segen zu erhalten zu einer

Verbindung, die mich so sehr glücklich macht. Ist mein Theodor ein Ketzer, so ist er doch ein so sittlich reiner und frommer Mensch, daß ich mit ihm, unter Gottes Beistand, ein eben so glückliches als tugendhaftes Leben zu führen hoffen darf.

Der Prior. Tochter! Sie sind schon ganz auf dem Wege des Irrthums! Ich muß Ihr gutes Herz betrüben mit der unumwundenen Erklärung: daß Ihr Geliebter, so gutherzig er seyn mag, doch als Ketzer dem ewigen Verderben nicht entgehen kann. Nur der Glaube macht selig, nicht die guten Werke; der wahre Glaube aber ist nur in der wahren Kirche. Es hat sehr tugendhafte Heiden gegeben; weil sie aber den Glauben nicht hatten, so sind ihre Tugenden nichts als glänzende Laster: dasselbe gilt von den Protestanten, die vom wahren Glauben abtrünnig geworden sind.

Hildegard erschrak über die Härte der Aeußerungen des sonst so milden Mannes. Aber sie wußte nicht, daß selbst fromme und gutmüthige katholische Geistliche die härtesten unmenschlichsten Grundsätze ihrer Kirche mit vollkommener Gefühllosigkeit aussprechen können. Die Ursache ist, daß diese Grundsätze, wie alle

Lehren ihrer Kirche, bei ihnen nicht in die Ueberzeugung und Gesinnung übergegangen sind, sondern ihnen als ganz positive Satzungen gelten, über welche Verstand und Gefühl schweigen müssen.

Hildegard erwiederte: Was Sie da sagen, widerspricht ganz dem innersten Gefühl meines Herzens. Was ist's, dem wir im Leben den höchsten Werth geben, was uns die Menschen, mit denen wir umgehen, lieb und werth macht? Es ist das treue wahrhafte Gemüth, die Redlichkeit und Tugend. Was ist's, was uns die Zufriedenheit mit uns selbst, die innere Ruhe, sichert? Das Bewußtseyn, Gutes zu wollen und zu thun. Im Guten mich zu stärken, die Gedanken zu Gott und Christo zu erheben, denen wir zum Guten verpflichtet sind, war immer mein Bestreben, wenn ich in der Kirche oder zu Hause der Andacht pflog. Da mein Theodor so gut und doch zugleich ein so eifriger Protestant ist: so muß ich annehmen, daß die protestantische Kirche die Menschen zum Guten erzieht, und kann sie daher nicht so schlechthin verdammen, wie Sie, ehrwürdiger Vater, thun.

Der Prior. Das ist die selbstgefällige Tugend des Menschen, welche Sie verwechseln

mit der Gerechtigkeit durch den Glauben, welche alles eigenen Verdienstes sich begibt.

Hildegard. Selbstgefällig ist die wahre Tugend nie, sondern demüthig; aber der rechtfertigende Glaube, der sich nicht in Liebe thätig kund gibt, der nicht in einem guten reinen Herzen wohnt, scheint mir auch leerer und anmaßlicher zu seyn, als die anmaßlichste Tugend. Wie kommt es doch, daß es unter den Protestanten so viele wohlgesinnte wackere redliche Menschen gibt, daß unter ihnen so reine Sitten herrschen: während unter den Katholiken, und gerade hier in Rom, wo der Sitz des wahren Katholicismus seyn sollte, das Laster so offen sein Spiel treibt? Die Ehe ist bei den Protestanten in Ehren, und das Familienleben nirgends so sittlich rein und gemüthvoll, wie bei ihnen: hier in Rom dagegen ist Untreue zwischen Mann und Weib in der Regel.

Der Prior. Das gestehe ich ein, und beklage es. Aber Sie würden daraus einen falschen Schluß gegen unsere Kirche ziehen, wenn Sie dieselbe beschuldigten, daß sie nicht auch auf Sittlichkeit und Tugend dringe. Allerdings soll der Glaube in Liebe thätig werden.

Hildegard. Wie erklären Sie aber diese beklagenswerthe Erscheinung?

Der

Der Prior. Eine Ursache derselben liegt in der Sicherheit, welcher sich die Gläubigen im Gefühl der Wohlthat, sich im Schooße der seligmachenden Kirche zu befinden, überlassen; während die Protestanten im Bewußtseyn, von der wahren Kirche getrennt zu seyn, sich durch gute Werke befleißigen, der Gnade Gottes theilhaftig zu werden. Die Hauptursache ist aber die, daß der böse Feind die Gläubigen, an denen er doch zuletzt keine Macht hat, stärker versucht, als die Ungläubigen, die ihm stets eine sichere Beute sind, sie mögen so tugendhaft leben, wie sie wollen.*)

Hildegard war über diese Aeußerung im höchsten Grade erbittert. Nein! sagte sie lebhaft, ich will Ihnen sagen, worin die Ursache der unter den Katholiken herrschenden Sittenverderbniß liegt. Die Religion wird in der katholischen Kirche nicht als Sache des Herzens und der Gesinnung, sondern als eine äußerliche Uebung angesehen, welche auch mit einem lasterhaften Herzen verrichtet werden kann. Die Geistlichkeit ist zufrieden, wenn sie im Genuß ihrer

*) Diese Erklärung hat wirklich ein römischer Geistlicher gegeben, wie Müller „Rom, Römer und Römerinnen“ berichtet.

ihrer Aemter und Würden bleibt, und wenn der Gottesdienst fleißig geübt wird; die Sünder erhalten die Verzeihung der Kirche, wenn sie Genugthuung leisten durch sogenannte gute Werke, von denen das Herz nichts weiß: im Uebrigen seyd Ihr unbekümmert, wie Eure Schaafe leben, ob sie in den Sümpfen des Lasters weiden, oder auf den gesunden Höhen der Tugend.

Ach! sagte seufzend der Prior — Tochter, Sie haben das Zutrauen zu mir verloren, was ich Ihnen gern verzeihe; aber daß Sie es auch unserm ganzen Stand entzogen haben, den Vätern der Kirche, denen von Gott die Verwaltung seiner Gnade anvertrauet ist, das beweist, daß Sie schon ganz von den Netzen des Bösen umstrickt sind! — Der gute alte Mann wurde ganz wehmüthig, und beschwor sie bei der Sorge für ihre unsterbliche Seele, sich nicht aus den Armen der seligmachenden Mutter reißen zu lassen. Er betheuerte mit allem Nachdruck, dessen er fähig war, daß nur in der katholischen Kirche Heil und Seligkeit sey; und ging mit der Drohung, bald wieder zu kommen, hinweg.

Gut, daß Sie kommen! rief Hildegard dem bald darauf eintretenden Theodor entgegen, und

erzählte ihm das mit dem Prior gehabte Gespräch. Sagen Sie mir doch, setzte sie hinzu, was es mit der allein seligmachenden Kirche, mit der er mich so gequält hat, für eine Bewandtniß hat?

Liebe Hildegard! erwiederte er, selig ist das Herz, wenn es den Frieden mit sich selbst, mit der Welt und mit Gott in sich trägt; und jeder Mensch weiß am besten, was ihn selig macht.

Sie ergriff ihn bei der Hand, sah ihm zärtlich ins Auge, und erwiederte: Es fehlt mir nichts zur Seligkeit, als daß ich mit Ihnen, mein Lieber, ganz im Einklang denken und fühlen möchte. Da kommt mir nun jener abergläubige Alte, und will mich darin stören.

„Es fragt sich eben, ob Sie mit herrschsüchtigen Priestern, oder mit denen, welchen es um Wahrheit zu thun ist, denken und fühlen wollen; treten Sie mit solchen in Gemeinschaft, und finden Sie darin Befestigung und Beruhigung, so sind Sie in der seligmachenden Kirche: denn Kirche ist Gemeinde. Eine Gemeinde Christi bilden schon zwei, die in seinem Namen versammelt sind, die sein Bild im Herzen tragen: und so bilden auch wir schon, Geliebte! eine Kirche, und sind, wenn

auch nicht eine seligmachende, doch eine selige Kirche; denn nicht wahr, wir lieben uns im Geiste Christi, um der Tugend und Wahrheit willen?“ Er drückte sie bei diesen Worten zärtlich an sein Herz.

Ohne Scherz, Lieber! Worauf gründet sich die Anmaßung der katholischen Kirche, die allein seligmachende seyn zu wollen? Was leiht den plumpen Gründen jenes Priesters eine gewisse Kraft, das Gemüth zu erschüttern?

„Das durch ihr Alterthum und die Menge ihrer Mitglieder befestigte Ansehen der Kirche, dasjenige, was den großen Haufen besticht. Wie sie von einer allein seligmachenden Kirche reden, so sollten sie, um aufrichtig zu seyn, die Gewohnheit seligmachend nennen. Denn Alles beruht bei ihnen auf Herkommen und Gewohnheit; der freie Geist ist längst von ihnen gewichen. Was macht aber seliger: wie eine Schnecke am Boden zu kriechen, oder sich auf den Schwingen des Geistes tragen zu lassen? Sollen wir unserm Erlöser Christo glauben, oder faulen, wollüstigen, herrschsüchtigen Priestern?“

„„Ja, er beklagte es sehr, daß ich der katholischen Geistlichkeit das Zutrauen entzogen habe.“ [illegible]

„Glaub

„Glauben Sie mir, geliebte Hildegard! aller Zwiespalt zwischen der katholischen und unserer Kirche würde sich heben, oder überhaupt nicht entstanden seyn, wenn nicht die herrschsüchtige katholische Geistlichkeit wäre: weßwegen auch Luther so unversöhnlich gegen den Pabst war. Sie halten mich für billig, und werden daher folgende auffallende Behauptung nicht übertrieben finden: Der Unterschied beider Kirchen steht eigentlich so — die Protestanten glauben an Christum, die Katholiken an die Priester."

Hildegard lächelte, und schien diese Behauptung doch übertrieben zu finden.

„Hören Sie meine Erklärung! Alles, was den Glauben betrifft, selbst die Auslegung der heil. Schrift, soll im Katholicismus dem Urtheil der Kirche unterworfen werden; die Kirche aber ist nichts weiter, als die Gesammtheit der Bischöfe, nach dem System des römischen Stuhls sogar der Pabst selbst, in welchem die Fülle aller bischöflichen Gewalt ruhen soll; wenn nun der katholische Christ nichts glauben darf, als was die Bischöfe gut geheißen, so ist ja klar, daß er an diese, und nicht an Christum glauben darf."

Hildegard fand dieß einleuchtend und fragte: was es mit des Priors Behauptung von dem allein rechtfertigenden Glauben für eine Bewandtniß habe, wogegen sich ihr Verstand und ihr Herz gleich sehr sträube.

„Die höchste Idee der Religion haben diese Götzendiener in den Staub getreten, und zum Ruhkissen sittlicher Faulheit und Verdorbenheit gemacht. Nicht unsere Werke, welche bei aller Anstrengung unsers guten, aber schwachen Willens immer unvollkommen bleiben, sondern der vertrauensvolle Hinblick auf den liebenden verzeihenden Vater im Himmel, und den Erlöser, der als der unschuldigste und vollkommenste Mensch für uns gelitten, und uns dadurch zu sich emporgehoben, gibt uns Muth, Hoffnung und innern Frieden. Aber diese Verkehrer aller Wahrheit haben Christum zu einem Götzen ihrer Herrschsucht umgewandelt, den Pabst an seine Stelle gesetzt, und verstehen unter dem rechtfertigenden Glauben die knechtische Verehrung der Kirche, die geistlose Uebung ihrer Gebräuche."

Ueber die Erklärung, welche der Prior über die Ursachen der größeren Sittlichkeit der Protestanten gegeben hatte, lachte Theodor herzlich, und sagte: In aller Verkehrtheit ist doch

etwas

etwas Wahres! Der Protestantismus hat in der That in der neuesten Zeit eine einseitige Richtung auf die Sittlichkeit genommen, und eine gewisse feinere Werkheiligkeit an die Stelle des Glaubens gesetzt. Indem man den lebendigen, in Werken der Liebe thätigen Glauben wollte, vergaß man ihn über den Werken; die katholische Kirche hingegen behielt den todten Glauben, und vergaß darüber die Sittlichkeit, an deren Stelle sie die todte Uebung ihrer Gebräuche setzte.

Dreizehntes Kapitel.

Hildegard foderte eines Tages ihren Geliebten auf, ihr einen allgemeinen Begriff vom Christenthum und von der christlichen Kirche zu geben, und Otto stimmte in diesen Wunsch ein. Ich kenne, sagte er, fast alle Deine Ansichten, aber ich werde mir gern eine Uebersicht von Allem geben lassen.

Um diesem Verlangen zu genügen — erwiederte Theodor — muß ich etwas weit ausholen, und mit der Bestimmung des Menschen anheben. Alle Geschöpfe sind von der Natur zu demjenigen getrieben, was sie seyn sollen; nur der Mensch soll mit freiem Verstande seine Bestimmung erkennen, und mit freiem Willen sich darein fügen. Ich rede hier zunächst von der irdischen Bestimmung, welche so gefaßt werden kann: daß der Mensch den Kreis seines Daseyns ausfüllen, sein Leben vollständig und

ebens

ebenmäßig entwickeln, und mit sich selbst und mit der Welt im Einklang leben soll.

Otto. Ja, aber was ist das vollständige, ebenmäßige, einstimmige Leben des Menschen?

Theodor. Das ist eben die Frage, welche er lösen soll, welche er mit der Erkenntniß und mit der That lösen soll. Löst er sie nicht, so ist er sich und Andern zur Last, ist unglücklich und macht unglücklich. Denn was seine Bestimmung verfehlt, trägt immer zur Störung des allgemeinen Friedens bei.

Otto. Aber auch Vieles, was seine Bestimmung erfüllt, ist eben dadurch Ruhe- und Frieden-störend. Der Löwe ist dazu bestimmt, vom Blute seiner Mitgeschöpfe zu leben; zerreißt er aber das Kind des Landmanns, so zerstört er das Glück einer Familie.

Theodor. Es liegt in der Ordnung der Natur, daß Kräfte sich an Kräften zerstörend reiben, daß Geschöpfe auf Kosten ihrer Mitgeschöpfe leben: darein soll sich der Mensch in so weit fügen, daß er das, was er nicht verhindern kann, mit Geduld und Ergebung trage. Du bringst etwas, was in den Kreis der Sittlichkeit und Frömmigkeit gehört, früher zur Sprache, als ich davon reden wollte. Der Mensch soll seine Abhängigkeit vom Herrn der

Natur anerkennen, und sich ihm demüthig unterwerfen; das ist das erste Geschäft der Religion, ihn dazu zu erziehen: daß er nicht, wie ein eigenwilliges Kind, gegen die ewigen Gesetze der Natur ankämpfe.

Hildegard. Der Schmerz, den uns die blinde Naturgewalt zufügt, thut auch dem Herzen nicht so weh, wie dasjenige, was wir von der Bosheit und dem Unverstand des Menschen leiden.

Theodor. Sehr wahr! und diese Bemerkung leitet mich eben zur Hauptfrage: wie der Mensch zu leben habe, daß er nicht muthwillig sein und Anderer Lebensglück zerstöre? Das ist die Aufgabe der Sittlichkeit und Frömmigkeit, die Aufgabe, welche mit freiem Verstande und Willen soll gelöst werden. Wie wird sie aber der schwache irrige Mensch lösen können? Welche Fehlgriffe in der Lösung derselben gethan worden, zeigt die Geschichte: vom Anbeten der Schlangen bis zu den grausamen Menschenopfern, vom rohen Buschmannsleben bis zur verfeinerten Trägheit eines Sinesen — welcher unendliche Kreislauf von Irrthümern! Betrachten wir den einzelnen Menschen, der sich selbst überlassen, oder übermüthig den Rath der Weisheit verschmähend,

seinen

seinen eigenen Weg sucht: welche Irrwege wird er durchlaufen, wie schwer wird er seine Fehltritte büßen müssen! Der Mensch ist eine Beute des Irrthums ohne höhere Leitung; das Kind bedarf der Erziehung, der Erzieher bedarf einer geprüften Regel, der er sich unterwirft; genug der Mensch bedarf der Unterstützung von einer höheren Hand. Der Einzelne halte sich an die Gemeinschaft des ganzen Volks, des ganzen Geschlechts, und das Ganze gehorche Gott und der Leitung seiner Weisheit.

Otto. Du sprichst von der göttlichen Offenbarung, welcher der Mensch bedarf.

Theodor. Ja, und von der kirchlichen Gemeinschaft. Durch einen Gottesgesandten, welcher durch seine übermenschliche unfehlbare Weisheit und Heiligkeit als solcher von den Menschen frei anerkannt ist, wird ein Mittelpunkt der Gemeinschaft in Glauben und Liebe gestiftet, um welchen sich Alle vereinigen: das ist die Kirche.

Hildegard. Und in ihr ist jene Aufgabe gelöst: die Menschen glauben und leben, wie sie sollen; an ihrem Erlöser haltend, unterstützen sie sich gegenseitig, stärken sich in ihrer Ueberzeugung, helfen einander in ihren

Bestrebungen für Weisheit und Tugend; das ist die seligmachende Kirche, nicht wahr?

Theodor lächelte seiner gelehrigen Schülerin Beifall zu, und fuhr fort.

Die durch die Offenbarung gelöste und durch die Kirche fortwährend zu lösende Aufgabe ist also eine doppelte: ein Mal, daß die Menschen recht leben, und dann, daß sie recht glauben; aber der Glaube ist der Grund von Allem. Der Trieb, das Gefühl, die Begeisterung, woraus wir handeln, das hohe Ziel, welches uns dabei vorschwebt: das alles gehört dem Glauben an. Die Zufriedenheit unser selbst und Anderer mit uns, und unser Friede mit Gott gründet sich großentheils auf unsere Handlungsweise; welche, wenn sie der Natur, dem Triebe unseres Herzens und der Stimme der göttlichen Weisheit gemäß ist, uns und Andere glücklich macht. Aber wie pflichtmäßig wir und Andere zu handeln uns bemühen mögen, nie werden wir ganz mit uns zufrieden seyn; denn wir straucheln nur zu oft, und lassen uns von Leidenschaften fortreißen, auch werden wir uns unter einander immer Leid genug anthun. So kommt zu dem Uebel, das uns von der Natur widerfährt, das Böse hinzu, das in uns selbst und in Andern unsern Frieden stört; und hier

tritt

tritt versöhnend und beruhigend der Glaube ein, der Glaube an den durch Leiden verherrlichten Gottes-Sohn, an den auch in der Strafe barmherzigen, versöhnlichen Vater im Himmel. Endlich beruhigt uns der Glaube auch noch wegen der Zukunft. Wir sind sterblich, die schwache Natur zagt bei dem Gedanken an den Tod, und uns ängstigt die Frage: was wird mit uns werden? Da bringt uns wieder der Glaube an den Auferstandenen, und einst den Erwecker von den Todten, Hoffnung und Zuversicht: und so ist unser Herz ganz befriedigt, nichts stört und schreckt uns mehr, wir sind mit uns und unsern Nebenmenschen, mit der Welt und Gott zufrieden.

Otto. Nun wirst Du auf die Geschichte des Christenthums und seiner verschiedenen Kirchen kommen. Ich hoffe, Du gibst uns die Hauptmomente davon an.

Theodor. Der Verein, den die Apostel und ersten Jünger um den Erlöser schlossen, ist das vollkommenste Bild der Kirche; es war die lebendigste, begeistertste und thatkräftigste Verbrüderung — durch das unmittelbare, aus der Anschauung geschöpfte Gefühl von der Göttlichkeit unsers Herrn und Meisters geknüpft

und zusammengehalten; Körper und Geist in lebendiger Durchdringung, oder, wie es die Schrift nennt, ein lebendiger Leib des Herrn. Aber einige Generationen später war das Bild des Erlösers schon etwas in der Erinnerung getrübt, und die Begeisteruug für ihn erkaltet. Zwei entgegengesetzte irrige Richtungen entfalteten sich: ein Mal das Halten am Aeußeren der Ueberlieferung und Verfassung, dann das schwärmende auf das Geistige gerichtete Denken. Die Einen hielten die irdische Erscheinung und Wirksamkeit des Erlösers fest; die Andern wollten sein geistiges Bild, die ewige Idee dessen, was er für die Menschheit ist, ergreifen, und verloren sich ins Unbestimmte und Leere. Man nennt die zweite Verirrung Gnosticismus; es war eine übermüthige, der Geschichte und Erfahrung sich überhebende christliche Philosophie.

Otto. Und zugleich störten die Gnostiker die kirchliche Gemeinschaft, indem eine jede ihrer Sekten eine eigene Kirche mit eigener Lehre und Sittenzucht bilden wollte.

Theodor. Ganz recht! und diese und ähnliche, die Kirchengemeinschaft störenden Bewegungen machten, daß die Andern sich enger durch das kirchliche Band zusammenschlossen.

Dadurch aber erhielt die Hierarchie ein nachtheiliges Uebergewicht, und das Aeußerliche des Kirchenlebens wurde für das Wesentliche desselben genommen. Darin liegt der Charakter der katholischen Kirche. So, die allgemeine Kirche, nannte sie sich: weil sie sich jenen Abirrungen und willkührlichen Gestaltungen des Kirchenlebens entgegensetzte, und am Allgemeinen und Herkömmlichen hielt; und in der That hat sie das Verdienst, sich auf dem Mittelwege erhalten und alles Abschweifende vermieden zu haben, zugleich aber hat sie den Geist verloren, und ist todt und kalt geworden. In den ersten Jahrhunderten war auch in ihr noch eine gar rege Bewegung der Geister, und einige katholische Kirchenlehrer waren nahe daran, ins Abschweifende des Gnosticismus zu verfallen: aber in der Aengstlichkeit, sich von der rechten Mitte zu entfernen, hat man gleich jeder Bewegung einen Damm entgegengesetzt, und die Glaubenslehre nach allen Seiten hin festgestellt. Nachher ist Alles in Schlaf gesunken, bis im Mittelalter die Scholastiker und einige Ketzer wieder die träge Ruhe einigermaßen störten. Aber in der Hauptsache blieb doch Alles, wie es war, bis zur Kirchenverbesserung im sechszehnten Jahrhundert; und

die Hierarchie hatte sich bis dahin zu einer furchtbaren Größe erhoben, so daß die Christenheit vor ihr im Staube zitterte.

Hildegard. Sie fassen, lieber Theodor, in dieser Darstellung das Kirchenleben bloß von der Seite der Verfassung und Kirchenlehre auf: erinnern Sie sich, daß Sie eine weibliche Zuhörerin haben, die weder auf das Kirchenregiment, noch auf die Bestimmung der Lehre Anspruch macht. Zeichnen Sie das Bild auch von denjenigen Seiten, die mich besonders anziehen!

Theodor. Ihre Ausstellung ist gegründet, liebste Hildegard! Sie wollen wissen, wie es mit der Andachtsübung stand; Sie werden aber von selbst einsehen, welchen Einfluß die Hierarchie auf diese hatte. In den ersten Zeiten der Kirche bestand die Feier des Gottesdienstes in der Lesung und Erklärung biblischer Abschnitte, in der Absingung von Psalmen, und im Liebesmahl. Die von den Aposteln bestellten Aeltesten und deren Nachfolger mochten zum Theil auch Lehrer seyn, aber eigentlich stand es einem Jeden frei, das was ihm der Geist eingab, zur Erbauung der Gemeinde vorzutragen. Da mag nun manches

Ungehörige und Unbedeutende mit vorgebracht worden seyn; aber es war eine lebendige brüderliche Mittheilung und gegenseitige Anregung, wodurch gewiß manche schöne Funken des Geistes hervorgelockt worden sind.

Otto. Es war wohl dieselbe Erbauungsweise, wie bei den Mennoniten?

Theodor. Allerdings; nur daß damals der christliche Geist lebendiger, und unter den Mitgliedern der Kirche manche gebildete und erleuchtete Männer waren, was bei den Mennoniten gewöhnlich nicht der Fall ist. Das Schönste aber der urchristlichen Andachtsübung war das Liebes- und Abendmahl, wobei sich der brüderliche Geist der Gemeinde ganz kund gab. Wie an der Lehre, so nahmen auch Alle am Kirchenregiment und der Handhabung der Kirchenzucht Theil. Die Bischöfe und Aeltesten wurden von der Gemeinde frei gewählt, und diejenigen, welche einen Fehltritt begangen hatten, mußten denselben vor der Gemeinde bekennen und büßen. Es war ein wahres geistiges Familienleben. Wie ganz anders einige Jahrhunderte später! Da hatte sich ein geistlicher Stand gebildet, der sich besser als die Uebrigen dünkte, allein im Besitz des Geistes zu seyn vorgab, und Lehre, Kirchenregiment,

Wahl der Bischöfe und Handhabung der Kirchenzucht an sich gerissen, und die freie Gemeinde zu einem unterthänigen Volk herabgedrückt hatte. Das Liebesmahl war untergegangen mit dem Brudergeist der Gemeinde, und das Abendmahl hatte die Gestalt eines Mysteriums angenommen, bis es endlich ganz in die jetzige Messe überging. Nun wird meine Hildegard schon urtheilen können, worin der Unterschied der urchristlichen und der spätern Kirche auch in der Andachtsübung besteht.

Hildegard. Es muß in jener ein recht gemüthliches, kindlich frommes Leben gewesen seyn.

Theodor. Und, was das Wichtigste ist, eine wirkliche lebendige Gemeinschaft; Alle fühlten sich vom Geiste Christi durchdrungen und gehoben. Es war die Fortsetzung jenes ursprünglichen Vereins um die Person Christi. Später hingegen wurde diese Gemeinschaft aufgehoben, und an ihre Stelle trat die Hierarchie; welche allein in näherer Verbindung mit dem Erlöser zu stehen sich anmaßte, da doch Christus für Alle gestorben war, um Alle mit sich zu vereinigen. Wäre das wohl ein Familienleben, wenn zwischen den Vater und die

Kinder

Kinder etliche von diesen, etwa die ältesten, träten, und ihnen die Befehle und Wünsche desselben kund thäten? Die christliche Kirche soll Alle als Brüder vereinigen, und Christus ist das Haupt derselben, mit welchem Alle als Glieder in unmittelbarer Verbindung stehen sollen.

Otto. Du greifst die katholische Kirche an der Wurzel an, und ich sehe wohl, daß sie der Idee der christlichen Gemeinde nicht entspricht. Aber der Zustand der ersten Kirche konnte doch nicht lange dauern, wie er auch nicht lange gedauert hat?

Theodor. Freilich nicht; und warum nicht? Schon wegen der zunehmenden Größe der Gemeinde. Familien und Republiken in rein demokratischer Form können im Großen nicht bestehen, weil die Wechselwirkung zwischen den Einzelnen erschwert wird. Sodann kamen in die größere Masse der Gemeinde viele unwürdige, nicht innerlich und lebendig überzeugte Mitglieder, was besonders damals geschah, als die Kirche vom Staat anerkannt und begünstigt wurde. Zuletzt trieb man ganze Heerden mit Gewalt in den geistlichen Schafstall; die Rohheit der Zeiten kam dazu: und so war es natürlich, daß das christliche Volk

der geistlichen Leitung und Zucht bedurfte, daß die Geistlichen die gebietenden Herren machten und blinden Gehorsam foderten. Die katholische Kirche ist in der Rohheit des Mittelalters entstanden, und ist nur für die Rohheit geeignet; sie ist eine religiöse Zwing- und Zuchtanstalt für den großen Haufen, in dem kein freies geistiges Leben ist.

Hildegard. Wenn das Sebald hörte, der in der katholischen Kirche die höchste Kunst und Poesie findet!

Theodor. Allerdings hat im Mittelalter, wo die Völker des neuen Europa jugendlich frisch aufblüheten, die Phantasie und Begeisterung in der Gestaltung der katholischen Kirche mitgewaltet: daher das Künstlerische und Dichterische in ihr, das ich nicht leugnen will. Aber die Unwissenheit und der Aberglaube sind immer damit im Geleite, und ich leiste auf eine Poesie Verzicht, welche sich nicht mit dem reineren Glauben verträgt, und der Sittlichkeit gefährlich wird.

Otto. Den Protestantismus — nicht wahr? — betrachtest Du als ein Erzeugniß der erwachten Geistesfreiheit, der vorgerückten Bildung Europa's. Die Kirche riß sich von den Banden der Hierarchie los, warf den

Schwall der Ueberlieferung von sich, und wagte es, das Bild des Erlösers, seiner Offenbarung und der ersten Kirche, im Spiegel der heil. Schrift selbst ins Auge zu fassen, mit eigenen Augen zu sehen, und wieder an Christum selbst zu glauben. — Aber jene lebendige innige Gemeinschaft der urchristlichen Kirche kannst Du im Protestantismus doch auch nicht nachweisen.

Theodor. Leider nicht ganz; aber er hat doch mehr davon, als der Katholicismus. Wir haben keine Hierarchie, das ist schon viel; ein jeder Christ fühlt sich frei und fähig, mit seinem Erlöser in unmittelbare Gemeinschaft zu treten. Die Ueberzeugung bildet sich frei durch den lebendigen Verkehr in der Litteratur, und wird durch kein Glaubensgericht im Zwang erhalten; jede Wahrheit kann sich den Weg in das Leben des Volkes bahnen. Für das engere Zusammenschließen des kirchlichen Lebens, für die größere Lebendigkeit und die herzergreifende Kraft der Andachtsübung kann und muß noch viel geschehen: aber man fühlt jetzt schon das Bedürfniß, und das ist schon viel. In der Philosophie und Theologie fängt man an, die Rechte des Gefühls anzuerkennen, und so werden

den sie demselben auch im Leben eingeräumt werden. Ich bin voll der freudigsten Hoffnungen für die Verjüngung und Veredelung der protestantischen Kirche!

Hildegard dankte ihrem Geliebten für diese Belehrung, durch die ihr die Hauptidee klar geworden war: daß die Gemeinschaft mit dem Erlöser das Wesen alles Kirchenlebens, und daß dieselbe in der katholischen Kirche eher gehemmt als gefördert sey. Daran habe ich genug, sagte sie, um gewiß zu seyn, daß ich auf Ihrem Wege nicht irre gehe!

Vierzehntes Kapitel.

Otto hatte seit seinem ersten Zusammentreffen mit Theodor, wo er noch den eifrigsten Vertheidiger des Katholicismus machte, manche Vorurtheile abgelegt, wie man schon aus einigen seiner Aeußerungen hat schließen können. Während seines Aufenthaltes auf der Universität hatte er sich vorzüglich mit dem Studium der Geschichte beschäftigt, und war selbst in die Kirchengeschichte mit eingegangen. Theodor theilte ihm viele seiner theologischen Ansichten mit, und fand an ihm einen empfänglichen Zuhörer. Aber polemisch gegen den Katholicismus wurden diese Mittheilungen selten; und nie geschahen sie in der Absicht, Otto'n davon abzuziehen: daher war es selbst unserm Freunde nicht ganz klar, wie es mit der Ueberzeugung desselben von dem Vorzuge der beiden Kirchen eigentlich stand. Otto ertrug es gern,

wenn

wenn Theodor sich über Mängel der katholischen Kirche erklärte; doch ergriff er eifrig jede günstige Seite derselben, und hob sie ins Licht. Man konnte ihn kaum der Gleichgültigkeit beschuldigen, zu welcher sich der Vater hinneigte; doch war er offenbar in sich selbst noch nicht entschieden.

Sollen wir ein Urtheil fällen über den Gemüthszustand des Jünglings, und diese seine Unbestimmtheit aufklären: so scheint uns, daß er zu wenig das innere Bedürfniß der religiösen Gemeinschaft fühlte, auf die Andachtsübung zu wenig Werth legte, und die Kirche vorzüglich als äußere Anstalt, weniger als Herzenssache, ansah, ohne daß er sie doch als leeres Gaukelspiel betrachtete. Er war von Natur zum Staatsmann und Geschäftsleben bestimmt, und es war daher natürlich, daß er an der Kirche weder den theologischen Antheil Theodors, noch den herzlich religiösen seiner Schwester nahm. Aber seit diese, durch die Verbindung mit Theodor veranlaßt, den Schritt thun wollte, ihre Kirche zu verlassen, nahm auch Otto nähern Antheil an dieser Sache, und hielt sich nicht mehr, wie bisher, in kalter Entfernung.

Eines

Eines Tages, als er einer Unterredung Theodors mit seiner Schwester beigewohnt hatte, legte er ihm die Frage vor: Was meinst Du, daß mit unserer Kirche werden soll? Sollen wir alle protestantisch werden? Soll die katholische Kirche über den Haufen gestoßen werden?

Theodor antwortete: Allerdings sollen diejenigen, deren religiöses Bedürfniß nicht mehr in der Gemeinschaft der katholischen Kirche befriedigt wird, sich eine andere bessere Gemeinschaft suchen, welche sie doch wohl nur in der protestantischen Kirche finden würden. Aber gibt es auch Viele, die sich nicht mehr in der katholischen Kirche befriedigt finden, so kennen sie doch nicht genug die protestantische, und fühlen sich durch Manches daran gehindert, zu ihr überzutreten. Ich bin nicht von der Art, daß ich eitle Hoffnungen nähre; und wenn von einer geschichtlichen Aufgabe die Rede ist, so muß man sich an die gegebenen Umstände halten. Ich glaube also nicht, daß im Großen der Gang des Kirchenlebens dahin führen wird, daß alle Katholiken Protestanten werden. Der Zeitpunkt, wo dieses geschehen konnte, ist versäumt; es war die Zeit der Kirchenverbesserung, als die Gemüther glüheten, und Alles in fri-

scher Bewegung war. Jetzt, wo die Verhältnisse sich wieder festgestellt haben, ist an eine solche Umwälzung nicht mehr zu denken.

„Was soll aber aus der katholischen Kirche werden?“

„„Sie wird sich nach und nach umgestalten nach der Idee der evangelischen Freiheit. Zuerst muß sie sich vom schimpflichen Joch der Römer befreien, und volksthümlich werden. Wäre ich ein deutscher, katholischer oder Katholiken beherrschender Fürst, wenn auch nicht der allermächtigste — ich getraute es mir durchzusetzen, daß der Einfluß des Pabstes auf meine Unterthanen ganz aufhörte. Was ists, was uns noch von ihm abhängig macht? Einzig und allein die Weihe der Bischöfe. Die Kirche muß ihre Hirten haben, dann sind alle Hauptbedürfnisse erfüllt, und es fällt alle Unzufriedenheit weg. Es sollte aber nicht schwer werden, Bischöfe zu erhalten, ohne daß sie der Pabst bestätigte und weihen ließ, wenn man nur den Muth hätte es zu wollen.““

„Sich mit dem Pabst in einen Kampf einzulassen, ist gefährlich; der Kampf der weltlichen Macht mit religiösen Vorurtheilen ist so sehr ungleich!“

„„Daß

„„Daß das religiöse Leben eines Volks von einem auswärtigen Fürsten — das ist ja der Pabst — abhängig ist, läuft geradezu wider die Rechte des Staats; und für seine Rechte zu kämpfen, ist nie gefährlich, am wenigsten in unserer Zeit, wo die Theilnahme am Staatsleben alles Uebrige überwiegt.“““

„Warum haben aber unsere deutschen Staaten wieder Concordate geschlossen, wenn sie den Pabst nicht fürchten?“

„„Warum sie es gethan haben, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich es als deutscher Fürst nie würde gethan haben. Mit einer Gewalt, wie die päbstliche, welche im einzelnen Fall, von den Umständen gedrungen, sich zu Allem versteht, im Allgemeinen aber, und ohne dringende Noth, nichts von ihren Anmaßungen aufgibt, muß man sich nicht in Unterhandlungen einlassen; man muß ihr im Augenblick abdringen, was man haben will. Wenn z. B. eine Regierung sich standhaft weigert, Bischöfe anzunehmen, welche der Pabst bestätigt und eingesetzt hat, und auf solchen besteht, welche deutsche Kapitel erwählt und deutsche Bischöfe geweihet haben: was gilts, der römische Stuhl drückt die Augen zu, und läßt geschehen, was er nicht hindern kann!“““

„Wer-

„Werden sich aber deutsche Bischöfe finden, welche ohne den Befehl des Pabstes Andere weihen und einsetzen?“

„„Wenn sich Regierungen fänden, welche mit aller Kraft des Charakters sich für das Episcopal-System erklärten, so fänden sich auch Bischöfe, welche demselben beizutreten wagten.““

„Für dieses System bin ich auch eine Zeit lang gestimmt gewesen, bis man mich überzeugt hat, daß die katholische Kirche dabei nicht bestehen könnte.“

„„Bei dem reinen Episcopal-System ohne Pabst, bloß mit Concilien, wie es ehedem in den ersten Jahrhunderten bestanden hat, würde allerdings die Einförmigkeit der katholischen Kirche nicht mehr bestehen; es würden sich Volks- und Reichskirchen bilden, welche bald manche Eigenthümlichkeiten in Cultus und Verfassung, ja selbst in der Lehre, annehmen würden. Aber was bedarf ein Volk mehr zu seiner kirchlichen Ausbildung, als sich selbst und die Geschichte und Bibel?““

„O wie hat mich diese Idee begeistert! Wenn unser Volk, wie politisch, so kirchlich, vom Ausland unabhängig wäre: wie ganz anders

ders würde sich der deutsche Charakter aus-bilden!“

„„Mit der Unabhängigkeit der deutschen katholischen Kirche würde deren Umbildung beginnen. Es würde eine freisinnige katholische Theologie entstehen, welche es wagte, ohne scheuen Hinblick nach Rom in der Geschichte und Bibel zu forschen, und die Folgen würden gar nicht zu berechnen seyn. Wer weiß, ob dann nicht mit der Zeit eine Vereinigung der katholischen mit der protestantischen Kirche möglich würde? Die erste Aenderung in der Kirchenzucht würde die Einführung der Priesterehe seyn, wornach der bessere Theil der Geistlichkeit und des Volks verlangt: und das mit würde ungeheuer viel gewonnen seyn. Die Einführung der deutschen Sprache in den Cultus würde auch nicht lange ausbleiben.““

„Eine Messe in deutscher Sprache — an diese Vorstellung habe ich mich nie gewöhnen können!“

„„Freilich würde sie dadurch bald eine andere Gestalt gewinnen; aber dieß wäre eben zu wünschen. Ist die Messe in der heutigen Gestalt und die Priesterehelosigkeit nicht mehr, sind die deutschen Bischöfe frei, und die Fürsten

sten volksthümlich gesinnt: dann hat jene Kirchenvereinigung keine Schwierigkeit mehr.""

„Du willst, merke ich, die katholische Kirche protestantisch machen: gestehe es nur!"

„„Keineswegs! Wo eine Vereinigung vorgeht, da opfern beide Theile etwas auf, und nehmen beide etwas von einander an. Das Nähere bestimmen wollen, hieße der Zeit vorgreifen; auch gestehe ich, daß ich keine bestimmte Vorstellung von einer solchen Vereinigung habe.""

Funf-

Funfzehntes Kapitel.

Das Carnaval ging zu Ende, und auf dem Corso erneuerte sich mehrere Tage hindurch jenes bunte Gewirre, jener rauschende Lärm der öffentlichen Lustbarkeit. Auch unsere Freunde nahmen daran Theil, und machten die fleißigen Beobachter.

An einem dieser Abende fuhr Hildegard in Begleitung ihres Vaters und Bruders und Theodors in einem offenen Wagen durch das Gedränge. Sie trug keine Maske, und ihre hohe Schönheit wurde vom Volke, nach jener offenen Art der Römer, laut bewundert, indem Alle riefen: seht die schöne Deutsche! Sie saß mit Schamröthe übergossen da, und verwünschte es in der Stille, keine Maske angelegt zu haben. Theodor fühlte ihre Verlegenheit mit; und ob es ihm gleich schmeichelte, die Schönheit der Geliebten so gepriesen zu

sehen,

sehen, so sah er es doch gern, als der Vater ihrem Wunsche nachgab, und den Wagen seitwärts abfahren ließ. Wie stach ihr Betragen gegen das zweier römischen Damen ab, welche im nächsten Wagen hinter ihnen folgten, und auf erhöheten Sitzen ordentlich zur Schau saßen, mit stolzen Blicken umschauend, als wollten sie den Zoll der Huldigung einfodern. Sie waren ebenfalls sehr schön, aber ihr freier stolzer Ausdruck löschte den Glanz ihrer Schönheit aus.

Sittsamkeit und Unbewußtheit, dachte Theodor, ist doch das Siegel der Schönheit, wie Demuth die Weihe der Tugend! Wie der Tugendhafte nicht sich selbst, sondern dem Willen des Herrn lebt und den Geist Gottes in sich walten läßt: so ist die Schönheit nur das durch wahre Schönheit, daß sie nicht sich selbst, sondern die Ehre des Schöpfers verherrlicht, und daß in ihr, ihrem Besitzer unbewußt, der Geist der Natur sich schöpferisch offenbart. Wie in der genügsamen eiteln Selbstbetrachtung der Geist seine Kraft zerknickt, indem er sich auf sich selbst zurückbeugt, und für sich selbst bestehen will: so erbleicht die sich selbst bespiegelnde Schönheit, weil sie sich von der allgemeinen

meinen Sonne der Schönheit abwendet, und sich selbst genug seyn will.

Hildegard kehrte, in eine anspruchlose Maske gehüllt, auf den Corso zurück, und nahm an einem Fenster Platz, wo man das Gewühl überschauen konnte. Theodor leistete ihr Gesellschaft, Otto aber mischte sich unter das Volk. Der Vater hatte eine Abendgesellschaft vorgezogen.

Es ist doch — sagte Hildegard, nachdem sie eine Zeit lang zugesehen hatte — in diesem wilden Treiben kein Sinn und Zweck. Sehr wenige Masken sind von Bedeutung, und wenn sie es sind, so ziehen sie die Aufmerksamkeit des Volks fast gar nicht auf sich. Ein Maskenball bei uns ist doch durch die Musik und den Tanz belebt; hier hört man nichts als Geschrei und Lachen, und Alles drängt sich wild durch einander.

Die Lustigkeit, erwiederte Theodor, die Ausgelassenheit ist sich hier selbst genug; man will sich austoben, auf welche Weise es sey. Mich wundert, setzte er hinzu, daß man nicht mehr satyrische Masken sieht. Es scheint nicht, daß das römische Volk zur Satyre sehr aufgelegt ist.

Er hatte es kaum gesagt, so näherten sich dem Hause, in welchem sie sich befanden, zwei Masken; von welchen die eine männliche Theodors gewöhnlichen Anzug und eine seinem Gesicht sehr ähnliche Larve trug, und die andere, eine Frauensperson mit langen blonden Haaren, mit weniger Aehnlichkeit Hildegard vorstellte. Sie gingen beide zärtlich Arm in Arm geschlungen, und küßten sich auf eine possierliche Art. Theodor errieth den schlechten Scherz und dessen Urheber sogleich; Hildegard aber hielt zum Glück ihre Aufmerksamkeit auf eine andere Maskengruppe geheftet, wovon sie ihre Nachbarin unterhielt, und bemerkte nichts. Der falsche Theodor machte, als er an das Haus herangekommen war, seiner Geliebten einen Heirathsantrag, wobei er die Bedingung hinzufügte, daß sie eine Ketzerin werden müßte. Theodor gerieth in die höchste Verlegenheit; glücklicher Weise aber mißfielen die beiden Masken dem Volke, welches ihre Bedeutung nicht verstand, und wurden ganz mit Confect überworfen, womit man sich bekanntlich auf dem römischen Carnaval zu necken pflegt, so daß sie bald zum Stillschweigen und zur Flucht genöthigt wurden.

Es war Sebald, der sich auf diese Weise an

an Theodor reiben wollte, und der irgend einen Maler oder andern Künstler zur Ausführung dieses plumpen Scherzes zu Hülfe genommen hatte. Die Hindeutung auf Hildegards Uebertritt zur protestantischen Kirche verletzte Theodoren, und er ahnete von der Rachgier seines Feindes noch einen schlimmern Streich. Indeß war er froh, daß Hildegard nichts davon bemerkt hatte, und sagte ihr auch nichts davon. Ihrem Bruder Otto theilte er es mit, der darüber lachte, und sagte: Dafür soll er gehörig bestraft werden! Er wußte es an den folgenden Tagen auszuspähen, in welcher Maske Sebald erschien, und als er ihn auf dem Corso angetroffen, verfolgte er ihn mit einer Gesellschaft junger Leute, und setzte ihm mit der beliebten Waffe des Confects dermaßen zu, daß er nachher nicht wieder zu erscheinen wagte.

Theodors Ahnung aber ging in Erfüllung. Vor dem Anfang der heiligen Woche erhielt er einen Brief von unbekannter Hand, worin man ihm meldete, er sey von einem seiner Landsleute bei der Congregation der Inquisition denuncirt, als habe er eine Tochter der Kirche zur Ketzerei verführt; aus besonderer Schonung wolle man nicht sogleich zur Strenge greifen,

und ihm noch einige Wochen den Aufenthalt in Rom gestatten, indem man zugleich hoffe, daß ihn und seine Verführte die Feier der heiligen Woche auf andere Gedanken bringen werde; man warne ihn aber, daß er die wankende Tochter der Kirche nicht an der Beobachtung der heiligen Gebräuche hindern möge.

Daß Sebald der Denunciant gewesen, war für unsern Freund kein Zweifel. Er beschloß, von diesem Vorfall vor der Hand niemand etwas wissen zu lassen. Otto und dessen Vater würden dabei nicht ruhig geblieben seyn, und er wollte die heilige Woche ohne Störung genießen. Ohnehin hatte er Hildegard dahin zu bestimmen gewußt, daß sie sich noch ein Mal ganz als Katholiktinn benehmen, und alle Gebräuche beobachten sollte: um an sich zu erfahren, welchen Eindruck dieselben auf sie machen würden. Er rieth ihr sogar, die Gewohnheit vieler römischen Frauen mit zu machen, und die heiligen Tage in einem Frauenkloster in frommen Uebungen zuzubringen, wozu ihn allerdings jene Warnung vorzüglich bewog. Er selbst beschloß, ein aufmerksamer Beobachter zu seyn, und keinem guten Eindruck sein Herz zu verschließen; damit er jedes ungegründete Vorurtheil, das er etwa gegen den Katholicismus hegte, abzule-

gen Veranlassung fände; denn er wollte nicht nur gegen seine Geliebte, sondern auch gegen sich selbst gerecht und wahr seyn.

Hildegard nahm von ihm auf einige Tage Abschied, und sagte: Sie haben es hinterlistig darauf angelegt, mir noch alle etwa zurückgebliebene Anhänglichkeit an den Katholicismus zu verleiden, indem Sie mich zu einer so langen Trennung verdammen. Ich habe mich so sehr gewöhnt, meine Gedanken und Gefühle mit den Ihrigen auszutauschen, daß ich, fern von Ihnen und mir selbst überlassen, geistig gelähmt bin. Hätte ich eine Nahrung meiner Andacht zu erwarten, so würde ich sie mit Ihnen zu theilen wünschen, und die Sehnsucht nach Ihnen wird Alles kraftlos und unfruchtbar machen.

Liebste Hildegard — erwiederte Theodor mit innigem, zärtlichem Ausdruck — dürfte ich meiner Sache so gewiß seyn, daß ich nicht befürchten müßte, daß während dieser Zeit eine Regung von Zweifel und Reue in Ihrer Seele aufsteigen könnte! Ist dieß der Fall, so beschwöre ich Sie bei unserer Liebe, unterdrücken Sie nicht, was in Ihnen vorgeht, durch den Gedanken an mich; aber seyn Sie offen gegen mich, und verhehlen Sie mir nichts! Mein

und

und Ihr irdisches Glück soll der Ruhe Ihrer frommen Seele weichen.

Seyn Sie ruhig, lieber Theodor! versetzte sie; ich fühle es tief, daß ich nicht bloß aus Liebe zu Ihnen, sondern aus Ueberzeugung von der Wahrheit, meiner Kirche untreu geworden bin. Sie werden über mich lächeln, und mich abergläubig schelten, aber ich muß es Ihnen gestehen. Ich habe diese Nacht einen Traum gehabt, der mich mit freudiger Sicherheit und Ruhe erfüllt. Maria erschien mir, ähnlich jenem Bilde, aber unendlich schöner und von himmlischem Lichte verklärt, und lächelte mir mit einer Huld und Freundlichkeit zu, die mich einen Vorschmack der Seligkeit empfinden ließ. Sie zürnt mir nicht mehr, ja, sie ermuntert mich, auf dem Wege fortzugehen, den ich betreten habe.

O möge Ihnen diese freudige Zuversicht bleiben! rief Theodor mit lebhafter Freude. Das soll mein Gebet in dieser heiligen Woche seyn, den Himmel um die Ruhe dieses schönen, mir ach! so unendlich theuren Herzens anzuflehen; und gewiß, er wird es erhören!

Sechszehntes Kapitel.

In Hildegards Abwesenheit erklärte Theodor dem alten Schönfels, daß er Gründe habe, Rom so bald als möglich zu verlassen, und in sein Vaterland zu gehen; und fragte, wenn er hoffen könne, daß ihm Hildegard und er selbst nachfolgen würden.

Sie kommen gerade zur rechten Zeit, sagte der Alte; ich habe so eben meine Entlassung erhalten; und da meine Hildegard Sie gewiß nicht gern wird allein reisen lassen, so gehen wir gleich alle zusammen. Ich freue mich recht auf die ruhigen Tage, die ich nun in der Mitte meiner Kinder zu leben gedenke.

Theodor umarmte ihn mit freudiger Dankbarkeit, und versprach ihm nochmals: daß er sich bestreben werde, ihm seinen Aufenthalt in seinem Hause so angenehm als möglich zu machen.

Nur

Nur Eins beunruhigt mich noch, sagte der Alte; daß mein Otto sich noch zu keinem Lebensberuf bestimmt hat. Das Soldatenleben im Frieden ist ihm zuwider, und zum Staatsdienst hat er bei der Richtung, welche die heutige Politik nimmt, auch nicht viel Lust. Daß er ein unthätiger Landedelmann würde, sähe ich gar nicht gern.

Eben trat Otto ein, und der Vater machte ihn mit dem Entschluß, nächstens Rom zu verlassen und nach Deutschland zu gehen, bekannt. Ich gehe mit zu unserm Theodor, sagte er; wohin willst Du Dich aber wenden, und was willst Du vornehmen?

Ich werde Geistlicher, sagte Otto.

Du scherzest, erwiederte der Alte.

Es ist mein voller Ernst, sagte Otto fest; und ich bitte Sie, mein Vater, um Ihre Einwilligung. Schieben Sie die Schuld dieser Wahl, wenn Sie nicht ganz damit zufrieden sind, auf unsern Theodor; der mir eine Idee in den Kopf gesetzt hat, wie man zur Verbesserung der katholischen Kirche wirken müsse. Vielleicht bin ich ein Mal so glücklich, Bischof zu werden; dann will ich dem römischen Stuhl zeigen, was ein Deutscher für sein Volk thun kann.

O mein Bruder! sagte Theodor ihm um den Hals fallend; Jüngling von frischem thatenfrohen Geist, voll Feuer und Kraft! Gott segne Deinen Entschluß, und führe Dich zum Ziele Deines Wirkens!

Aber, mein Sohn, sagte der Alte, Du willst dem Glück der Ehe entsagen: hast Du das auch bedacht?

Noch hat, erwiederte er, kein Mädchen mein Herz gerührt; und etwas Großes in der Welt zu wirken, geht mir über Alles. Wer weiß auch, ob ich nicht einst selbst als Domherr oder Bischof ein Weib heimführen kann?

Der Alte schüttelte lächelnd den Kopf, und sagte: Nun versuchen kannst Du es immer, und der Rücktritt steht Dir frei, wenn Du den Schritt bereust. Die auf Dich fallenden Allodialgüter mag Hildegard unter der Bedingung der möglichen Rückfoderung übernehmen.

Hierbei erfuhr Theodor, daß Otto einen älteren Bruder hatte, welcher Erbe der Stammgüter war, und jetzt in **schen Kriegsdiensten stand. Er schien weder mit dem Vater noch mit den Geschwistern im besten Vernehmen zu stehen, weßwegen von ihm nur höchst selten die Rede war.

Theodor besuchte in diesen Tagen mit Otto einige Kirchen; sie hörten auch einen Prediger, der ihnen als der beste gerühmt worden war; aber selbst Otto war über die Leerheit und Herzlosigkeit dessen, was er mit einer schauspielerartigen Declamation vortrug, aufgebracht. Theodor sagte: Man sieht, daß die katholischen Geistlichen gar keinen lebendigen Begriff von ihrer Kirchenlehre haben, sonst könnten sie nicht so abgedroschenes Zeug vorbringen. Von einer Beziehung der Religion auf das Leben haben sie gar keine Ahnung.

Die schlechtesten, die ich in Deutschland gehört habe, sagte Otto, predigten doch besser, als dieser.

Vor vielen Jahren, erwiederte Theodor, habe ich einen katholischen Geistlichen auf dem Lande gehört, der mir außerordentlich wohlgefiel. Er erzählte das Leben eines Heiligen, und wußte es so ans Herz zu legen, daß es einen tiefen Eindruck machte. Die besten aber, die ich nachher gehört habe, ahmten Reinhard und andern protestantischen Predigern nach.

Glaubst Du nicht, fragte Otto, daß eine gute Predigt in die eine, wie in die andere Kirche paßt?

Nun,

Nun, erwiederte Theodor, Nachahmungen der Reinhardischen Predigten können mir schon darum nicht gefallen, weil sie Nachahmungen sind, wenn ich auch besser mit den Urbildern zufrieden wäre. Aber protestantische Predigten passen, selbst von allen Unterscheidungslehren abgesehen, aus zwei Gründen nicht in die katholische Kirche: ein Mal weil man hier keine Bekanntschaft mit der Bibel voraussetzen darf, und dann weil die Religion weniger Sache des Nachdenkens, als der Phantasie und des Gefühls ist. Der katholische Prediger muß sich mehr auf die Kirche und deren Gebräuche und Sagen, als auf Bibel und Vernunft stützen; er muß mehr den Redner, als den Lehrer und Abhandler machen; er muß mehr rühren, als überzeugen.

Wenn ich ein Mal predigen soll, sagte Otto lächelnd, so werde ich bei Dir in die Schule gehen.

Als sie an einem der folgenden Tage auch einer Messe beigewohnt hatten, sagte Otto: Ich kann doch einen Gebrauch, wie die Messe, nicht ganz verwerfen! Die Communion selbst ist nicht dazu geeignet, sie zu ersetzen, weil daran nicht die ganze Gemeinde Antheil zu nehmen pflegt; und ohne einen solchen Gebrauch

Brauch bleibt die Predigt immer die Hauptsache, was mir nicht in den Sinn will.

„Ich bin wohl sonst, erwiederte Theodor, auf den Einfall gekommen, daß man das Abendmahl auch in der protestantischen Kirche darstellungsweise und symbolisch feiern solle.

„Und wie dachtest Du Dir das?“

„„Die Geistlichen selbst sollten mit einander communiciren, als Sinnbild der ganzen Gemeinde-Communion.““

„Das scheint mir sehr zweckmäßig zu seyn. Da bliebe es doch ein wirkliches Abendmahl.“

„„„Ich fürchte nur, es möchte auch in ein leeres Gepränge ausarten. Wir werden morgen eine solche symbolische Vorstellung sehen, und davon erfahren, welchen Eindruck solche Handlungen machen.“““

An diesem Abend erhielt Theodor, von Hildegard aus dem Kloster, ein Billet mit Bleistift geschrieben, folgenden Inhalts.

„Mitten unter frommen Uebungen an den Geliebten zu schreiben, würden selbst die Frauen nicht billigen, von denen einige mit mir in diesem Kloster fasten und beten, und die sonst gerade keine Muster weiblicher Tugend sind. Aber diese kennen die reine Liebe nicht, deren lauteres Gefühl sich mit der frommen Andacht

vereinigen darf. O mein Theodor! warum haben Sie mich dazu beredet, diesen Sclavendienst der Frömmigkeit mitzumachen? Wenn man gewohnt ist, das ganze Leben durch die Frömmigkeit zu weihen, warum soll man das Leben verlassen, und sich einem Schattenbilde in die Arme werfen? Ein Schattenbild der Frömmigkeit ist es, was man hier findet. Keine Beschäftigung des Geistes, keine Kraft der frischen Anregung, keine Nahrung des Gefühls, nicht ein Mal etwas für die Phantasie! Es ist der Tod, und nicht etwa bloß der Tod der Sinnlichkeit, ein Absterben des Fleisches; es ist der Tod des Geistes, der in Leerheit und Mechanismus untergeht. Das Fasten beugt meinen Körper nieder, noch mehr aber dieses ewige Beten und Singen meinen Geist. Wenn ich zu Hause um meinen Vater geschäftig gewesen bin, dann mich auf mein Kämmerlein zum Gebet oder zum Lesen zurückziehe, wenn ich nach einem wohl angewendeten Tage Abends mit Ihnen oder Otto mich unterhalte: so lebe ich, ich lebe der Pflicht und der Betrachtung, ich lebe Gott und meinem Heiland. Hier aber — — O eilet ihr Stunden, daß ich wieder in die Arme meiner Lieben zurückkehre, daß ich dem Leben wieder gegeben werde!“

Als

Als am folgenden Tage Theodor und Otto dem Gastmahl der zwölf Apostel und der Handlung des Fußwaschens beigewohnt hatten, theilten sie einander ihre Bemerkungen darüber mit. Theodor war wenig dadurch befriedigt, und zuweilen sogar zum Lächeln gestimmt worden. Man sieht, sagte er, in den handelnden Personen doch nur Schauspieler, und zwar spielen sie ihre Rolle so schlecht, daß sie sich gar nicht die Mühe geben, das zu scheinen, was sie vorstellen. Welche geschmacklose possierliche Kleidung, welche Maschienenmäßigkeit im Kniebeugen und in der Verrichtung der übrigen Handlungen!

Doch ließe sich, erwiederte Otto, diese Vorstellung gewiß ganz zweckmäßig und erbaulich einrichten; sie entspricht wenigstens ganz der Bestimmung eines Symbols.

„Wohl wahr! Chrtstus verrichtete diese Handlung selbst als Symbol; aber man sieht, wie gefährlich es ist, bloß darstellende religiöse Symbole zu feiern, ohne daß sie mit dem Leben selbst verbunden sind.“

„„Aber das Abendmahl ist doch selbst nichts anderes, als eine symbolische Handlung.““

„Ja, aber eine solche, die unmittelbar ins Leben eingeht, indem jeder Christ daran Theil nimmt.

nimmt. Eine bloße symbolische Vorstellung desselben, wovon wir gestern sprachen, würde auch in Schauspielerei ausarten.“

„„Man könnte dieß vielleicht dadurch vermeiden, daß, so oft sich Glieder der Gemeinde fänden, welche daran Theil zu nehmen Verlangen trügen, diese zugelassen würden; aber bei jedem Gottesdienst sollte der Tisch des Herrn offen stehen, und Alle sollten wenigstens als Zuschauer daran Theil nehmen.““

Das Ablesen der bulla coenae Domini, womit der Pabst alljährlich am Gründonnerstag alle Ketzer in den Bann thut, erregte Theodors lebhaften Unwillen. An dem Tage, sagte er, wo der Herr dem Liebestode für die Sünder entgegenging, diejenigen, welche man für Irrende hält, verfluchen, heißt dem Andenken Christi Hohn sprechen. Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, daß er sie verdamme; wer nicht an ihn glaubt oder nicht den wahren Glauben hat, ist ja schon verdammt: wozu noch den Fluch über ihn aussprechen?

Wer denkt viel dabei? saate Otto. Kein Volk ist duldsamer, als das römische, welches alljährlich diese Bulle anhört.

Es ist duldsam, erwiederte Theodor, weil es ihm mit der Religion kein wahrer Ernst ist, und weil ihm die Fremden willkommen sind; aber der Geist der Kirche, welche einen solchen Gebrauch beibehält, ist gottlos und unchristlich.

Am Abend des Charfreitags verfehlten beide Freunde nicht, die Sixtinische Capelle zu besuchen, wo das berühmte Miserere gesungen wird. Theodor war von dieser heiligen Musik tief ergriffen, und um so mehr, da er wußte, daß Hildegard mit ihm in diesem Raume eingeschlossen war, und hörte, was er hörte. Bisher hatte er bei allen gottesdienstlichen Handlungen nur den Beobachter gemacht; hier war er andächtiger Theilnehmer. Anfangs schwebte seiner Seele noch das Bild seiner Hildegard vor, die er im Geist an der Hand faßte und mit ihr andächtig die Kniee beugte. Er prüfte sein Herz, und bat Gott, ihm in dieser Prüfung beizustehen: ob er mit Lauterkeit, ohne Selbstsucht, im reinen Dienste der Wahrheit und Tugend, mit ihr den Bund geschlossen, und sie zu seiner Ueberzeugung herübergezogen habe. Aber bald verschwamm ihr Bild vor seinem Geiste, sein Bewußtseyn verallgemeinerte sich, sein Herz löste sich auf, er fühlte sich in

der ganzen Christenheit, und flehete für ihre Verderbniß und ihre Sünden den Allgütigen um Erbarmung und Hülfe. Er war so sehr in Andacht versunken, daß Otto ihn daran erinnern mußte, daß es Zeit zum Weggehen sey.

Als er der Procession nach der Peterskirche folgte, sah er Hildegard, die ihn mit dem Blicke einer Heiligen ansah, und ihm nicht zuzuwinken wagte. Er verstand sie, und ehrte ihre Andacht, ohne an ihrer Liebe im geringsten zu zweifeln. Er war gewiß, daß sie in der Kapelle, wie er selbst, gefühlt hatte, und von diesem Gefühl fürchtete er nichts für seine Liebe.

Die Erleuchtung des h. Kreuzes machte auf unsern Freund einen bedeutenden Eindruck, der ihm aber doch fremdartig und störend vorkam. Für den höchsten Grad religiöser Erregung gibt es keine symbolische Darstellung mehr; wer die Verklärung des Kreuzes des Erlösers im Geiste geschaut hat, für den ist die äußere Verherrlichung desselben nur ein schwaches Schattenbild. Der Anblick der allein vom erleuchteten Kreuz erhellten Peterskirche ist wunderbar erhaben; aber Theodor mußte sich, um den Eindruck zu fassen, erst aus sich selbst nach außen kehren,

oder aus seiner geistigen Erhebung niedersteis gen. Wer zerstreut und ungläubig aus dem weltlichen Treiben in diese Kirche tritt, kann sich erschüttert und ergriffen fühlen, und eine Mahnung an das Höhere und Unsichtbare empfinden, wiewohl es vielleicht auch nur ein vorübergehender Eindruck ist; wer aber schon den Gipfel der Andacht erstiegen hat, findet sich hier doch nur in der Sinnenwelt, aus der er sich eben erhoben hat.

Theodors Bemerkung bewährte sich, als er nach Beendigung des Gottesdienstes sah, wie die ganze vorher andächtig scheinende Versammlung sich in eine Gesellschaft auflöste, welche hieher gekommen zu seyn schien, sich zu unterhalten und zu vergnügen. Wie mit einem Zauberstabe war aller Ernst und alle Andacht zerstreut, und der Tempel hallte wieder von Gekose und Geflüster.

Da siehst Du die Andacht der Römer, sagte Theodor zu seinem Freunde; sie dauert nicht länger als die Cerimonie!

Es war keine Andacht, erwiederte dieser, sonst könnte sie nicht so schnell verfliegen.

Im Gedränge suchten Theodor und Otto dessen Schwester auf, welche ihnen mit einer Freundin entgegen kam. Theodor ergriff ihren

Arm,

Arm, und eilte, aus der Kirche zu kommen; denn ihn drängte sein Herz, sich der Geliebten mitzutheilen. Otto folgte mit der Freundin nach.

Nicht wahr? in der Sixtinischen Kapelle, sagte Theodor, diese wahrhaft heilige Musik, das ist der Gipfelpunkt aller Andacht!

Werden Sie zürnen, mein Freund, erwiederte Hildegard, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich bei dieser Musik Alles und zuletzt auch Sie vergaß? Ich war in Andacht aufgelöst, und schwamm im Meer der Unendlichkeit.

Und wollen Sie auch jetzt noch die Meinige seyn? fragte er.

Mehr als je! antwortete sie freudig. Mein Herz ist geprüft und geläutert worden, aber es bleibt Ihnen geweiht.

Theodor verkündigte ihr nun mit Entzücken, und sie vernahm es mit gleichem Gefühl, daß sie nächstens mit dem Vater Rom verlassen und nach Deutschland zurückgehen würden. So könnten und wollen wir ein recht fröhliches Ostern halten! setzte er hinzu. Unsere Liebe ist lange geprüft worden, nun wird sie ihren Lohn empfangen.

Siebzehntes Kapitel.

Am folgenden Tage theilten sich Theodor, Hildegard und Otto ihre besondern Bemerkungen über die mitgemachten heiligen Gebräuche mit, und Alle stimmten darin überein, daß die Musik in der Sixtinischen Kapelle die einzige wahre Andachtsübung gewesen sey.

Die Musik, sagte Theodor, ist die heiligste Kunst, die Kunst der Andacht. Andacht im eigentlichen Sinn, nenne ich die höchste Gemüthserhebung, den Aufschwung der Seele zum Allerheiligsten, die Aufregung des Gefühls in seinem innersten Grunde, die Ahnung der höheren Weltordnung, welche sich in keinem bessern Bilde, als dem der Harmonie, versinnlichen läßt. Zum Glück ist sie nicht das ausschließliche Eigenthum des Katholicismus; auch uns gehört sie an, und es hindert nichts, daß wir sie noch mehr gebrauchen, als bisher.

Das

Das ist auch die einzige Musik, versetzte Otto, die ich hier mit Andacht gehört habe; sonst bin ich immer durch Anhörung der Kirchenmusiken nur geärgert, anstatt erbaut worden. Ich hörte nicht jene ächten Meisterwerke der alten Komponisten, sondern neuere, in einem schlechten Geschmack gearbeitet, und in einem raschen Zeitmaaß aufgeführt; es war Konzertmusik, nicht Kirchenmusik.

Und welch ein Mangel an Aufmerksamkeit! setzte Hildegard hinzu; welche weltliche Zerstreuung unter den Zuhörern! Sie sind hier in der Kirche, wie in den Theatern, wo sie auch plaudern und lärmen, bis ein vorzügliches Gesangstück kommt.

In der That, man wundert sich, sagte Theodor, wie die kunstliebenden Italiener, die gerade für die Musik so viel Talent haben, sich so unempfindlich für die Schönheit eines Kunstwerks im Ganzen zeigen, und wie sie das Höchste in der Musik, die Kirchenmusik, so entweihen können.

Wie steht es mit der Musik in der protestantischen Kirche? fragte Hildegard.

Es ist damit sehr verschieden, antwortete Theodor. Im Ganzen ist es übel, daß bei uns die Musik noch kein eingreifender Theil

der

der Liturgie geworden ist. Man führt Musikstücke zwischen dem Gesange und der Predigt auf, die auch wegfallen können. In manchen Ländern und Städten hat man so gut als gar keine Kirchenmusik; namentlich kennt und duldet sie die reformirte Kirche gar nicht; anderswo wird man mit Musik nur gar zu viel unterhalten, oft geplagt. Besonders habe ich in thüringischen Dorfkirchen zuweilen ein wahres Charivari anhören müssen.

Mir scheint, versetzte Hildegard, daß aus der Kirche alle Instrumentalmusik sollte verbannt werden, außer der Orgel, welche allein würdig ist, zu Gottes Lobe zu ertönen.

„Das ist auch meine Meinung. Die Instrumentalmusik ist nur da an ihrer Stelle, wo in der Musik Mannichfaltigkeit der Farben erforderlich ist, wie in der Oper; zu der hohen Einfachheit des Gottesdienstes paßt sie aber eben so wenig, als eine glänzende kunstreiche Beredsamkeit. Gesangmusik, zweckmäßig mit der übrigen Liturgie verbunden, mit dem Gesang der Gemeinde abwechselnd, scheint mir allein beim Gottesdienst zulässig zu seyn.“

Otto lenkte das Gespräch auf die berühmten Gemälde von Michael Angelo in der Sixtinischen

schen Kapelle, und fragte Theodoren um sein Urtheil darüber.

Ich verkenne nicht, erwiederte dieser, das Geistreiche in der Komposition und das Kräftige in der Ausführung; aber mir scheint in diesen Gemälden das Gebiet der Malerei überschritten zu seyn. So wie Michael Angelo sich in dieser Darstellung des jüngsten Gerichts von Dante hat leiten lassen, so ist er auch in das Gebiet der Dichtkunst ausgeschweift. Ich beziehe mich hierbei auf eine frühere Bemerkung über die Wahl von Gemälde-Vorwürfen.

Wenn ich nur keine Decken-Gemälde mehr sehen sollte! bemerkte Hildegard. Mir scheint dadurch die Kunst zur bloßen Zierde herabgewürdigt zu seyn; denn man entbehrt des richtigen Standpunkts für die Betrachtung, und der wahre Eindruck geht verloren.

Man wird aber doch, versetzte Otto, auf eine, wenn auch unbestimmte Weise, künstlerisch angeregt. Man fühlt sich von lauter idealen Gegenständen umgeben, und das Gemüth wird dadurch emporgehoben.

Auch ich, sagte Theodor, würde eine einfach verzierte Decke vorziehen, und mir die Gemälde nahe vor das Auge gerückt wünschen.

Nachdem man sich noch über dieses und jenes besprochen hatte, sagte Hildegard: Damit wir die Charwoche würdig beschließen, geben Sie uns, lieber Theodor, eine Betrachtung des Todes Jesu. Sie haben mich die ganze Woche auf geistige Fasten gesetzt, indem Sie mich Ihrer Unterhaltung entbehren ließen: halten Sie mich nun dafür schadlos!

Wozu fodern Sie mich auf, liebe Hildegard! erwiederte er. Ich soll unvorbereitet über den wichtigsten Gegenstand unsers Glaubens reden! Wollen Sie zufrieden seyn mit dem, was mir der Augenblick eingibt?

Nur frisch ans Werk! sagte Otto. Du kannst jetzt zeigen, ob Du zum Prediger taugst.

Theodor begann.

Der Tod Jesu, wie dessen Geschichte überhaupt, läßt sich zuerst ganz menschlich und geschichtlich betrachten. Jesus — durchdrungen von der Nothwendigkeit, daß seinem verderbten Volke, daß dem ganzen Menschengeschlecht geistige Hülfe gebracht werden müsse; im hohen Bewußtseyn, daß er im Besitz der Wahrheit und dazu berufen sey, sie in die Welt einzuführen — unternahm das große Werk einer geistigen Umwandlung seines und aller Völker der Erde. Die Erfahrung lehrt, daß wer so Gro-

ßes

ses unternimmt, und den Vorurtheilen und der Eigenliebe der Menschen so nahe tritt, selten ohne großen Kampf zum Ziele gelangt, ja wohl eher auf dem Wege dahin unterliegt; die großen Geistesbewegungen unter den Menschen erdrückten ihre Urheber und Beförderer; die Ideen sind Pflanzen, die mit Blute begossen werden müssen. Mithin war es in der Ordnung, daß Jesus bei seinem Unternehmen erlag. Aber bei ihm war der einzige Fall, daß er, ohne zu erliegen, nicht zum Ziele gelangt wäre, und daß er im Siege den Sieg verloren hätte. Sein Reich war nicht von dieser Welt; das heißt, er lebte und wirkte nicht für seine Zeit, sondern für alle Zeiten. Er konnte nicht mit Klugheit und Kraft ein Werk hinstellen, wie es Gesetzgeber und Stifter zu thun pflegen, und wie es ihnen gelingt, wenn sie Zeit und Umstände wohl benutzen. Jesus mußte über die Zeit hinausgreifen, die gewöhnlichen Mittel der Klugheit verschmähen, und darauf Verzicht leisten, etwas aufzubauen und zu vollenden; er durfte nur den Saamen ausstreuen, der in der Zukunft aufgehen sollte, den geistigen Gährungsstoff in die Masse werfen, und mußte Alles der Zeit, der Kraft der menschlichen Natur und dem Segen Gottes

über-

überlassen. Es ist kein Zweifel, daß Christus, wenn er gewollt hätte, ein zweiter Mose, Stifter eines neuen bessern Volkslebens, hätte werden können; und das erwartete auch sein Volk von ihm, selbst seine Jünger hegten solche Hoffnungen: aber sein Werk wäre dann eben so einseitig volksthümlich, und so vergänglich, wie Moses seines, geworden. Christus wollte und sollte ein geistiger Schöpfer seyn, der Anfänger einer ins Unendliche fortgehenden geistigen Bewegung. Wer sich aber so ohne alle Waffen und Schutzmittel, welche die Klugheit gibt, der Rohheit der Menschen bloß stellt; wer sie mit dem Worte der Wahrheit bessern will, ihre Laster ins Licht stellt, und ihnen das Bild der Vollkommenheit vor die Augen rückt, ohne daß er sie zwingt ihm zu gehorchen und sich ihnen furchtbar macht — der muß nothwendig erliegen. Indem aber Christus erlag, siegte er: der Geist stand triumphirend über dem zerbrochenen Leibe; die Idee dessen, was er wollte, erschien erst in seinem Tode, und die Menschen erkannten in demselben erst, was er eigentlich war. Die höchsten Ideen sind die, welche das Leben nicht faßt, deren Verwirklichung hinter ihnen selbst zurück bleibt, die bloß geglaubt, nicht geschaut werden können. Den Glauben

aber

aber beweist man nicht durch die That, weil die That nie der Idee ganz nahe kommt, und bloß ein unvollkommnes Abbild liefert; sondern durch das Leiden, worin man den sterblichen Leib für den unsterblichen Geist, die beschränkte Wirksamkeit für die unendliche Idee, die Freude und den Genuß des Gelingens für die ungetrübte Seligkeit des Hinblicks auf das Vollkommene, hingibt. Das Ewige, das Unsterbliche, kann nur in der Selbstvernichtung des Zeitlichen ergriffen werden; nur wenn das Endliche im Bewußtseyn seiner Endlichkeit sich selbst zum Opfer bringt, ist es über seine Schranken emporgestiegen, und hat die Weihe der Vollendung erlangt. Alle für die That lebenden Menschen sind zufrieden, wenn sie nur etwas erreichen; und wenn sie am Ziele anlangen und finden, daß sie doch nicht das erlangt haben, was sie wollten, so trösten sie sich mit der Unvollkommenheit der menschlichen Dinge. Alles oder nichts, war hingegen der Wahlspruch Christi; und da er das Unendliche und Vollkommene nicht verwirklichen konnte, so begnügte er sich: die Idee, die Erkenntniß derselben, den Glauben an dieselbe mit seinem Tode zu besiegeln, und den Menschen als ein heiliges Erbe zurückzulassen.

Alles rein Menschliche, in welchen geschichtlichen Verhältnissen es erscheine, ist ein Bild der Menschheit überhaupt: und so auch Jesu Leben und Tod, in welchem wir die Geschichte der Menschheit überhaupt anschauen. Was ist diese Geschichte, im Großen betrachtet, anders, als ein fortgehendes Opfer, welches die Menschheit in sich selbst und dem, was ihr angehört, zu ihrer Läuterung und Weihe darbringt? Alle ihre Werke zerfallen mit der Zeit — Staaten sinken zusammen, Völker vergehen mit ihren Sprachen und Sitten, alle Formen des Lebens wechseln, selbst das Heiligste sinkt zuletzt in Verachtung und Vergessenheit: nur der lebendige Geist der Menschheit geht schaffend über die Trümmer hin, bildet daraus Neues, oder sucht sich neue Kreise des Wirkens. Und nicht bloß die alles auflösende Zeit zerstört die Gebilde der Menschen; sie selbst, oft in roher unbewußter Wuth, zerstören, was sie geschaffen haben; sie vergießen das Blut der Unschuld, und vergreifen sich an ihren größten Wohlthätern: aber aus der Zerstörung ruft der Herr des Lebens eine neue Schöpfung hervor, das vergossene Blut ist die Saat einer neuen schönern Ernte, der Phönix steigt verjüngt aus der Asche.

Wie in der Geschichte der Menschheit, so in der ganzen Natur. Das Saamenkorn verwest in der Erde, damit die Pflanze daraus erstehe; über Städten, welche die Lava verschüttet, erblühen fruchtbare Fluren; in den Gebirgen, welche die Erde schmücken, sind Millionen von Geschöpfen vergraben; und erst nach Jahrtausenden der zerstörenden Umwälzung hat sich unsere Erde in die Ordnung gefügt, in welcher jetzt Saat und Ernte sich folgen, und die Geschlechter der Menschen ruhig auf der Oberfläche wohnen.

Wir können aber und müssen noch höher steigen. Die Natur und Geschichte ist nach christlicher Ansicht nicht bloß das Geschöpf Gottes, sondern auch dessen Offenbarung selbst. Damit man mich aber nicht mißverstehe, muß ich an den Unterschied des verborgenen höchsten Gottes, und des sich offenbarenden, in die Welt selbst eingehenden erinnern, womit wir keinen Unterschied in Gott selbst setzen, sondern nur unsere Ansicht seines Wesens von verschiedenen Standpunkten fassen. Der Geist Gottes schwebt auf dem Urwasser der Schöpfung, gibt ihm die geistige Regung des Webens und Wirkens, und in ihm lebt und webt,

was da ist; und der Sohn Gottes ist vom Anfang der Welt an thätig in der Selbstoffenbarung des göttlichen Wesens, sein schaffendes Wort geht durch die ganze Geschichte der Menschheit, seine Gesandten verkündigen den Willen Gottes, und zeigen den Weg der Wahrheit und des Rechts. Was aber der Geist hervorbringt, verschlingt er wieder, um es neu zu gestalten; das Werk der Schöpfung geht fort in beständigem Wechsel. Was der Sohn zur Erziehung der Menschen thut, hebt er im Fortgang der Zeiten wieder auf; das Gesetz, das er durch seinen Mittler gegeben, wird, nachdem es zum drückenden Joch geworden, wieder zerbrochen; ein Gesandter folgt auf den andern, und verbessert und vervollständigt dessen Lehre, und so geht die geistige Gestaltung der Menschen im beständigen Abstreifen alter Hüllen fort. Das ganze Leben der Natur und Menschheit erscheint sonach als ein beständiger Kampf des Geistes mit der Vergänglichkeit; der Geist lebt, indem er sich aus dem Tode emporwindet. Die Thätigkeit Gottes aber in der Fortführung und Leitung dieses Kampfes bringt ihn, insofern er in der Welt erscheint, in die Theilnahme an diesem Kampfe selbst: er erscheint als ein kämpfender Gott; und weil

jeder Kampf auch ein Leiden ist, so erscheint er als ein leidender Gott, der aber das Leiden freiwillig übernommen hat, weil er in seiner Allmacht, durch die er stets siegt, nur freiwillig leiden kann.

In allen alten Völkern regt sich diese Idee eines leidenden Gottes; die Trauer über die Vergänglichkeit der irdischen Dinge, und der Jubel über den Sieg des sich stets aus allem Kampfe siegreich emporringenden Geistes tönt wieder in der Feier des Osiris und Adonis; die Kämpfe des Herkules sind ein Bild der Kämpfe der Menschheit und der Sonne, in welcher man den Geist der Natur anschaute; und Herkules Selbstverbrennung auf dem Oeta, wie das Sinnbild des Phönix, bezeichnet die Vollendung und Verklärung durch Kampf, Leiden und Untergang.

Da, wo sich die reine Idee der Wahrheit und Güte, von aller menschlichen Unlauterkeit und Unvollkommenheit frei, im ungetrübten Glanze den Menschen offenbart, da ist ihnen Gott selbst erschienen; denn wie wäre dieß möglich, ohne daß Gott selbst ins Mittel träte? Alles, was Menschen erkennen und thun, ist unvollkommen; denn sie sind von Natur schwach,

 beschränkt

beschränkt und unlauter. In Christo ist uns Gottes Sohn selbst erschienen; der Sohn Gottes, der bis dahin in mancherlei Hüllen und Mittelspersonen sich den Menschen kund gethan, und zu ihrer Erziehung gewirkt hatte, erschien nun selbst in der Gestalt des vollkommensten Menschen; Menschheit und Gottheit vereinigten sich in ihm; der Geist der Religion, bisher da und dort sich regend, diese und jene Gestalt an sich nehmend, erschien jetzt in seiner wahren Gestalt, in einem Menschen, der die Wahrheit, Gerechtigkeit und Güte selbst war.

Aber diese rein geistige Erscheinung konnte auf der Erde kein Bleiben finden, die Erde faßt das Himmlische nicht; ja, der befangene Blick der Menschen konnte sie nicht anerkennen, sie sahen in ihr nur die menschliche Erscheinung, und den Einen ward sie Gegenstand ihres leidenschaftlichen fleischlichen Hasses, den Andern ihrer unlautern menschlichen Liebe. Darum mußte Christus sterben; erst als die menschliche Hülle zerbrochen war, erkannten die Menschen den Geist, der in ihr gelebt hatte; durch Leiden mußte Christus in seine Herrlichkeit eingehen.

In Christo hat die Menschheit all ihr Leiden vollendet, weil er der vollkommenste Mensch war; in ihm hat Gott, der in der Welt sich offenbarende Gott, die göttliche Weisheit und Güte, selbst gelitten, weil Gott mit ihm innig verbunden war; Gott hat seinen geliebten Sohn zum Heil der Welt in den Tod gegeben: was die alte Welt dunkel geahnt hatte, ist in ihm in Erfüllung gegangen. Er hat für uns alle gelitten, und den Sieg errungen; er hat, wie die Kirche sagt, für uns alle genug gethan. Auch wir müssen leiden und uns durch Leiden verherrlichen; aber wenn wir es in ihm thun, im Gefühl, daß wir ihm angehören und seines Wesens sind; wenn wir es im Glauben an ihn thun, als den Anfänger und Vollender unseres geistigen Lebens, als den Inbegriff der Menschheit; wenn wir um des Guten willen, wie er, leiden, um uns und die Menschheit dadurch zu läutern und zu vollenden: dann haben wir schon den Sieg errungen, dann ergreifen wir die Palme, die er uns erworben hat und bereit hält. Sein Tod, welcher der Tod des Siegs war, gibt uns das Vertrauen des Siegs — das Vertrauen, daß die obschon schwache und sündige Menschheit des Sieges und der Verherrlichung fähig ist, daß ihre

Sünden vertilgt, und im Blut des Opfers rein gewaschen sind. Sein Tod gibt uns die Zuversicht, aufzublicken zum Urquell alles Lebens, zum Vater des Lichts, wohin uns die Sehnsucht des Herzens zieht, bei dem wir die letzte Ruhe und Hoffnung finden. Wir sind mittelst seines Todes durch die Läuterung hindurchgegangen, welche das Vergängliche vom Unvergänglichen scheidet, und unser Wesen von allen irdischen Schlacken reinigt; und der Vorhang hebt sich, durch welchen wir in die ewige Vollendung eingehen.

Ich danke Ihnen, sagte Hildegard, für diese schöne umfassende Betrachtung. So, in diesem allgemeinen Sinne, habe ich den Tod Jesu noch nie angesehen und verstanden.

„So muß man ihn und die ganze Geschichte Jesu betrachten, wenn man nicht in die entgegengesetzten Fehler der bloß menschlichen Ansicht oder der unfruchtbaren, geistlosen, übernatürlichen Auffassung verfallen will. Die wahre umfassende Ansicht Christi, als des vollkommensten Menschen, schließt auch die des Sohnes Gottes in sich.“

Du verfällst aber, sagte Otto, in den Fehler der sogenannten Patripassianer, welche lehrten,

ten, der Vater habe in Christo mit gelitten, indem Du das Leiden Gott selbst beilegst.

Theodor lächelte über diese gelehrte theologische Einwendung. Ich vermeide diesen Fehler, erwiederte er, indem ich Gott nur, insofern er in der Welt erscheint, am Leiden Theil nehmen lasse. Gott ist allmächtig und des Leidens unfähig; insofern aber seine Allmacht in der Welt und in Christo kämpfend und siegend erscheint, erscheint sie nicht als unbedingte, sondern als im Unterliegen überwindende Allmacht; sein unsterbliches Wesen erscheint uns als das stets aus dem Tode auferstehende Leben: und das verstehe ich unter dem Leiden Gottes.

Achtzehntes Kapitel.

Am folgenden Tage, als am Osterfest, versäumten unsere Freunde nicht, sich bei der Peterskirche einzufinden, wo die versammelte Menge des Volks den Segen des Pabstes empfangen sollte. Als Alle auf die Kniee fielen, widerstand auch Theodor nicht; er fiel nieder, und empfand einen tiefen Eindruck. Eine große knieende Menge, demüthig ihr geistliches Bedürfniß bekennend, erinnert einen Jeglichen an seine eigene Schwachheit; den Segen eines frommen Mannes kann niemand verschmähen, wenn er ihm auch keine übernatürliche Kraft beimißt: wir alle bedürfen ja des göttlichen Segens, den uns kein Mensch geben, sondern nur erflehen kann. Und neben Theodor knieete Hildegard, in Andacht versunken: wie hätte er nicht selbst andächtig seyn sollen?

Betrachten wir — sagte Theodor, als sie weggingen, zu Hildegard — diesen Segen als den Segen unserer Liebe!

Ist es aber nicht hinterlistig, erwiederte sie, uns von dem frommen Manne segnen zu lassen, während ich seiner Kirche untreu werden will? Wie würde er zürnen, wenn er wüßte, was ich zu thun im Begriff bin!

Er segnet uns, antwortete Theodor, im Namen Gottes; und nicht seine Absicht gilt dabei etwas, sondern die Richtung unseres Herzens, welches, wenn es Gott wohlgefällig ist, seinen Segen empfängt.

Unser Freund trieb nun zur Abreise, die Andern befriedigten gern seinen Wunsch, und in einigen Tagen lag ihnen Rom im Rücken. Erst da theilte Theodor dem Vater die Warnung mit, die ihm zugekommen war.

Der Alte war auf Sebald sehr aufgebracht, und machte Theodoren Vorwürfe, daß er ihm keine Gelegenheit verschafft habe, den schlechten Menschen dafür zu züchtigen.

Ich fürchte, sagte Theodor, daß Sie unter diesen Umständen sich nur Unannehmlichkeiten zugezogen hätten.

Das Gespräch lenkte sich nun auf die Unduldsamkeit der römischen Kirche.

Du vergleichst, sagte Otto zu Theodor, die römische Kirche in mancher Beziehung mit dem römischen Heidenthum; aber dieses war nicht unduldsam, und nahm jeden fremden Gott gastfrei auf.

Es war duldsam, erwiederte er, gegen fremde Götter, weil es kein abgeschlossenes System von Göttern hatte; weil sein Himmel mit unzähligen konnte bevölkert seyn, wenn nicht die Herrschaft der älteren, oberen dadurch gestört wurde. Aber es war unduldsam gegen das Christenthum, weil dieses sein ganzes Daseyn bedrohete, und ihm im innersten Wesen entgegengesetzt war.

Die Pfaffen, sagte der alte Schönfels mit Unmuth, sind sich überall gleich in Herrschsucht und Hinterlist. War nicht der gute alte Prior, den ich seit Jahren kenne, ganz gegen mich verwandelt, seit er merkte, wie es mit Hildegard stand?

Niemand, erwiederte Theodor, verliert gern etwas, und läßt die Seinigen gern verlieren, und Jedermann will Recht haben. Die Unduldsamkeit ist allen Menschen und Kirchen eigen, nur in verschiedenem Grade.

„Ist denn eure Kirche auch unduldsam?"

„„Ja, aber nur mit der Feder, während die katholische Kirche das Schwert führt. Es

wird kaum Einen Menschen geben, der nicht wünschte, daß auch Andere seiner Meinung seyn möchten, und der nicht seine Gabe der Ueberredung fleißig gebrauchte.""

Natürlich! sagte Hildegard; die Wahrheit ist nur Eine, und man haßt den Irrthum.

,,,,Ganz richtig! derjenige ist gleichgültig, der nicht Andere für seine Ueberzeugung zu gewinnen sucht; roh ist aber derjenige, der dem nicht zu Ueberzeugenden deßwegen gram wird und Beleidigungen zufügt; der wahrhaft Gebildete wird so viel Selbstverleugnung behaupten, daß er einen solchen nicht feindlich behandelt. Gerade so verhalten sich die Kirchen, je nachdem sie roher oder geistiger sind, und die Unduldsamkeit ist immer ein sicheres Zeichen der Rohheit.

Der alte Schönfels war der Meinung: daß der Staat es der Kirche nicht erlauben sollte, auf solche Weise unduldsam zu seyn; wenn er derselben nicht seinen Arm liehe, oder ihr keine weltliche Gewalt übertragen hätte, so müsse sie es wohl unterlassen, ihre Gegner oder Abtrünnigen zu verfolgen. Dieß veranlaßte Otto'n, unsern Freund aufzufordern, daß er seine Ansicht vom Verhältniß der Kirche zum Staate mittheilen solle.

Wenn nur diese Unterhaltung, erwiederte er, für unsere Hildegard nicht langweilig wird!

O! versetzte sie, ich will mir schon so viel davon abnehmen, als mir zusagend und nützlich seyn kann.

Theodor. Wir müssen uns vor allen Dingen erst über den Begriff des Staates vereinigen. Ich verstehe darunter das gemeine Wesen oder den Inbegriff des ganzen öffentlichen Lebens eines Volks in seiner Einheit und Gemeinschaft. Die Gemeinschaft eines Volkes hat drei Gebiete: erstens das Gewerbe und den Handel, wofür es in einem gebildeten Volke Vereinigungspunkte, Ordnungen, Leitungs- und Sicherungsanstalten geben muß; dann die öffentliche Sicherheit, sowohl im Innern durch die Rechtspflege, als nach außen durch eine geordnete Kriegsverfassung; endlich den höheren Geistesverkehr in Wissenschaft, Kunst und Religion.

Otto. Du setzest also die Kirche in den Staat, nicht über den Staat. Hiermit schneidest Du aller Theokratie die Wurzel ab, der Du, wie ich schon weiß, gänzlich feind bist.

Theodor. Ja, der äußeren, anmaßlichen, falschen; nicht der wahren, wie ich Dir schon früherhin angedeutet habe. — Alle jene

Zweige

Zweige der Volksgemeinschaft müssen in der Regierung, als ihrem Stamme, ihre Einheit finden; nicht aber so, daß die Regierung überall unmittelbar eingreift. Das Leben des Volks soll sich frei gestalten, jeder Zweig desselben soll aus dem Ganzen Nahrung ziehen, aber frei sich in die Luft ausbreiten; jedoch so, daß er den andern Zweigen nicht hinderlich wird. Dieß letztere, daß keine Störung eintrete, ist vorzüglich die Sorge der Regierung. In Anschung des Gewerbslebens ist es in die Augen springend, daß die Regierung nicht gebieten kann, wie man Handwerke, Gewerbe und Handel treiben solle; darin muß sie dem Berufsleben, den Gaben und Fähigkeiten freies Spiel lassen. Aber doch soll nicht jeder Einzelne sich selbst überlassen bleiben, sondern in Gemeinschaft stehen, weil sich vereinigte Kräfte verstärken und bilden: und hier finden die Zünfte ihre Stelle.

Schönfels. Wollen Sie die Zünfte wieder ins Leben rufen? Ich dächte, Sie ließen sie im Grabe ruhen! Die Erfahrung hat gezeigt, daß sie nur hemmend wirken.

Theodor. Sie waren veraltet und verrostet; es war Sache der Regierung, zu ihrer

Verjüngung und Verbesserung zu wirken, nicht aber sie aufzuheben. Wie das geschehen soll, überlasse ich den dieses Faches Kundigen auszumitteln. Ich komme zum Rechtsverhältniß. Daß die Gerechtigkeitspflege einem unabhängigen Richterstand überlassen werden, die Regierung aber mit den Volksvertretern gemeinschaftlich darüber die Aufsicht führen, und dessen Mängeln abhelfen soll: ist heut zu Tage allgemein anerkannt. Ganz abhängig von der Regierung muß dagegen die Kriegsverfassung seyn; die Krieger dürfen keine Zunftverfassung haben, weil sie die Waffen tragen, und diese nur im Gehorsam brauchen dürfen.

Otto. Wir erwarten Dich nun bei dem oberen Gebiete des geistigen Verkehrs.

Theodor. Zuerst sollte ich von der Wissenschaft reden; aber ihre Principien liegen im Gebiet der Religion, und daher hat bis auf die neuesten Zeiten die Kirche eine gewisse Vormundschaft über sie geführt. Auch die Künste sind von ihr gepflegt worden, und haben unter ihrem Einfluß gestanden. Es ist daher schwer, über diese Zweige des geistigen Lebens zu reden, ohne in Verwirrung zu gerathen. Wir wollen erst über die Kirche reden. Es ist klar, daß, wenn die Gewerbe sich in sich frei entwickeln

müssen,

müssen, dieß noch mehr vom höchsten geistigen Leben gilt, dessen Kraft in der Freiheit liegt. Ich fodere also für das religiöse Leben eine freie Gemeinschaft, gleichsam auch eine Zunftverfassung. So entstand und gestaltete sich im Anfang die christliche Kirche, freilich wider Willen des heidnischen Staates, welcher auf die heidnische Religion gebaut war. Nachher trat sie in den unseligen Bund mit der christlich gewordenen Regierung, wodurch noch jetzt die kirchlichen Verhältnisse verwirrt sind.

Otto. Nicht wahr, Du tadelst die Einwirkung der Regierung auf die Ausbildung des Lehrbegriffs?

Theodor. Dieß nicht allein. Zuerst, daß die Kaiser der Kirche zu viel Reichthümer und weltliche Macht verliehen, und das kirchliche Verhältniß des Bürgers mit dessen bürgerlichem Verhältniß verwirrten; wodurch die Kirche in Stand gesetzt wurde, eine rohe zwingende Unduldsamkeit zu üben. Man nehme ihr die fremde Macht, die ihr nicht gehört: so wird sie schon aufhören, unduldsam zu seyn, wie der Vater richtig bemerkt hat. Von dieser Verwirrung des kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisses stammt auch die Einrichtung her:

daß

daß in den meisten Staaten die Taufe das Erwerbungsmittel des Bürgerrechts ist.

Otto. Ich sehe aber nicht ein, wie das anders seyn kann. Willst Du eine Verfassung, wie in Nordamerika, wo auf die Religion gar nicht gesehen wird? Dann wird es dem Staate an Gemeingeist fehlen, und es bleibt kein Band übrig, als das des Eigennutzes im Handelsverkehr.

Theodor. Ich gebe zu, daß diese unbedingte Duldung auch nicht das Rechte ist, und daß unser Zustand dem Bedürfniß der Zeit noch am besten entspricht. Es ist mir aber wohl erlaubt, die reine Idee des Verhältnisses der Kirche zum Staate zu entwerfen; und diese denke ich mir nur unter der Bedingung ausführbar, daß die Regierung, von den Besten und Erleuchtetsten des Volks verwaltet, alles Geisteslicht, welches im Volke ist, in sich vereinigend, und, als Regierung, keiner Kirche angehörend, die beste der vorhandenen Kirchen zwar in ihrem Vorzuge anerkennt und auf eine unpartheiische Weise begünstigt; die andern indeß nicht unterdrückt, sondern in ihrer Entwickelung zum Bessern fördert, hingegen ihren auf das Volksleben

schäd-

schädlichen Einflüssen schickliche Vorkehrungen entgegensetzt. Da die christliche Religion die vollkommenste und unter deren verschiedenen Kirchen die protestantische die sittlichste und freieste ist: so denke ich mir eine jede weise Regierung dem Geiste nach evangelisch, und in ihrem Einfluß auf das Kirchenleben reformatorisch wirkend, ohne daß sie willkührlich und gewaltthätig eingreifen soll. Sie soll die verschiedenen Kirchen in ihrer republicanischen Verfassung bestehen lassen, aber das Staatsgefährliche darin ausrotten, wohin in der katholischen Kirche die Abhängigkeit vom Pabste gehört. Außerdem soll sie das Amt einer geistigen Hebamme verwalten, und alle guten Bewegungen befördern und leiten.

Otto. So ordnest Du aber doch die Kirche dem Staate unter, und setztest die höchste Geisteskraft in die Regierung, da doch die Kirche die Pflegerin des Geistes seyn soll.

Theodor. Ich nehme an, daß die Kirche, die beste nämlich, in welcher der lebendigste Geist ist, einen bildenden Einfluß auf die Regierung übt, so daß die Kirche im Geiste über dem Staate steht. So war es zur Zeit der Reformation. Die Regierungen handelten damals

mals auf Anregung der Theologen, und standen unter deren Einfluß. Damals bestand eine wahre Theokratie, wie sie immer bestehen sollte. Die Kirche soll keine weltlich theokratische Gewalt haben, sondern allein die Gewalt des Geistes üben.

Otto. Damit bin ich ganz zufrieden. Wie würdest Du Dir nun das Verhalten einer weisen Regierung denken, da, wo Juden, Katholiken und Protestanten beisammen leben?

Theodor. Den Juden würde ich nur Duldung, kein Bürgerrecht zugestehen: weil ihre Religion keine Religion, sondern ein Volksverband, mithin staatsgefährlich ist. Läßt man sie ganz gewähren, so bilden sie einen Staat im Staate. Die Regierung dulde sie, steure aber ihrer Vermehrung, so gut es ohne allzugroßen Druck thunlich ist; übrigens befördere sie die Erziehung ihrer Kinder nach christlicher Weise, und begünstige jede Regung, die sich unter ihnen zeigt, vom Buchstabendienst und von der Rabbinen-Hierarchie loszukommen. Was die Katholiken betrifft, so weißt Du meine Meinung: die Regierung soll das päbstliche Joch zerbrechen, was sie von Gott und Rechtswegen thun darf und zu thun ver-

pflich-

pflichtet ist; und auf die Gestaltung einer volksthümlichen, unabhängigen, bischöflichen Verfassung hinwirken, übrigens mit der größten Behutsamkeit die Entwickelung des freien evangelischen Geistes begünstigen. So auch soll sie der protestantischen Kirche eine unabhängige Verfassung zugestehen, und sich nur die Oberaufsicht vorbehalten.

Otto. Aber das Staatsbürgerrecht bliebe noch immer an die Taufe gebunden.

Theodor. So lange, bis man die Einweihung zum Staatsbürgerrecht als einen rein politischen Gebrauch eingeführt haben wird, worin sich der junge Bürger zu einem sittlich und fromm begeisterten Staats- und Volksleben verpflichtet.

Hildegard. O das ist ein schöner Gedanke: Das wäre eine Art von Confirmation.

Theodor. Ja, aber nur für die erwachsenen Jünglinge.

Hildegard. Wollen Sie die Frauen vom Staatsleben ausschließen?

Theodor. Sie gehören demselben nur mittelst ihrer Männer an; diese haben für sie

ein-

einzustehen, und sollen ihnen den rechten Geist dafür einflößen. Denn es heißt in der Schrift: der Mann ist des Weibes Haupt.

Otto. Nun sind noch die Wissenschaften und Künste übrig.

Theodor. Auch für das wissenschaftliche Leben fodere ich eine Art von Zunftverfassung, wie auch vor Alters die Universitäten zunftmäßig eingerichtet waren, und zum Theil noch sind. Aber hier ist der Zunftgeist in seiner Ausartung noch gefährlicher als im Gewerbsleben, und die Regierung muß dagegen besonders wachsam seyn, und der Freiheit allen möglichen Vorschub thun. Ein Erziehungsrath, wie einen solchen einige Schweizerorte haben, aus den Erleuchtetsten und Gebildetsten des gelehrten und geistlichen Standes und der andern Stände zusammengesetzt, als Regierungsbehörde, scheint mir am meisten dazu geeignet zu seyn, die Aufsicht über die Schulen zu führen. Wenn aber die Regierung die Wahl der Kirche einem Jeden frei lassen muß, so meine ich, daß sie ihre Bürger zum Unterricht ihrer Kinder anhalten darf und soll: weil sie fodern muß, daß ihre Bürger würdige und fähige Glieder des Staats seyn sollen; und weil sie

damit

damit der Freiheit der Ueberzeugung keinen Zwang anthut. — Die Künste, bei denen das Talent allein entscheidet, und keine Gemeinschaft als die durch freie Anregung und Leitung nöthig ist, bleiben ohne alle Verfassung, wie sie auch von jeher frei gewesen sind. Wo Wissenschaft und Religion blüht, und das Volksleben gesund und kräftig ist, da blühen auch die Künste.

Neunzehntes Kapitel.

Unsere Reisenden nahmen, nach einem Aufenthalt von etlichen Wochen in Florenz und Mailand, ihren Weg durch die Schweiz. Theodor äußerte den Wunsch, nochmals, in Hildegards Gesellschaft, den Rigi zu besteigen; und da der alte Schönfels in Lucern einige Freunde besuchen wollte, so stand der Erfüllung dieses Wunsches, in welchen Hildegard lebhaft einstimmte, nichts im Wege.

Dort, sagte Theodor zu ihr, habe ich Sie und das Glück meines Lebens wieder gefunden: mit wie viel andern Empfindungen werde ich jetzt den schönen Berg besteigen!

Ach! aber wie lange, erwiederte sie, habe ich Sie seit der Zeit mit meinem Eigensinn gequält!

„Kein hohes Ziel, das nicht mit Mühe müßte erstrebt werden!“

Die

Die Witterung war trübe und regnerisch, und unsere Freunde waren ungewiß, ob sie noch länger warten, oder die Wanderung unternehmen sollten. Endlich siegte der rasche Muth Otto's, welcher für den nächsten Tag heiteres Wetter prophezeite.

Das Aufsteigen war sehr beschwerlich, da der fallende Nebel den Weg schlüpfrig machte; und dabei war man ungewiß, ob man die Beschwerlichkeit nicht vergebens trage.

So, ins Dunkel der Zukunft, gehen wir alle vorwärts, sagte Theodor; ohne zu wissen, was uns erwartet.

Wenn nur Alle, versetzte Hildegard, den Weg, wie wir, an der Hand der Freundschaft und Liebe machten!

„Ja, Freundschaft und Liebe lassen uns nie irre gehen, denn sie sind selbst das schönste Ziel des Lebens; die schmerzlichste Täuschung ist aber diejenige, welche uns die Fehlgriffe des Herzens, in der Befriedigung seiner schönsten Wünsche, bereiten."

Dann fehlt doch, versetzte Otto, das innere Licht, wie ich es nennen möchte; das sichere Gefühl dessen, was uns zusagt und angehört; ich wenigstens möchte behaupten, daß ich mich

in der Wahl meiner Freunde nicht täuschen könnte.

Dieß Selbstvertrauen, erwiederte Theodor, scheint mir doch beinahe vermessen zu seyn. Du rechnest hierbei nicht auf die Veränderlichkeit des Menschen, und die mancherlei Prüfungen, welche die Freundschaft zu bestehen hat. Ein Mensch kann ganz mit uns übereinstimmen, aber es fehlt ihm die Stärke, welche dazu gehört, seine Lebensrichtung im Kampfe zu behaupten.

„Dann war er unserer Freundschaft doch nicht würdig."

Aber, lieber Bruder, versetzte Hildegard, um dieß zu erkennen, müßte man allwissend seyn.

Die größte und schwerste Prüfung, sagte Theodor, hat die Liebe in der Ehe zu bestehen. Die Liebe ist, so zu sagen, ein dichterisches ahnendes Gefühl von dem, was der Geliebte uns im Leben seyn soll; die Ehe aber ist die verständige Probe des schönen Traumes. In der Liebe fassen wir das Urbild des Geliebten auf, und stellen ihn uns mehr so vor, wie er seyn soll, als wie er wirklich ist; und in der Ehe soll er das werden, was wir von ihm erwarten, das Urbild soll sich im wirkli-

chen Abbild wiederfinden. Welch ein gefährlicher Uebergang aus dem schönen Traum in die Wirklichkeit!

Sie machen mir bange, erwiederte Hildegard, mit Ihrer Ansicht von der Liebe! Soll sie ein bloßer schöner Traum und Wunsch seyn? Wie übel sind wir dran, wenn ihr Männer uns euch schöner und besser denkt, als wir sind!

„Darein setze ich den Unterschied der Liebe und Freundschaft, daß wir in der ersten den geliebten Gegenstand ganz umfassen, und ihn darum in seinem Urbild oder in seiner Idee mit dem ahnenden Gefühl erkennen; in der zweiten dagegen denselben mehr in einer besondern Beziehung, wegen unsrer Uebereinstimmung mit ihm in der Ansicht des Lebens, in der Wahl und Führung eines Berufs lieben, ihn mithin mehr mit klarem Verstande erkennen. Aber die wahre reine Liebe braucht darum nicht die Täuschung zu fürchten; die Liebe ist in dem Grade untrüglich, als sie rein und geistig ist.“

Beschränkst Du nicht, fragte Otto, die Liebe auf die verschiedenen Geschlechter, oder nimmst Du auch zwischen Mann und Mann Liebe in Deinem Sinne an?

„Aller-

„Allerdings! wir lieben Kinder, in denen das Leben noch, wie in einer Knospe, verschlossen liegt, und in denen wir ahnen, was sie werden können; Jünglinge lieben sich, wenn sie sich ganz und innig mit einander verbinden, weil sie sich und das Leben noch ahnend erkennen: dagegen kann ein Mann auch mit einem weiblichen Wesen Freundschaft schließen, wenn der Grund ihrer Verbindung klar erkannt und diese auf einen besondern Zweck beschränkt ist. Die Liebe hat aber vorzüglich zwischen dem Jünglinge und Mädchen Statt, welche beide ahnend in die Welt blicken, und in sich gegenseitig alles das suchen, wodurch das Leben bedeutungsvoll und glücklich wird.“

„„Noch immer aber vermisse ich in Deinem Begriff von der Liebe dasjenige, was dem Unterschied der Geschlechter darin eigenthümlich ist.““

„Alle Liebe und Freundschaft sucht in dem geliebten Gegenstand eine Ergänzung des eigenen Lebens des Liebenden; ergänzend aber sind für einander besonders die verschiedenen Geschlechter, indem der Mann in der gestaltenden und hervorbringenden Erkenntniß und Thatkraft, das Weib in dem empfänglichen

Gefühl

Gefühl lebt, beide Richtungen aber erst mit einander das vollständige Leben darstellen. Nicht bloß bedarf im wirklichen Leben das Weib des Schutzes der männlichen Thatkraft, und der Mann der weiblichen Ruhe: sondern schon um das Leben zu verstehen, zur innern Vollendung, müssen sich Mann und Weib an einander schließen. Wenn nun der Jüngling in das Leben tritt, sich zu seiner Laufbahn rüstend, und ihm ein Bild des Lebens vorschwebt, das er verfolgen will: so suchen seine Blicke ein Auge, in welchem sich dieses Bild wiederspiegele, ein Herz, in welchem das ihn bewegende Grundgefühl wiedertöne; und er findet es in dem Mädchen, das er liebt. Und wenn das Mädchen einen Jüngling sieht, in welchem ihr die Ahnung des Lebens aufgeht, dem sie als demjenigen vertraut, in welchem sie diese ihre Ahnung erfüllt finden werde: so liebt sie ihn, und beide gehören für einander.“

„„Du fassest die Geschlechtsliebe ganz geistig.““

„O daß sie so oft sinnlich unlauter ist, und, wie sie selbst aus trüber Quelle strömt, für das ganze Leben eine Quelle trüber Empfindungen und giftiger Leidenschaften ist! In

der

der Liebe, weil sie an den sinnlichen Reiz und an die Neigung gebunden ist, sind die Täuschungen am häufigsten. Die Schönheit und Anmuth, welche die verschiedenen Geschlechter zu einander ziehen, verschwinden oft, wie Irrlichter, welche den Wanderer in den Abgrund des Verderbens gelockt haben.“

Unter diesen Gesprächen waren unsere Wanderer auf der Spitze des Berges angekommen, die zwar vom Nebel frei war, aber keine Aussicht, als auf ein unendliches Nebelmeer, zeigte. Otto behauptete noch immer, daß es heiter werden würde, und er triumphirte schon, als die Sonne durchbrach und die Nebelmasse beleuchtete. Es war ein eigenthümliches Schauspiel, das in jedem Augenblicke anziehender wurde. Ein frischer Ostwind erhob sich, und warf die Nebelwolken aus einander: so daß bald hier, bald da Durchsichten entstanden, durch welche sich die Seen und Landschaften auf einen Augenblick zeigten, aber bald wieder verschwanden. Endlich warfen sich die Nebel an die Berge, und die Ebene wurde frei; bis auch jene nach und nach ihre Hülle zerrissen und bald nur noch leichte Streifen davon trugen, welche zuletzt sich oben an der Spitze zusammenzogen, und gleichsam einen Hauptschmuck bildeten.

Die drei Freunde betrachteten dieses Schauspiel mit steigender Theilnahme.

Es ist das Bild der Schöpfung, sagte Theodor, wie die Allmacht rief: es werde Licht! und aus der alten Finsterniß die Gestalten der Dinge hervortraten.

Es ist das Bild der menschlichen Geschichte, sagte Hildegard, wie über das Dunkel der Rohheit und Leidenschaft das Licht der Wahrheit siegt, und die gestaltende Ordnung der Gerechtigkeit und Menschlichkeit hervortritt.

Und ich, sagte Otto, möchte damit Alles vergleichen, was der Mensch denkend oder handelnd oder bildend beginnt, was anfangs noch als rohe dunkle Masse vor der Seele liegt, bis es Klarheit und Gestalt gewinnt.

Es ist dieß alles, versetzte Theodor, eins; denn bei jedem ist es die hervorbringende geistige Thätigkeit, welche über die Masse siegt.

Können wir nicht auch, sagte Hildegard zu ihm, darin das Bild unserer Liebe finden, deren Sonne lange mit dem Dunkel der Täuschung kämpfen mußte?

„Ja, und sehen Sie, Geliebte! in dieser reizenden Landschaft das Bild meines jetzigen Glücks! So erschienen Sie mir, als ich Sie hier sah; nachher verhüllte Sie mir ein irdisches

sches Dunkel, und nur zuweilen brach ein Lichtblick der Liebe durch, bis ihre Gewalt zuletzt siegte: jetzt sind Sie mein, und das Leben strahlt für mich im schönsten Sonnenglanz. Mag das Schicksal einst Gewölk und Sturm darüber führen; wenn uns nur die Sonne der Liebe strahlt, so wird unser Gemüth klar und heiter bleiben."

„„Die Sonne der Liebe, wie alles Lebens, ist der Glaube. Versprechen Sie mir hier, in diesem herrlichen Tempel der Natur, daß Sie nie den Glauben an mich aufgeben, und daß, wenn Sie ja an mir irre oder gegen mich kalt werden sollten, Sie sich durch die Erinnerung an das erste Bild von mir wieder zum Vertrauen aufrichten wollen!""

„O eher an mir selbst, als an Ihnen, könnte ich irre werden! aber ich gebe Ihnen das feierliche Versprechen, weil Sie es fodern, und bitte um ein Gleiches."

Die drei Freunde brachten noch den Rest des Tages in der schönsten heitersten Stimmung auf dem Berge zu, und verließen denselben mit sehnsüchtigem Rückblick.

Zwanzigstes Kapitel.

In einer der Hauptstädte des südlichen Deutschlands hielten sich unsere Reisenden längere Zeit auf; und da sie daselbst fleißig das Theater besuchten, so hatten sie häufige Veranlassung, ihre Urtheile über die dramatische Poesie und die Schauspielkunst auszutauschen. Theodors Ansichten davon haben wir schon zum Theil kennen gelernt, und um so zweckmäßiger ist es, dieselben hier zu ergänzen.

Er war mit mehreren neueren Hervorbringungen der dramatischen Poesie nicht ganz zufrieden, und behauptete unter andern, daß die Neueren die Idee des Tragischen nicht lebendig gefaßt hätten.

Unsere neuere Poesie, sagte er, ist von der Nachahmung vorzüglich der griechischen Muster ausgegangen: und daher ist die Idee des Tragischen von diesen entlehnt worden. Der

ursprüng-

ursprüngliche Dichtergeist Göthe's und Schillers hat allerdings diese Idee selbstthätig hervorgebracht: aber der zweite Dichter hat sich doch wenigstens ein Mal, in der Braut von Messina, zur Nachahmung hinreißen lassen; und diesem Mißgriff verdanken wir alle die Schicksalstragödien, mit denen man uns seit einiger Zeit auf der Bühne langweilt.

Mich haben, erwiederte Hildegard, diese Stücke nte angesprochen, einzelne Theile etwa ausgenommen; aber ich kann mir den Grund des Mißfallens nicht recht klar machen. So viel weiß ich, daß mir ein tragischer Tod aus Liebe und Hingebung, wie der des Marquis Posa, besser zusagt, als ein Tod durch das unausweichliche Schicksal.

Wenn es nur immer ein unausweichliches wäre! versetzte Otto. Welche Mühe hat sich Houwald im „Bilde" gegeben, um dieses Schicksal zu Stande zu bringen! In jedem Augenblick erwartet man die Auflösung des einfachen Gewebes, die Wiedererkennung des Malers Lenz und der Camilla, wo es dann vielleicht zu einem ächt tragischen Ausbruch gekommen wäre; aber nein! man wird hingehalten, und der arme Maler muß durch ein armseliges Mißverständniß umkommen.

Dieses

Dieses Stück, sagte Theodor, so ansprechend es im Einzelnen ist, stößt mich durch den weichlichen Geist ab, der darin herrscht; ein leidendes Hingeben an die Gefühle, ein kraftloses sich Fügen in die Umstände, vertritt darin die Stelle der ächten tragischen Ergebung.

Ohne einen tüchtigen kraftvollen Kampf mit der Nothwendigkeit, versetzte Otto, ist keine tragische Gefühlsstimmung möglich: es scheint aber, als wenn man seit einiger Zeit in der Dichtung, wie im Leben, den Kampf verlernt habe.

„Ja wohl ist es bedeutend, daß zu der Zeit, als die französische Revolution sich entspann und entwickelte, Schiller seine Meisterwerke schrieb, in welchen ein großes sittliches Streben, ein Ringen nach Idealen, lebt; und daß jetzt, nachdem die politische Begeisterung den Regierungen verdächtig und an sich selbst irre geworden ist, die Ideale einer leidenden Unterwerfung unter das Schicksal aufgestellt werden."

„„Glauben Sie, daß die Dichtung mit dem Leben so ganz gleichen Schritt hält?""

„Oft eilt sie ihm voran, oft geht sie ihm nach, immer aber wird zwischen beiden eine Wechselwirkung Statt finden. Eine Hoffnung

erhält

erhält mich aufrecht; es ist die, daß die wie der herrschend werdende christliche Gesinnung wohlthätig auf die Dichtung wirken werde. Denn jede Dichtung muß, wenn sie unser würdig seyn soll, vom christlichen Geiste durchdrungen seyn."

„„Du willst also doch keine biblischen Geschichten und Heiligen-Legenden auf die Bühne bringen; diese möchte ich mir verbitten.""

„Keineswegs! Die christliche Religion hat zu wenig Mythologie, und verträgt sich zu wenig damit, als daß die christlichen Dichter, wie die griechischen, die heilige Geschichte auf die Bühne bringen könnten. Indeß möchte ich die Wahl des dichterischen Stoffs nicht ganz frei lassen, sondern auf die deutsche und neueuropäische, überhaupt auf die christliche Geschichte beschränken, weil die Gesinnungen der handelnden Personen uns nicht fremd oder bloß den Gelehrten bekannt seyn dürfen. Ein antikes Drama ist mir schon zuwider, ehe ich es kenne."

„„Ich hoffe aber, Sie werden bei Göthes Iphigenia eine Ausnahme machen.""

„Ich wünschte doch, daß Göthes Geist sich auf einen andern Gegenstand geworfen hätte."

„„Also

„„Also einen christlich geschichtlichen Stoff willst Du mit christlich dichterischem Geist behandelt wissen; es fragt sich nur, worin dieser Geist besteht. Du wirst wohl ein Mal wieder unsern Lehrer machen müssen! Theodor hatte sich einige Gedanken über den Geist der christlichen Tragödie aufgezeichnet, und bat um Erlaubniß, den Aufsatz vorlesen zu dürfen, welche ihm Hildegard und Otto mit Vergnügen gaben. Wir rücken den Hauptinhalt hier ein, und erinnern nur, um den Ideengang Theodors ins rechte Licht zu stellen, an die früher mitgetheilten ästhetischen Ansichten desselben; deren Eigenthümlichkeit darin bestand, daß er das Schöne als die Erscheinung und Darstellung des Guten betrachtete. *)

„Die Dichtkunst hat vorzugsweise das menschliche Leben, menschliche Handlungen, Gesinnungen und Gefühlsstimmungen zum Vorwurf der Darstellung; damit aber die Darstellung dichterisch sey, muß sie das Leben in dessen wahrem Gehalt und in innerm Einklang erfassen. Der Gehalt des Lebens liegt in dem, was wir die Zwecke desselben nennen, worauf das sittliche Streben gerichtet ist: mithin ist das

*) S. 1 Thl. S. 312. ff.

das Erste, was ich von der Dichtung fodere: daß sie sittlich sey. Ich verlange keineswegs lauter sittliche Muster, vielmehr verbitte ich mir solche, weil dadurch die Dichtung matt und einförmig wird, und Mannichfaltigkeit das erste Erforderniß der Darstellung ist. Das Sittliche besteht ein Mal in der Liebe oder in den Zwecken des Lebens, welche wir uns zum Gegenstand des Strebens erwählt haben. Die Handlungen der dichterischen Gestalten sollen sich nun immer auf solche Zwecke beziehen, oder es sollen Menschen von Herz und Seele seyn; wobei die größte Mannichfaltigkeit der Eigenthümlichkeit, des Lichtes und des Schattens, Statt finden kann. Der Dichter kann Leidenschaften malen, von welchen verblendet und fortgerissen seine Personen der wahren Zwecke verfehlen; aber die Zwecke müssen sie vor Augen haben. Ein Mensch, der die nichtigen Zwecke des Genusses allein vor Augen hätte, würde im Gedicht höchstens als Schatten oder zum lächerlichen Contrast dienen können; so auch ein anderer, den die Eitelkeit der Ehrsucht allein beseelte. Schlechte Dichter wählen sich wohl solche leere Vorwürfe, um dadurch Schlag-Effecte hervorzubringen: aber Göthe und Schiller führen lauter bedeutende, anzie-

anziehende Figuren auf. Ein Gedicht, in welchem sich die handelnden Personen nach großen Zielen hinbewegen, zieht natürlicherweise mehr an, als ein anderes, in welchem sie sich um Kleinigkeiten bemühen. Die Vorwürfe des Don Carlos und des Egmont sind größer durch das im Hintergrunde erscheinende Ziel der Geistes- und Volksfreiheit, als die der Maria Stuart und des Torquato Tasso, wo allein das Wohl und Wehe der handelnden Personen unsere Theilnahme in Anspruch nimmt. Der wahre sittliche Geist ist der christliche; und indem ich von der Dichtung fodere, daß sie vom Geist der Sittlichkeit durchdrungen sey, fodere ich eben, daß sie christlich sey. Die christliche Sittlichkeit ist eine frei bewußte, welche ihr Ziel klar vor Augen hat. In diesem Sinne darf der Dichter nicht eine jede seiner handelnden Personen sittlich darstellen; er darf ihnen wenigstens nicht allen das höchste sittliche Bewußtseyn leihen, widrigenfalls Einförmigkeit entstehen würde: er selbst soll in seiner Darstellung jenen freibewußten sittlichen Geist beurkunden, und seinen Lesern oder Hörern im Ganzen seines Werks das klare Bild des sittlichen Lebens vor Augen stellen.“

„Das Zweite, worin das Sittliche be-

steht, ist der Wille und die Thatkraft, oder der Charakter. Welche Zwecke auch den handelnden Personen vorschweben: immer sollen sie Charakter haben, und denselben in der Festigkeit, womit sie nach ihren Zwecken streben, in der Unerschrockenheit des Gemüths, in der Tapferkeit und Geduld zeigen. Auch hier muß eine gewisse Mannichfaltigkeit Statt finden, und die Kraft des Charakters verhältnißmäßig vertheilt seyn; es kann auch in der einen oder andern Person die Erregbarkeit des Herzens und Lebendigkeit des Gefühls die Kraft des Willens überwiegen: aber eine gewisse Beständigkeit der Richtung muß allen eigen seyn; und die Hauptpersonen, zumal im höheren Drama, müssen durch ihre Charaktergröße und Willensstärke unsere Theilnahme und Bewunderung in Anspruch nehmen. Die in einem Gedicht entwickelte Willenskraft, das Ringen und Streben der handelnden Personen für und wider einander, der Kampf mit den Umständen, das Ueberwinden der Hindernisse, der Trotz der Kämpfer, auch im Untergange nicht ihren Willen zu beugen, die freiwillige Aufopferung ihrer selbst, um ihren Zweck zu erreichen, und wenigstens Andern die Früchte ihres Strebens genießen zu lassen: das alles regt in uns das

Bewußtseyn der hohen Kraft des menschlichen Geistes auf, es erhöht unser sittliches Gefühl und entzündet unsere Begeisterung. Von dieser Seite ist der sittliche Eindruck eines Gedichts unabhängig von aller besondern sittlichen Ansicht; auch der Bösewicht kann Charaktergröße zeigen, und ein sittliches Vorbild werden."

„In den bedeutungsvollen kräftigen Handlungen, in den edeln erhabenen Gesinnungen und Bestrebungen der dichterischen Gestalten, erscheint der wahre Gehalt des Lebens, und werden uns dessen Zwecke vor Augen gerückt. Aber wie sittlich edel diese Gestalten und ihre Handlungen seyn mögen, sie werden doch mit einander in Zusammenstoß gerathen, und einander hinderlich und feindlich werden, so daß die Zweckmäßigkeit mehr oder weniger als Zweckwidrigkeit erscheint: überdieß wird das Schicksal durch die unerwartete Verkettung der Umstände hindernd und zerstörend eingreifen; und woran ein Menschenleben gearbeitet hat, wird bisweilen in einem Augenblick in Nichts verwandelt seyn. Diese Zweckwidrigkeit des Lebens, welche uns mit demselben und mit uns selbst in Zwiespalt bringt, widerspricht dem gefoder-

ten innern Einklang, in welchem der Dichter das Leben darstellen soll; und darin, daß er den Zwiespalt versöhne, besteht die wichtigste Aufgabe des Dichters, besonders des dramatischen."

„Denn das Drama hat es ganz eigentlich mit dem Widerstreit der menschlichen Handlungen unter einander und mit dem Schicksal, oder mit der Zweckwidrigkeit des Lebens, zu thun. Wir lassen hier die Komödie bei Seite liegen, und fassen allein die Tragödie ins Auge."

Halt, mein Freund! fiel Otto ein: Du mußt mir, ehe Du weiter gehst, den Unterschied des Komischen und Tragischen klar machen, woran ich immer irre geworden bin.

„Beides ruht auf der Idee der Zweckwidrigkeit, die aber verschieden gefaßt und auf verschiedene Weise in Einklang gebracht wird. In der Komödie erscheint die Zweckwidrigkeit so, daß die Menschen nach Zwecken handeln, welche keine sind, oder doch so wenig bedeuten, daß wir dafür keine Theilnahme fühlen. Indem sie nun durch ihre eigene Thorheit, welche ihnen das Nichtige als Zweck vorspiegelt, oder das Unbedeutende zum wichtigen Gegenstand des Strebens macht, dann durch das Entge-

genwirken Anderer und durch das Spiel des Zufalls ihres Zweckes verfehlen, und am Ende getäuscht dastehen: so entsteht ein Gegensatz der Zweckmäßigkeit und der Zweckwidrigkeit, welcher uns nicht zur Trauer, sondern zum Lachen auffodert; und in diesem Lachen wird der Gegensatz ausgeglichen, indem derselbe uns nur als ein scheinbarer, willkührlicher, nicht wirklicher vorkommt, und unser Glaube an die Zweckmäßigkeit eher befestigt als erschüttert wird. Im Tragischen hingegen berührt uns das Zweckwidrige schmerzlich, weil uns das Streben der handelnden Personen nach wesentlichen und wichtigen Zwecken Theilnahme abgewinnt, gleichsam das unsrige wird, und wir mit ihnen leiden."

„„Also das Komische ist das in sich selbst Zweckwidrige, das Tragische das für uns Zweckwidrige: mithin gilt das, was Du vom sittlichen Gehalt der Dichtung gesagt hast, nur von der Tragödie; die Komödie hat es mit der Thorheit und dem sittlich Unbedeutenden zu thun. Wie kann aber das Komische dichterisch seyn, wenn alles Dichterische auf einem sittlichen Grunde beruht?""

„Indem die Zweckwidrigkeit sich selbst vernichtet, und sich in eiteln Schein auflöst, wird

mit dem Lachen, in der Tiefe des Gemüths, der Glaube an die Zweckmäßigkeit angeregt; weil das Leben nur im eiteln Schein, nicht in seinem Gehalt, weil nur das neckende Spiel desselben, nicht seine ernsten Bestrebungen vor die Augen treten: so wird uns das wahre Bild desselben nicht getrübt, vielmehr in eine heitere Höhe emporgerückt; die Thorheit, die Eitelkeit wird durch sich selbst bestraft und vernichtet; und indem uns dieses ergötzt, kommt uns das Gefühl zum Bewußtseyn: daß ein ernstes sittliches Bestreben, weil es nicht in sich selbst nichtig ist, nie das Loos der Nichtigkeit davon tragen kann.“

Otto war mit dieser Erklärung zufrieden, und Theodor fuhr in seiner Vorlesung fort.

„In der Tragödie wird das Bild der Zweckwidrigkeit in der größten Stärke und Lebendigkeit vor Augen gestellt, indem große Zwecke und gewaltige Willenskräfte mit einem gewaltigen Schicksal im Zusammenstoß erscheinen; während im niedern Drama das Leben sich ruhiger bewegt, und im Lustspiel Handlungen und Zufälle sich neckend begegnen. Das Erhabene ist das Element der Tragödie, das Erhabene des Charakters im Handeln und Lei-

den,

den, das Erhabene des Schicksals in seiner unerschütterlichen Nothwendigkeit; und erhaben soll auch das Gefühl seyn, in welchem sich der Zwiespalt zum Einklang auflößt.“

„Die Gefühle, welche beim Anblick des Kampfes, des Leidens und Unterganges geliebter, uns Theilnahme einflößender Menschen, bei den Gefahren oder dem Mißlingen großer edler Unternehmungen in uns rege werden, sind die Furcht, der Schmerz, die Trauer; Gefühle oder Leidenschaften, welche unsere Ruhe stören und unsern Geist niederdrücken, wenn sie nicht dichterisch versöhnt und verklärt werden. Der Geist soll in der Furcht unerschüttert bleiben, und sich über den Schmerz und die Trauer erheben; dieß kann er aber nur dadurch, daß er seine Abhängigkeit von der Nothwendigkeit der Natur und seine Beschränktheit anerkennt und sich zugleich darüber erhebt, indem er seiner innern Selbstständigkeit bewußt wird; daß er sich selbst und seine Zwecke für höher hält, als das irdische vergängliche Leben, dieses gern für jene hingibt, und eher auf die Freude, sie erreicht zu sehen, als auf das Streben nach denselben, Verzicht leistet; daß er im Kampfe unerschütterlich bleibt,

und,

und, wenn der äußere Steg nicht zu erringen ist, den innern Steg festhält; daß er im Kampfe mit der Nothwendigkeit die Freiheit des Geistes und den Glauben behauptet, indem er sich aus der Vergänglichkeit in das Reich des Ewigen hinüber rettet. Diese Demuth und Erhabenheit des Geistes, durch welche wir von Furcht und Schmerz frei werden, ist das Gefühl der frommen Ergebung und Selbstverleugnung, welches der Dichter im Gemüth der Zuschauer erregen soll, um auf sie einen rein dichterischen Eindruck zu machen. Dieß Gefühl ist in seiner Tiefe und Reinheit christlich, und daher soll die Tragödie christlich seyn."

„Das Heidenthum kannte dieses Gefühl auch, aber nur als die stumme blinde Unterwerfung unter ein unausweichliches Schicksal; das Christenthum hat uns den Glauben an eine weise gerechte Weltregierung und eine liebende väterliche Vorsehung gegeben, durch welchen das Gefühl der Ergebung erst recht versöhnend und beruhigend wird. Wir glauben, daß die Zwecke, für welche wir kämpfen und leiden, weil sie die der sittlichen Welt sind, die Zwecke Gottes selbst sind; und daß, wenn wir dafür leiden, oder um ihretwillen untergehen, dieses nur zufolge seiner gerechten wei-

sen Vorsehung und immer zur Beförderung seiner weisen Absichten geschieht. Wir glauben mitten im Gedränge der endlichen Zweckwidrigkeit an eine ewige von Gott bewahrte Zweckmäßigkeit; und mitten durch das irdische Dunkel strahlt uns die Sonne des ewigen Lebens. Das christliche Gefühl der Ergebung verbindet sich mit dem der Andacht, erhebt sich zum höchsten Aufschwung des Geistes, im frommen freudigen Glauben an Gott, den Urquell alles Guten, den heiligen gerechten Regierer der Welt.“

„Das Gefühl der Ergebung ist die Seele der Tragödie, wenn diese sich auch nicht gerade traurig endigt. Wir haben Tragödien griechischer Dichter, welche einen glücklichen Ausgang haben; die neueren dieser Art, Göthe's Iphigenie, Schillers Wilhelm Tell, nennt man Dramen oder Schauspiele, weil die Benennung Trauerspiel dafür unpassend ist; es sind aber in der That Tragödien. Der Kampf der tragischen Helden ist die Hauptsache, und das Siegen oder Erliegen derselben ist nicht wesentlich; im Kampfe spiegelt sich das Gefühl der Ergebung ab, welches sich zuletzt in das freudige des Triumphes auflösen kann. Diese feinste Art der Tragödie, in welcher der Held

siegt,

siegt, kann man die sittliche nennen, weil darin die sittliche Geisteskraft die Auflösung des Widerstreits herbeiführt, und das höchste sittliche Gefühl des Selbstvertrauens und der Begeisterung das Abschließende und Versöhnende ist. Die sittliche Geisteskraft zeigt sich theils in der Geduld, theils in der Tapferkeit: die sittlich tragische Erhabenheit wird daher mehr der einen oder der andern dieser Tugenden angehören; beide aber müssen von einer großartigen Gesinnung beseelt und gehoben seyn, und die Tapferkeit ist größer als die Geduld. Die Wirkung dieser Art des Tragischen auf das Gemüth ist ergreifend und erhebend, auch da wo die Darstellung nicht gerade das rein dichterische Gepräge hat: und daher möchten uns mehr solcher Stücke zu wünschen seyn, als wir gegenwärtig davon besitzen."

„Die zweite Art der Tragödie ist die religiöse, wo die Lösung des Widerstreits in der Selbstverleugnung und Andacht, oder in der Unterwerfung unter das Schicksal geschieht. Das Schicksal ist nichts als die Abhängigkeit des Menschen von den Verhältnissen der Natur, die Verkettung aller Hindernisse und Vereitelungen, wodurch der menschliche Wille in

seinen

seinen Bestrebungen gehemmt oder erdrückt wird. Das Schicksal wird durch den verborgenen Gang der Geschichte herbeigeführt; eine höhere Hand leitet es, die aber mittelst der Geschichte wirkt. So muß auch im Gedicht, welches ein Spiegel der Welt seyn soll, das Schicksal sich durch die Handlung selbst bilden, die handelnden Personen müssen die Werkzeuge desselben seyn. Es ist gleichsam der feindseltge Geist, der den Menschen ihre Fehler, ihre Schwachheiten, ihre Kurzsichtigkeit ablauscht, und zu ihrem Verderben benutzt; es ist das Gesetz der Endlichkeit, vermöge dessen eine Kraft sich an der andern stößt, und sie überwindet oder von ihr überwunden wird. Es ist fehlerhaft, wenn das Schicksal außer der Geschichte in einem Orakel, sey es eines Gottes oder einer Hexe oder einer Zigeunerin, auftritt; es ist zugleich abergläubig und unchristlich: weil dadurch das Schicksal eigensinnig und willkührlich erscheint, nicht als eine Offenbarung des in der Welt wirksamen lebendigen Gottes, sondern als eine Art von gespenstischer Erscheinung, wovor man allenfalls ein Grauen, aber keine wahre Ehrfurcht fühlt. Durch die Anwendung eines solchen Schicksals geht alle dichterisch religiöse Wirkung verloren.

Denn nur dann, wenn das Schicksal in der Handlung selbst erscheint, wenn die handelnden Personen ihrer Beschränktheit und Schwachheit erliegen, wird der Zuschauer an seine eigene Abhängigkeit erinnert, und fühlt, daß er selbst dasjenige in sich trägt, woran ihn das Schicksal fassen und ins Verderben reißen kann. Dieß Gefühl aber ist eben der Anfang des Gefühls der Ergebung, der wahren Ergebung, welche mit dem Schicksal nicht hadert und ihm nicht murrend erliegt; während die Unterwerfung unter eine Grille des Schicksals nie so freudig demüthig seyn kann, wie die wahre Ergebung ist, welche aus dem Gefühl unserer Schwachheit entspringt. Die Anwendung eines solchen grillenhaften Schicksals unterdrückt auch die freudige Anerkennung einer gerechten Weltregierung und väterlichen Vorsehung, welche den Charakter der ächten christlichen Ergebung ausmacht. Indem wir hingegen durch unsere oder fremde Schuld leiden, leiden wir immer gerecht; wir büßen die Schuld der sündigen Menschheit, an welcher wir mehr oder weniger Theil haben; und wenn wir unsere Zwecke nicht erreichen, weil die Umstände zuwider sind, so glauben wir, daß es noch nicht an der Zeit ist, und daß wir dazu bestimmt sind, dafür

zu kämpfen und zu leiden, um Gottes Absichten zu befördern. Diese Anerkennung spricht sich entweder durch die handelnde Person selbst aus, welche theils den Untergang frei erwählt, theils sich willig vom Schicksal zerschmettern läßt, oder durch den Chor oder durch mithandelnde Personen; immer ist das Aussprechen dieser Anerkennung in einer Tragödie nothwendig, und geschehe es nur durch wenig Worte. Ich nenne diesen Theil des Tragischen die Betrachtung, und tadle es an den meisten neuern Dichtern, besonders an Shakespear, daß bei ihnen die Betrachtung vernachlässigt ist. Das Gefühl der Zuschauer bedarf einer Leitung und Unterstützung. Viele sehen nicht gern Trauerspiele, weil sie dadurch traurig gestimmt werden: solchen muß man dadurch zu Hülfe kommen, daß man sie zu höheren Gedanken erhebt.“

„Noch ist eine Art des Schicksals zu betrachten übrig, nämlich das sittliche. Das größte Unglück für den Menschen ist, sich vom Schicksal nicht bloß Leiden, sondern selbst Sündenschuld aufgeladen zu sehen: so daß er nämlich halb durch eigenen Fehler, halb durch Irrthum und durch den Drang der Umstände Verbrechen begeht, durch welche er untergeht. Es

muß

muß dabei eine gewisse sittliche Zurechnung Statt finden, so daß der Verbrecher sich schuldig fühlt; er muß aber doch nicht Alles verschuldet haben, damit er noch als ein Leidender erscheine und unsere Theilnahme verdiene. Der Fall des Oedipus, der hier gewöhnlich zum Beispiel genommen wird, ist gerade sehr unpassend: denn dasjenige, was ihm könnte zugerechnet werden, die Tödtung des Lajus, als eines Menschen überhaupt, wird ihm nach grechischen Begriffen nicht zugerechnet, steht auch gegen die daraus erwachsende Schuld des Vatermords und der Blutschande in gar keinem richtigen Verhältniß. Dagegen ist der Fall Wallensteins sehr passend, welcher, weil er mit der Idee des Verraths gespielt hat, durch die vorgreifende Leidenschaft seiner Freunde und die hinterlistige Pflichttreue des Octavio zum Verbrechen selbst hingerissen wird, und mit sich die Unschuld der Thecla und des Max in den Untergang zieht. Hier erwächst die Sünde aus einem kleinen Anfang zu einer ungeheuren Schuld, welche jedoch Wallenstein nur in so weit trägt, daß er noch unserer Theilnahme würdig bleibt. Der Fall in Müllners Schuld ist schon darum fehlerhaft, daß nur die Folgen der Schuld darin sich entwickeln und eine

Tra-

Tragödie vor der Tragödie vorausgesetzt wird; aber ich nenne ihn auch darum fehlerhaft, daß der Freundesmord mit einem Mal als Brudermord erscheint. So weit, meine ich, sollte man das Schicksal nie eingreifen lassen, daß es gleichsam durch Taschenspielerei die Sünden in schwerere verwandelt, weil dabei die Zurechnung aufhört; sondern die sittliche Idee soll immer herrschend bleiben, „daß es der Fluch der Sünde ist, fortgehend immer neue Sünde zu gebären," weil so bei dem, was das Schicksal für das Wachsthum der Sünde thut, immer noch eine gewisse Zurechnung Statt findet. Das Schicksal erscheint dabei nicht ungerecht, und das Gefühl der Demuth, das Bewußtseyn unserer sündhaften Schwäche, wird dadurch erregt: daß wir sehen, wie sehr wir auf unserer Hut seyn müssen, um nicht in das Verderben der Sünde zu gerathen."

„Die Tragödie der rein religiösen Art, wie ich sie bisher bezeichnet habe, ist nicht nur die schwerste Aufgabe für die Dichtung, sondern auch die mißlichste in ihrer Wirkung auf das Gemüth, zumal wenn ihr die erhebende und tröstende Betrachtung fehlt. Es ist daher zu wünschen, daß sich zu dem religiösen Erhabenen der Ergebung das sittliche Erhabene

der

der Tugend und Begeisterung geselle: so daß der Untergang der Helden entweder freiwillig durch Selbstaufopferung geschehe, oder daß doch die hochstrebende sittliche Kraft derselben, die Erhebung ihres Geistes über Leben und Tod, Glück und Unglück, das Gemüth der Zuschauer in eine Stimmung versetze, in welcher sie die Schläge des Schicksals ertragen können, ohne dadurch niedergedrückt zu werden. Diese Art des Tragischen möchte ich die sittlich religiöse nennen, von welcher es wieder verschiedene Mischungen gibt, je nachdem die sittlichen Zwecke der Helden mehr oder weniger allgemein menschlich sind, und je nachdem ihr Untergang mehr oder weniger freiwillig und zugleich das Werk des Schicksals und ihre sittliche That ist. Eine Tragödie, in welcher der Held um der Wahrheit und Gerechtigkeit, oder um irgend eines allgemein menschlichen Gutes willen, den freiwilligen Tod stirbt, nähert sich am meisten der sittlichen Art, wie ich sie vorher bezeichnet habe; und erfodert, wie diese, die wenigste Kunst der Darstellung, weil die Theilnahme an dem Zwecke für den Eindruck so sehr förderlich ist. Wo allgemein ansprechende Zwecke fehlen, da muß die entwickelte Kraft des Charakters den Mangel ersetzen; zu dessen

Dar-

Darstellung aber gehört die meiste Kunst. Don Carlos gefällt, bei einer verhältnißmäßig geringeren Kunst der Darstellung, darum so allgemein, weil die darin geführte Sache der Geistesfreiheit so sehr anspricht. Möge uns der Himmel Dichter schenken, welche von Begeisterung für sittliche Ideale, für die Vervollkommnung der Menschheit, für die sittlich-politische Verjüngung unseres Volks, erglühen und dafür zu entzünden wissen; welche der Dichtkunst die Weihe der Sittlichkeit und Frömmigkeit geben und die Bühne zur Schule der wahren Volksbildung machen; möge es uns, mit einem Wort, christliche Dichter schenken!“

Sie haben, sagte Hildegard nach geendigter Vorlesung, ganz die Idee der Tragödie entwickelt, welche dunkel in meiner Seele lag. Sie erklären sich zugleich ganz für Schiller, der auch mein Herz allein ganz befriedigt.

Aber Shakespear, sagte Otto, scheint bei Dir nicht sonderlich in Gunst zu stehen. Hamlet, dessen gefeiertestes Werk, ist ganz eine Schicksalstragödie; kein sittliches Ideal, kein großer Charakter tritt darin auf, und zugleich fehlt alle religiöse Betrachtung darin: damit kannst Du nach Deiner Ansicht nicht sehr zufrieden seyn.

Ich muß dieß gestehen, und begreife kaum, wie dieses, ohnehin so unregelmäßige und gedehnte Stück den Beifall der Kenner erhalten kann. Das große Talent des Dichters ist darin nicht zu verkennen; aber keine klare Idee ist darin ausgesprochen, und das Schicksal ist, so zu sagen, ganz heidnisch aufgefaßt, als ein blindes, hartes, das alles unter seinen Füßen zerschmettert.

„Ich habe auch immer bemerkt, daß der Eindruck, den dieses Stück auf die Zuschauer machte, erdrückend war.“

Glauben Sie aber, fragte Hildegard, daß das deutsche Theater je zur Schule wahrer Volksbildung werde erhoben werden? Das ernstere Streben irgend einer Theaterleitung würde an der Vergnügungssucht des Publikums scheitern.

„Wohl sehe ich die Schwierigkeiten ein; aber wenn die Schulen und die Schriftstellerei einer Aufsicht unterworfen sind, und letztere nur zu oft einer argwöhnischen und beschränkenden: warum sollte man das Theater nicht auch aus dem Gesichtspunkt, daß dadurch ein unendlicher Schaden und Nutzen gestiftet werden kann, einer Leitung unterwerfen, und zwar

der

der Leitung der geschmackvollsten und erleuchtetsten Männer der Nation?“

„„Welchen Kampf würde diese mit dem Ungeschmack zu bestehen haben!““

„Wenn man sie gehörig unterstützte, so würden sie siegen, und das nach und nach zum Besseren erzogene Publikum würde ihnen zuletzt selbst für ihre Bemühungen Dank wissen. Das Volk muß aber erzogen werden, und kann sich nicht selbst erziehen. Es ist zu viel aufs Spiel gesetzt, wenn man erwartet: daß der bessere Geschmack sich nach und nach aus dem Schlamm der Gemeinheit, aus der Verwirrung der widerstreitenden Geschmacksmoden sich emporarbeiten werde.“

„„Weimar wäre der Ort gewesen, wo sich ein solches Unternehmen hätte ausführen lassen; ein kunstliebender Fürst und ein Meister, wie Göthe, was hätten diese zusammen leisten können?““

„Göthe hat unendlich viel für die Ausbildung des deutschen Theaters gethan, aber mehr für die Ausbildung der Schauspielkunst, als des Geschmacks in der Theaterdichtung selbst. Er war zu sehr Welt- und Hofmann, um nicht dem Zeitgeschmacke zu huldigen. Mit Recht wollte er den Hund nicht aufs Theater lassen; aber er hätte auch nicht jedes erbärmliche Produkt, das

die Zeit brachte, jedes unsittliche Stück Kotzebue's, der Aufführung würdigen sollen. Nun hat dort, wie überall, der Ungeschmack den Sieg davon getragen, und wann und wo wird wieder eine so glückliche Constellation für das Theater erscheinen? O mein armes Vaterland! möge dich Gott aus der Verwirrung und Erschlaffung erretten, in welcher deine besten Kräfte sich zersplittern und ermatten!"

Amen! sagte Otto, nnd Hildegard stimmte mit einem Seufzer ein.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Theodor kam mit seinen Begleitern endlich in Schönbeck an. Mit welcher Freude empfing sie die, einen schönen Säugling auf dem Arme haltende Friederike, die glückliche Gattin des wackern Neuhof, welche jetzt zusammen das mütterliche Gut bewohnten und verwalteten! Wie herzlich war der Empfang bei Johannes und dessen liebenswürdiger Gattin, und bei dem alten Pfarrer, der seinen Zögling segnend begrüßte!

Theodor hatte von Allem, was ihn betraf, in Briefen Nachricht gegeben; mithin war der Entschluß Hildegards, ihrem Geliebten in seine Kirche und in den Stand eines Landgeistlichen zu folgen, Allen bekannt. Der alte Pfarrer hatte es mit Thränen der Freude vernommen, aber nachher doch einige Bedenklichkeiten geäußert: weil er fürchtete, daß die Liebe dabei mehr gethan habe, als die Ueberzeugung. Er ergriff

daher die nächste sich darbietende Gelegenheit, Hildegard zu prüfen, ob sie in den Grundsätzen seiner Kirche fest sey; wodurch er sich zugleich von den jetzigen Grundsätzen Theodors überzeugen wollte. Sie bestand diese Prüfung so gut, daß der Alte sie gerührt an sein Herz schloß, und rief: Gottes Segen mit Dir, meine Tochter, und mit Deinem Entschluß! Der Herr hat Dich erleuchtet, er wird ferner mit Dir seyn und Dich stärken!

Hildegard bat ihn, daß er sie in die Kirche, der sie schon längst durch die Ueberzeugung angehöre, einweihen möge; und fragte, welche Schritte dazu nothwendig seyen. Er foderte nichts von ihr, als daß sie, nachdem sie dem katholischen Pfarrer ihres Geburtsorts die Anzeige gemacht, daß sie mit Wissen und Willen ihres Vaters zur evangelischen Kirche übergehen werde, vor seiner Gemeinde das Bekenntniß dieses Uebertritts ablegen, und mit derselben das heilige Abendmahl genießen solle. Wir verlangen nicht, sagte er, daß Sie Ihre alte Kirche abschwören oder sie gar verfluchen sollen; Sie versprechen mir nur öffentlich mit Hand und Mund, daß Sie in Zukunft zu unserer Kirche gehören wollen, und besiegeln dieses Versprechen durch den Empfang des heiligen Sacraments.

Der

Der Tag der Feierlichkeit erschien. Nach der Predigt, welche Johannes hielt, nicht ohne passende Beziehungen auf den vorliegenden Fall, trat der alte Pfarrer vor den Altar, und erklärte der Gemeinde: daß eine Person vorhanden sey, welche, im katholischen Glauben erzogen, sich von den Vorzügen der protestantischen Kirche überzeugt und entschlossen habe, zu derselben überzutreten. Er sprach von dem unschätzbaren Werth der Gewissensfreiheit und von der Pflicht, seinen Glauben vor der Welt zu bekennen, und foderte die Gemeinde auf: bei diesem Anlaß, des Glückes der Theilnahme an der freien evangelischen Kirche sich zu freuen; sich zu prüfen, ob das Herz im Glauben fest und standhaft sey; und das neue Mitglied, das er geprüft und würdig befunden, mit Vertrauen und Liebe aufzunehmen. Er ließ hierauf Hildegard vor den Altar treten, und fragte sie: ob sie sich zum Glauben an die christliche Offenbarung, wie solche unmittelbar aus der heiligen Schrift erkannt werde, bekenne; und ob sie aus freier lauterer Ueberzeugung, um des Heiles ihrer Seele willen, in die Gemeinschaft der diesen Glauben bekennenden evangelischen Christen treten wolle? Und als sie hierauf mit Ja geantwortet, gab er ihr den Segen, und erklärte sie für ein Mitglied

der

der evangelischen Kirche, und würdig, zum Tisch des Herrn zugelassen zu werden.

Theodor, Friederike mit ihrem Gatten, und Anna, so wie die beiden Pfarrer, nahmen an der Kommunion Theil, die für sie die Bedeutung eines Familien-Bundesmahls erhielt. Alle gelobten, das neue Mitglied ihrer Kirche und ihres Familienkreises mit brüderlicher und schwesterlicher Liebe an ihr Herz zu schließen, und mit ihr vereint im christlichen Sinne zu leben und zu wirken. Theodor genoß das Sakrament als Weihe seines künftigen ehelichen und Berufslebens. Er hatte sich in diesen Tagen nochmals tief geprüft, und die Folge dieser Prüfung war das freudigste Gefühl der innern Festigkeit und Herzenslauterkeit gewesen, welches durch das Sakrament besiegelt wurde. Hildegard war von der ganzen Handlung tief ergriffen; in kindlicher Demuth knieete sie vor dem sie einsegnenden Pfarrer nieder, und eine höhere Kraft schien sich über sie zu ergießen, als er ihr die Hand auflegte; sie erhob sich gestärkt und ermuthigt. Zum Altar folgte sie Friederiken und Annen, die sie schon wie Schwestern liebte, die nun auch ihre Schwestern im Herrn geworden waren; sie fühlte, als sie mit ihnen das Brod und den

Wein empfing, welch eine Bedeutung in der religiösen Gemeinschaft liege, und gedachte an die von Theodor gegebene Erklärung von dem Wesen der Kirche, daß sie in der Gemeinschaft bestehe. Es war ihr, als wenn sie unsichtbare geistige Lebensarme umfingen und an das große liebequellende Herz der ganzen Christenheit drückten; sie fühlte dessen Pulse an dem ihrigen schlagen, und eine ätherische Wärme durchdrang ihren Busen. Als sie an ihren Platz zurückgekehrt war, sah sie ihren Theodor an den Altar treten. Auch er schöpft, dachte sie, aus dem Brunnquell der Liebe, aus dem ich geschöpft habe; sein Herz, wie meines, liegt am liebenden Herzen Christi; wir sind beide sein! Er war in Andacht versunken, und blickte nicht auf. Er sieht mich nicht, dachte sie, er denkt nicht an mich, sein Herz ist emporgerichtet; und doch denkt er auch an mich, da er an Christus denkt, in welchem ich lebe; seine Liebe zu mir läutert sich, indem sie sich zur Liebe Christi heiligt!

Nach dem Gottesdienst sagte Otto, von Rührung durchdrungen, zu Theodor: Fürwahr! ich möchte mit euch leben, und so, wie ihr heute gethan habt, mich geistig mit euch verbrüdern. Noch nie hat mich eine gottesdienstliche Feier so

ergriffen, wie die heutige. Aber ich glaube meinen Beruf zu erkennen, und will ihm folgen.

Das thue, sagte Theodor; dann bist Du auch unser Bruder im Geist, wenn Du für die evangelische Freiheit und Wahrheit lebst.

Der alte Schönfels hatte dem Gottesdienst ebenfalls mit großer Andacht beigewohnt, äußerte sich aber darüber nicht weiter, als daß er seine Tochter mit Innigkeit an sein Herz schloß, und leise sagte: Gott segne Dich, meine Tochter! Nach einiger Zeit sagte er zu Theodor: Mein Sohn! ich fühle es, ich kann nicht bei euch leben, und ein fremder Zuschauer eures Gottesdienstes seyn. Kann ich nicht Antheil daran nehmen, und mit euch das Abendmahl genießen, ohne daß ich ein Bekenntniß, wie Hildegard, ablege? Ich weiß nicht, was mich davon abhält, mich so öffentlich zu erklären; aber ich möchte dessen überhoben seyn. Ist es nicht genug, ein Christ zu seyn und das Bedürfniß der Andacht zu fühlen, um in die Gemeinschaft christlicher Andächtiger aufgenommen zu werden? Um eure Lehrsätze kümmere ich mich nicht; genug, ich will mit guten Menschen, ich will mit meinen Kindern mein Herz zu Gott erheben.

Theodor sprach darüber mit Johannes und dem alten Pfarrer. Mein künftiger Schwiegervater,

vater, sagte er, sieht den Unterschied der Kirchen für nicht so bedeutend an, wie wir, und ich glaube nicht, daß er sich eines Bessern überzeugen läßt; er ist zu alt dazu, um sich in neue Vorstellungen zu finden. Ich dächte, wir sähen auf das Wesentliche, und nähmen ihn in unsere Gemeinschaft ohne Weiteres auf. Anders war es bei Hildegard, die als die künftige Gattin eines evangelischen Predigers auf eine feierlichere Weise aufgenommen werden mußte.

Der alte Pfarrer schüttelte den Kopf, und sagte: das wird nicht gehen!

Johannes trat auf Theodors Seite, und bemerkte: daß keine bestimmte Form vorgeschrieben sey, unter welcher die Aufnahme eines Katholiken in die protestantische Kirche geschehen müsse. Er halte die Erklärung an den Pfarrer und die öffentliche Theilnahme am Abendmahl für hinreichend.

Der alte Pfarrer meinte aber: wenigstens müsse doch die Anzeige des Uebertritts bei der katholischen geistlichen Behörde vorhergehen, weil sonst der Uebertritt nicht kirchenrechtlich beurkundet sey. Man könne nicht eine Gesellschaft verlassen, ohne es ihr zu erklären; und eine Kirche sey eine rechtliche Gesellschaftsverbindung.

Johannes gab ihm hierin Recht, und Theo-

dor

dor ließ es sich gefallen, indem er seinen Schwiegervater zu diesem Schritt zu bewegen hoffte.

Der alte Schönfels lächelte, als ihm Theodor diese Zumuthung machte, und sagte: Ihr Geistlichen seyd überall dieselben! Ihr wollt nur den Triumph haben, daß ihr der andern Kirche eine Seele abspenstig gemacht habt. Nun wohl! ich will es thun, weil ihr es haben wollt.

Er schrieb an den Pfarrer seines Wohnsitzes, was man verlangte, und befriedigte auch den alten Pfarrer von Schönbeck durch die Erklärung: daß er in der evangelischen Kirche, als in welcher er die meiste Nahrung für sein Herz finde, leben und sterben wolle. Und so nahm er das nächste Mal mit seinen Kindern am Abendmahl Theil.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Theodor ließ sich indessen bei der geistlichen Oberbehörde des Landes prüfen, und in die Zahl der Candidaten des Predigtamts aufnehmen. Man zeigte sich willig, einen so ausgezeichneten jungen Mann bald, und nach seinem Wunsche, anzustellen. Der alte Pfarrer und Johannes thaten ihm Vorschläge wegen der Wahl eines Pfarramtes in der Nähe, wo gerade einige Stellen durch Versetzung erledigt werden konnten; wenn das Consistorium dazu die Hand bot, wie zu erwarten war. Aber Theodor trug sich mit einem andern Plan.

Dicht bei Schönbeck lag ein Dorf, das in ein anderes ziemlich entfernt liegendes eingepfarrt war, so daß die Einwohner im Winter einen sehr beschwerlichen Kirchgang hatten. Es traf sich eben, daß der Besitzer des dasigen Rittergutes gesonnen war, es zu veräußern; und Theodor faßte den Entschluß, es zu kaufen, da-

selbst

selbst eine Kirche nebst Pfarr- und Schulhaus zu bauen, das Gut zu zerschlagen und unter die Bauern gegen einen Erbpacht zu vertheilen, und mit dem Ertrag die Kirche, Pfarrei und Schule auszustatten. Dazu aber bedurfte er die Einwilligung seines Schwiegervaters. Zwei Drittheile seines Vermögens mußte er auf diese Weise weggeben; und es war möglich, daß der Alte, aus Rücksicht auf die zu erwartenden Enkel, eine solche Verminderung des Vermögens seines Schwiegersohns ungern sah.

Als ihm Theodor seinen Plan mittheilte, sagte der Alte: Recht so, mein Sohn! Nicht bloß die Geistesgaben, auch die Güter, die man hat, soll man demjenigen widmen, wozu man Lust und Liebe hat. Sie bezeichnen durch diese Stiftung auf ewige Zeiten Ihre Liebe zum geistlichen Stand, die Sie aus dem Gewirr der grossen Welt wieder zurückgeführt hat. Aber Sie sollen nicht allein opfern; auch Hildegard soll etwas tragen.

Als Otto davon hörte, drang er darauf, daß Theodor einen Theil des auf ihn fallenden Vermögens, anstatt des Beitrags von Hildegard, zu der Stiftung annahm. Friederike zürnte ihrem Bruder, daß er ihr nicht gleich anfangs seinen Plan mitgetheilt; und bat ihn, mit Einwilligung

ihres

ihres Mannes, sie ebenfalls an der Stiftung Theil nehmen zu lassen.

So hat einer, der den Anfang mit einer guten Sache macht, immer seine Nachfolger; und hat er, im ersten Eifer, zu viel auf seine Schultern gelegt, so werden ihm gewiß Andere von der Last abnehmen. Nur Vertrauen zu sich selbst, zu guten Menschen und zu Gott: so werden alle guten Unternehmungen wohl gelingen!

Hildegard vernahm Theodors Plan mit Freuden. Sie erkannte ganz das Große und Edle darin, unterließ aber doch nicht zu bemerken: daß sie sich auf diese Weise ihr Wohnhaus so bequem und geschmackvoll, als sie wünschten, einrichten könnten. Theodor lächelte zu dieser Bemerkung, und sie sagte mit Erröthen: Ist es Unrecht, bei dem Gemeinnützigen auch an unsern eignen Vortheil zu denken?

Nein, Liebe! antwortete Theodor; es ist sogar zu wünschen, daß der gemeinsame und besondere Vortheil, das Höhere und Niedere, immer zusammentreffen, so wie Geist und Fleisch sich durchdringen. Ich mußte über die weibliche Natur dieser Bemerkung lächeln. Aber ich will es nur gestehen, ich selbst habe bei dem gefaßten Plan daran gedacht, daß ich Ihnen einen gefälli-

gen

gen Wohnsitz bereiten wollte. Sie haben so viel für mich und meinen Beruf aufgeopfert, und das Opfer dauert durch das ganze Leben: ich muß also dafür sorgen, daß ich Ihnen die gewählte Lebensart so wenig als möglich verleide.

Hildegard beschwerte sich, daß er ihr so wenig Kraft der Seele zutraue, um solche Kleinigkeiten nicht überwinden zu können.

Kleinigkeiten, erwiederte er, welche, wie häusliche Unbequemlichkeit, Unreinlichkeit u. dergl., alltäglich einwirken, gewinnen mit der Zeit eine große Gewalt auf das weibliche Gemüth; und man muß sich mit solchen Feinden in keinen Kampf einlassen, sondern sie, wo möglich, sogleich aus dem Wege räumen.

An einem der folgenden Tage machte sich die ganze Gesellschaft auf, das Dorf Wiesenau, wo das Rittergut zu verkaufen war, zu besehen. Man fand die Lage des Dorfes und besonders die des Rittergutes auf einem Hügel sehr anmuthig; das Wohngebäude desselben aber war sehr altfränkisch und baufällig. Theodors Idee, „das alte Schloß mit den daranstoßenden Wirthschaftsgebäuden, welche ohnehin bei der vorzunehmenden Zerschlagung des Gutes überflüssig wurden, abzubrechen, und die Kirche, Schule und Pfarrei auf dessen Stelle zu bauen," fand bei Allen Beifall,

fall, und Hildegard war besonders dafür eingenommen. Man erkundigte sich bei dem zum Verkauf beauftragten Verwalter des Gutes nach dem Kaufpreiß, den man annehmlich fand, und unter gewissen Bedingungen annahm.

Man ließ hierauf den Schulzen des Dorfes kommen, und legte ihm den Plan zur Zerschlagung des Gutes vor. Dieser war sehr erfreut darüber, indem die Gemeinde selbst damit umgegangen war, das Gut zu kaufen, aber nicht das nöthige Kaufgeld hatte zusammen bringen können. Als Theodor äußerte, daß er der Gemeinde eine Pfarrei stiften und eine Kirche sammt Schul- und Pfarrgebäuden bauen wollte, war der Mann so überrascht, daß er vor ihm niederfiel und seine Kniee umfaßte. Sie werden, rief er, der Wohlthäter unserer Gemeinde in geistlicher und leiblicher Weise! Sie machen uns alle durch Zerschlagung des Gutes zu wohlhabenden Menschen, und dazu fügen Sie noch das Glück, eine eigene Kirche und Pfarrei zu haben!

Theodor hob ihn auf, und sagte: nicht von mir allein kommt die Wohlthat; alle, die hier stehen, haben daran Theil, und dann habe ich meinen eigenen Nutzen dabei im Auge; das

Alles soll für mich gestiftet werden, und, wenn ihr mich wollt und das Consistorium nichts dagegen einzuwenden hat, so will ich euer Pfarrer werden.

Aus Ihnen spricht, erwiederte der Mann mit Thränen, der Geist Ihrer seligen Frau Mutter, die ich wohl gekannt habe! Sie hatte Sie zum Pfarrer ihres Orts bestimmt, nun wollen Sie der unsrige werden. O mit tausend Freuden nehmen wir Sie an, und wollen Sie als unsern Herrn und Wohlthäter auf den Händen tragen!

Alle waren gerührt, und Hildegards große blaue Augen, von Freuden-Thränen gefeuchtet, leuchteten wie die Sonne, welche durch Frühlingsregen bricht. Auch ihr Vater war sehr bewegt; aber um seine Rührung zu verbergen, ergriff er Hildegard beim Arm, und führte sie dem Dorfschulzen zu, indem er scherzend sagte: Und wollt ihr diese zur Frau Pfarrerin haben?

Hildegard war von Rosengluth übergossen, und sagte leise zum Vater: Vater, welch ein Scherz!

Der Schulze sagte: O man sieht's dem Fräulein an, daß sie gut, wie ein Engel, ist. Sie wird sich unsrer Frauen und Mädchen als eine Mutter annehmen; sie ist hochgeboren,

aber

aber sanft und demüthig. Er bot ihr die Hand, und sagte: Nun, es gilt, Fräulein! Sie werden unsere Frau Pfarrerin, wir wollen Sie verehren und lieben!

Ja, antwortete sie einschlagend, ich bitte um eure Liebe!

Theodor legte nun dem Consistorium seinen Plan wegen des Dorfes Wiesenau vor, und bat um die daselbst zu errichtende Pfarrstelle. Er hatte zugleich auf die Entschädigung der Pfarret, zu welcher das Dorf bisher gehört hatte, Bedacht genommen: so daß die geistliche Oberbehörde gar kein Bedenken fand, den Plan zu genehmigen, vielmehr den großmüthigen Stifter höchlich belobte, und ihm die Pfarrei mit Freuden übertrug. Der Kauf mit dem Besitzer des Ritterguts wurde abgeschlossen, so wie der Vertrag mit der Gemeinde, welche die Aecker des Guts unter sich vertheilte; und nun ging Theodor an den Entwurf der zu errichtenden Gebäude. Er erbat sich die Hülfe eines geschickten geschmackvollen Baumeisters, den er in *** kennen gelernt hatte; und dieser legte ihm, nachdem er die Oertlichkeit in Augenschein genommen hatte, Plane vor, welche mit den Freunden geprüft wurden. Theodors Idee, vom evangelischen Kirchenbau, fand die

Billigung des Baumeisters, und er entwarf hiernach den Plan zu einer Dorfkirche, welche für musterhaft gelten konnte. Auch für ein schönes Altargemälde sorgte Theodor, und für eine schöne Orgel.

Welche angenehme Beschäftigungen und Unterhaltungen für Theodor, Hildegard und die Ihrigen, die ihnen die Prüfung der Plane und die Leitung und Besichtigung der bald darauf beginnenden Bauarbeiten verschaffte! Die Zeit, welche bis zur Vollendung der Baue verfloß, benutzte Theodor, um sich im Predigen zu üben. Der alte Pfarrer, Johannes und Hildegard waren für ihn treffliche Lehrmeister; am Herzen der letztern prüfte er seine Kunst, zum Herzen zu reden. Ueberdieß beschäftigte er sich mit den Vorbereitungen zur Ausführung seiner Ideen für die Verbesserung des Schulwesens und der Liturgie, worin ihm die geistliche Oberbehörde sehr behülflich zu seyn versprach. Er sorgte für einen guten Orgelspieler und Gesanglehrer, indem er durch die Verbesserung des Gesangs den Gottesdienst zu verschönern gedachte; auch berief er mit Bewilligung des Consistoriums einen tüchtigen Schulmann, den er früher kennen gelernt und erprobt hatte.

Otto

Otto hatte unterdessen die nöthigen Schritte gethan, um sich die Anwartschaft auf eine Stelle in dem Domkapitel von ... zu verschaffen. Er wollte aber den Weg von unten auf machen, und sich in ein Seminar aufnehmen lassen, nachher auch eine Zeit lang eine Pfarrei verwalten. Er wollte nur noch Theodors Einsetzung in seine Pfarrei und die Vollziehung seiner Verbindung mit Hildegard abwarten, und dann an den Ort seiner Bestimmung abgehen.

Endlich war die Kirche mit den übrigen Gebäuden fertig, und es war eine Lust, die Anlage anzusehen. Die Kirche lag in der Mitte, von einem wohl eingefriedigten Kirchhof umgeben; rechts das Pfarrhaus, links das Schulhaus, beide ebenfalls mit Höfen und Gärten umgeben. Die Gärten hatte Theodor gleich beim Anfang des Baues anlegen lassen, und die jungen Bäume und Hecken grünten schon lustig.

Der zur Feierlichkeit der Kirchweihe und der Einsetzung des Pfarrers bestimmte Tag war gekommen. Der alte Pfarrer hatte sich vom Superintendenten des Sprengels das Geschäft, Theodoren einzuführen, übertragen lassen;

sen; denn davon versprach er sich die letzte höchste Freude seines Lebens. Er erschien an diesem Tage wie verklärt, und sprach mit einer seltenen Kraft der Rührung. Die ganze Feierlichkeit war höchst ansprechend und ergreifend, wozu das Außerordentliche der Veranlassung und die verständige und geschmackvolle Anordnung gleich viel beitrugen. Theodors Predigt war ohne jene Kunstgriffe gearbeitet, welche in solchen Fällen gewöhnlich angewendet werden, um zu rühren. Er sprach von der Wichtigkeit des Lehramts und der Pflicht, dem dafür erhaltenen Rufe zu folgen, mit vieler Wärme; aber die Beziehung auf sich selbst und seine Geschichte ließ er nur durchschimmern, und erst zuletzt, als er sich der Gemeinde empfahl, und sich verpflichtete, ihr treu als Diener des Worts vorzustehen, wurde seine Rede andringend und beziehungsvoll.

Nach dem Gottesdienst bewirthete Theodor die Seinigen und die Angesehensten des Dorfs im neuen Pfarrhause. Die herzlichste Fröhlichkeit herrschte bei dem einfachen Mahl, und der alte Pfarrer war wie verjüngt. Er scherzte heiter mit Hildegard, neben welcher er saß; aber oft, wenn er auf Theodor, der ihm gegen-

genüber saß, die Augen heftete, war er in Entzücken verloren.

Nachmittags ging die Gesellschaft hinaus ins Freie, um dem Feste beizuwohnen, welches Theodor für die Dorfjugend veranstaltet hatte. Ein heiterer Himmel lachte über den fröhlichen Menschen, und spiegelte sich in jedem Auge.

Am Abend gingen Alle nach Schönbeck zurück, bis auf Theodor, der in seiner Pfarret blieb. Beim Abschied sagte Theodor leise zu Hildegard: Bald, hoffe ich, Geliebte, sehen wir uns hier wieder! Er deutete auf ihre nahe bevorstehende Verbindung. Sie drückte ihm die Hand, und erröthete.

Am andern Morgen kam ein Bote von Schönbeck an Theodor, ihm zu melden: daß der alte Pfarrer tödtlich darnieder liege und ihn noch zu sehen wünsche. Er eilte hinüber, und fand schon Alle um das Krankenbette versammelt.

Mein Theodor! rief ihm der Alte entgegen, sehe ich Dich noch ein Mal? Der gestern mit Freude überfüllte Geist will seine Fesseln sprengen, und eilt, sich in das Land der ewigen Freude emporzuschwingen. Das war mein

Wunsch,

Wunsch, Dich noch als Diener des Worts zu sehen, dann wollte ich gerne sterben; nun geschieht, was ich wünschte. Ich habe Dich gesegnet, mein Werk ist vollbracht; nun gehe ich zu Deiner Mutter, ihr die Kunde zu bringen.

Theodor knieete am Bette nieder, und, wie zu ihm hingezogen, knieete Hildegard neben ihm.

Du edles frommes Paar! sagte der Alte, die Hände auf sie legend — Gott sey mit Dir!

Alle standen tiefgerührt umher. Der Alte schwieg, die Hände noch immer auf Theodor und Hildegard haltend, als betete er.

Endlich zog er seine Hände zurück, und ließ die Knieenden aufstehen. Eine verklärende Heiterkeit überstrahlte sein Gesicht, und er sagte: Der Freude übersättigt, bin ich noch nach neuer begierig. Ich will freudig hinübergehen, und ihr sollt nur Freudenthränen um mich weinen! Johannes, segne noch dieses Paar ein, derweil ich athme, ich habe noch eine kleine Stunde Zeit!

Johannes sah Theodor und den alten Schönfels einen Augenblick zögernd an, und als diese ihm zuwinkten, ging er hinweg, und kam im geistlichen Ornat zurück.

Er leitete die Trauhandlung mit wenigen Worten ein, indem er bemerkte: wie schicklich es sey, den Bund der Herzen im Angesicht des Todes einzuweihen; da derselbe bis an den Tod, ja bis über den Tod hinaus dauern solle; und wie die christliche Hochzeitfreude sich wohl mit der Trauer über den Hinschied eines geliebten Vaters verbinden könne, ohne dadurch getrübt zu werden, und vielmehr dadurch gereinigt und befestigt werde. Hierauf legte er die Hände des Paars zusammen, und segnete es ein.

Der Sterbende hatte, mit dem Kopf auf seine linke Hand und auf Annas Arm gestützt, der Handlung aufmerksam zugesehen, so daß seine Augen auf das Brautpaar gerichtet waren.

So, selig lächelnd, lag er noch, als die Handlung vorüber war. Theodor führte ihm seine Braut zu, und knieete mit ihr vor dem Bette nieder, um nochmals seinen Segen zu empfangen. Er schien die rechte Hand heben zu wollen; Theodor ergriff sie, aber sie war schon kalt. Er wollte die Lippen regen, aber brachte nur ein schwaches Lallen hervor. Wenige Augenblicke darauf hauchte er den letzten Athem aus.

So sanft und selig, sagte Johannes, sey unser aller Tod!

Alle hielten noch lange die Blicke auf das heitere Angesicht des Verblichenen geheftet. Alle vergossen Thränen, aber es waren die Thränen der sanften Wehmuth; niemanden erschien der Tod in dieser Gestalt abschreckend. Anna drückte dem Entschlafenen die Augen zu, und sagte: Ruhe sanft, guter Vater!

Man verließ nun das Sterbezimmer, und Theodor nahm, mit seiner Hildegard am Arm, den Weg über den Kirchhof an das Grab seiner Mutter. Hier knieete er mit ihr nieder. Sie hatten es schon ein Mal mit einander besucht, und dabei ihre Herzen gegen einander ergossen; jetzt schwiegen sie, und hielten nur ihre Hände gefaßt. Als sie zu Hause gekommen waren, fielen sie einander in die Arme, und Theodor sagte: Nun bist Du mein, im Angesicht des Grabes geweihet, mein bis an das Grab, bis jenseit des Grabes! Ewig, ewig Dein! rief sie, ihn fester umschlingend.

Noch an demselben Tage führte Theodor sein junges Weib heim, und der alte Schönfels zog mit seiner Tochter ein. Alle Verwandten und Freunde waren Abends um das

Brautpaar versammelt. Laßt uns heiter seyn, sagte Theodor, wenn auch mit Thränen im Auge! Das ist der Wille des Entschlafenen.

Am dritten Tage wurde das Begräbniß gehalten, und Johannes sprach rührende Worte am Grabe seines väterlichen Lehrers.

Einige Tage später reiste Otto ab. Sein Abschied vom Vater, von der Schwester, von Theodor war schmerzlich, und er sagte: Geht es mir nicht, wie ich will, so komme ich zu euch, und lebe an eurer Seite.

Es geht gewiß, erwiederte Theodor, wenn Du willst; und beim Wiedersehn wollen wir uns Deiner Fortschritte zum Ziele freuen!

Ihr habt thränenreiche Hochzeittage! sagte der alte Schönfels, dem der Abschied vom Sohne sehr wehe that, zu seinen zurückbleibenden Kindern.

Es sind Thränen der Liebe, Vater! erwiederte Theodor — und die Liebe macht auch im Schmerze selig. Und wie könnte ich mein Glück ertragen, wenn es nicht durch Trauer gemildert wäre? Nach langem Irren habe ich meinen Beruf wiedergefunden, und meine Fehlgriffe haben mich in der Wahrheit nur mehr

befestigt; die Liebe hat mir in einer gleichgesinnten zartfühlenden Gattin den Schutzgeist weiblicher Frömmigkeit zur Seite gegeben, der mich in meiner Wirksamkeit oft leiten, immer unterstützen wird. Nicht wahr, liebste Hildegard, das willst Du thun?

Hildegard lehnte sich auf seine Schulter, und sagte, mit Thränen in den Augen, lächelnd: Du hast alle Gewalt über mich; wohin Du gehst, dahin folge ich Dir!

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Sach:

Sachregister.

A.

Beschaulichkeit, II. 192 ff.
Böse, das, ist nicht an sich, II. 117 ff.

C.

Casteyung, II. 349 ff.
Christenthum, ästhetische Ansicht desselben, I. 328 ff., 333 ff.
Christenthum, sittliche Ansicht desselben, II. 286 ff.
— — Uebersicht von dessen Geschichte, II. 424 ff.
Christenthum, Urgeschichte desselben, II. 252 ff.
Cultus, katholischer, II. 326 ff.
— protestantischer, II. 335 ff.

E.

Ehelosigkeit der Geistlichen, II. 42 ff.

Sachregister.

F.

Freiheit in der Kirche, II. 79 ff.
Freundschaft, II. 56 ff., 499 ff.
Frömmigkeit, weibliche, II. 400 ff.

G.

Gebet, I. 53. 401 ff.
Geist, dessen Verhältniß zum Körper, II. 125 ff.
Gemeinschaft, I. 153 ff.
— — christliche, I. 158 ff.
Gnadenwahl, II. 285 ff.
Gottheit Christi, I. 41. 344 ff. 350. II. 271 ff.

H.

Heilige, Verehrung derselben, II. 145 ff.
Herrenhuter, I. 63 ff.
Hierarchie, II. 9 ff. 33 ff. 421.

J.

Jesu Tod, II. 472 ff.
— Auferstehung, II. 258 ff.
Iffländische und Kotzebuische Stücke, I. 204 ff.
Juden, II. 172 ff. 494.
Jungfrau von Orleans, I. 123 ff.

K.

Katholicismus und Protestantismus, ihr Verhältniß zur Offenbarung, II. 21 ff.

ihr

Sachregister.

ihr geschichtliches Verhältniß, II. 36 ff.
ihr Verhältniß zur Volksbildung, II. 46 ff.
Kirche, alleinseligmachende, II. 413 ff.
— äußere Darstellung derselben, II. 17 ff.
— besteht in der Gemeinschaft, I. 158 ff. II. 324 ff. 419.
— deutsche, II. 76 ff.
— englische, II. 72.
— holländische, II. 73 ff.
— ihr Verhältniß zum Staat, II. 488 ff.
— katholische, ihre Umwandlung, II. 441 ff.
Kirchenbau, protestantischer, II. 302 ff.
Kritik, biblische, II. 256 ff.
Kunst, antike und christliche, II. 313 ff.
— katholische und protestantische, II. 360 ff.

L.

Lehre, Einheit, Freiheit derselben, II. 15 ff.
Liebe, II. 499 ff.
Lüsternheit in der Kunst, II. 352 ff.

M.

Maria, deren Verehrung, II. 404 ff.
Messe, II. 330 ff.
Münster, Freiburger, II. 296 ff.
— Straßburger, II. 227 ff.
Musik, in der Kirche, II. 468 ff.

Sachregister.

Musik, wahrer und falscher Geschmack in derselben, I. 247 ff.

Mysticismus, falscher, II. 98 ff.

N.

Naturansicht, heitere und düstere, II. 104 ff.

— — christliche, II. 108 ff. 139 ff.

Neigung und Pflicht, II. 339 ff.

O.

Offenbarung, I. 114 ff., 138 ff.

Offenbarungsglaube, I. 161 ff.

P.

Pantheismus, christlicher, II. 129 ff.

Peterskirche, II. 354 ff.

Philosophie, Schellings, I. 80 ff. 84 ff.

— — vermittelnde, I. 111 ff.

Prediger, dessen Wirksamkeit, I. 264 ff. 271 ff.

Predigten, moralische, I. 56 ff.

R.

Rationalismus und Supernaturalismus, I. 69 ff., 240 ff., 264. 281 ff., II. 263.

Rechtfertigung, I. 5. 49., II. 280 ff.

Reformation, geschichtliche Bedeutung derselben, II. 36 ff.

Religion, ihr Verhältniß zur Sittlichkeit, I. 227 ff.

Sachregister.

Religionswechsel, II. 375 ff.
Rom, altes und neues, II. 342 ff.

S.

Sacramente, I. 348 ff. 392.
Schleiermachers Reden über die Religion, I. 228 ff.
Schönheit, Begriff derselben, I. 312 ff., II. 204.
Scholasticismus der Theologie, II. 262 ff.
Schöpfung aus Nichts, II. 139 ff.
Schrift, heil., buchstäbliche Auffassung derselben, II. 91 ff.
Selbstrache, II. 150 ff.
Sittenlehre, kantische, I. 21. 82 ff. 224 ff.
Staatsklugheit, ihr Verhältniß zur Sittlichkeit, I. 292 ff.
Strafen, göttliche, I. 305 ff.
Symbolik der Religion, I. 324 ff.
— des Christenthums, I. 339 ff.
— des Katholicismus, II. 327.

T.

Tanz, I. 173 ff.
Tod, Erhebung über denselben, II. 128 ff.
Tradition, II. 24 ff.
Tragödie, christliche, II. 507 ff.

U.

Unduldsamkeit, II. 485 ff.
Unsterblichkeit, I. 380 ff., II. 199 ff.

Sachregister.

V.

Vaterlandsvertheidigung, I. 385 ff.
Vernunft, deren Unvermögen, II. 89 ff.
Völkerbildung, verschiedene, II. 156 ff.
Vorherbestimmung, II. 174 ff., 285 ff.
Vorsehung, II. 215 ff.

W.

Wahrheit, wissenschaftliche und kirchliche, II. 260 ff.
Wohlthätigkeit, II. 180 ff.
Wunder, I. 18. 143 ff., II. 191. 253.

Nöthige Verbesserungen.

I. Theil.

S. 93. Z. 10. v. o. l. erhalten st. halten.
— 123. Z. 9. v. o. l. noch folgende st. nachfolgende.

II. Theil.

— 13. Z. 7. v. u. l. zeugt st. zeigt.
— 55. Z. 13. v. o. l. erhoben st. erhaben.
— 61. Z. 6. v. u. l. uns schlagen st. ausschlagen.
— 116. Z 8 v. o. l. Siehl st. Söhl.
— 140. Z. 1. v. u. l. dir st. die.
— 152. Z. 6 v. u l. alte st. alle.
— 154 Z. 10. v. o. l. rechts st. links.
— 195. Z. 3. v. u. l. dann st. denn.
— 253. Z. 9. v. u. l. sehen st. stehen.
— 371. Z. 3. v. o. l müssen st. müsse.
— 416. Z. 7. v. o l noch st. auch.
— 526. Z. 9. v. u. l. mit st. weil.

Mehrfache Verschlingungen.

I. Theil.

23.	3	10.	0.	1.	verschlungen u. Knoten.
123.	3.	0.	1.		noch fortgesetzt u. noch-
					mals.

II. Theil.

13.	3.	7.	0.	1.	gemischt u. getrennt
53.	3.	13.	0.	1.	verschlungen u. verknüpft.
61.	3.	6.	0.	1.	mehrfach verschlungen u. ver-
					knüpft.
116.	3	8	0.	1.	Gleich u. Ungleich.
140.	3	7.	0.	1.	Gut u. Böse.
154.	3	6	0	1	Leute u. Code.
154	3	10.	0.	1.	verknüpft u. Kette.
165.	3	9.	0.	1.	Form u. Inhalt.
233.	3.	9.	0.	1.	Leben u. Tod.
371.	3	5	0.	1	mischen u. Welle.
416.	3.	5.	0	1	Mord u. Gericht.
536.	3.	9.	0.	1.	Ring u. Kreis.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wette, Wilhelm Martin Leberecht <<de>>,

Theodor oder des Zweiflers Weihe Bildungsgeschichte eines evangischen Geistlichen

Bd.: 2

Berlin 1822

P.o.germ. 1588 x-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123066-2